Garantien der Harmonie und Freiheit

Wilhelm Weitling,
Franz Mehring

Garantien der Harmonie und Freiheit

Von Wilhelm Weitling

Jubiläums-Ausgabe

Verlag Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68



Wilhelm Weitling

Garantien der Harmonie und Freiheit

Von Wilhelm Weitling

Jubiläums-Ausgabe

Mit einer biographischen Einleitung und Anmerkungen herausgegeben ∴ ∴ von Fr. Mehring ∴ ∴

Berlin 1908
Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68
(Hans Weber, Berlin)

,5C—

Sozialistische Neudrucke

II

Einleitung.

Binnen weniger Monate vollendet sich ein Jahrhundert seit der Geburt Wilhelm Weitlings, der dem ersten Jahrzehnt der deutschen Arbeiterbewegung das geistige Gepräge gegeben hat. Sein Name ist heute noch unvergessen in den Reihen des kämpfenden Proletariats, aber seine Gedanken sind ihm fremd geworden, mit Recht und mit Unrecht.

Mit Recht, denn diese Gedanken können dem proletarischen Klassenkampfe nicht die richtigen Wege weisen, wie sie es selbst bei Lebzeiten Wilhelm Weitlings schon nicht mehr konnten; Weitling hat in vollem Maße das herbe, das tragische Los erfahren, von den Wellen verschlungen zu werden, denen nicht zuletzt sein Spaten die hemmenden Dämme abgetragen hatte.

Mit Unrecht, denn jenes erste Jahrzehnt der deutschen Arbeiterbewegung, von dessen Lippen vor anderen Weitling das Siegel gelöst hat, gehört zu ihren rühmlichsten Erinnerungen. Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, und die deutschen Arbeiter der Gegenwart dürfen mit Genugtuung und Stolz ihrer Vorfahren gedenken, die vor zwei Menschenaltern durch den Mund Wilhelm Weitlings ihre Klagen erhoben, ihre Hoffnungen verkündet, ihre Forderungen begründet haben.

Er selbst sagt in seiner bedeutendsten Schrift: „Der Fortschritt ist ein Gesetz der Natur, sein Stillstand ist die allmähliche Auflösung der Gesellschaft. Diese zu verhindern, jenen zu befördern ist unser aller Sache und nicht die einer privilegierten Kaste. Darum habe auch ich mich an dieses Werk gemacht; meine zahlreichen Kameraden sprachen mir dazu Mut ein. Du, sagten sie, teilst unsere Meinungen, kennst unser Verlangen und unsere Wünsche, wir geben Dir die Gelegenheit, also auf, mache Dich rüstig an die Arbeit, so lange Du noch dazu die

Kraft in Dir fühlst. Das war der Aufmunterung genug! was brauchte es da mehr. Sie arbeiteten für mich, ich arbeitete für sie; hätte ich es nicht getan, hundert andere hätten sich statt meiner dafür gefunden; aber ich hatte die Gelegenheit, mithin war es meine Pflicht, sie zu benutzen. Vorliegendes Werk ist also nicht mein Werk, sondern unser Werk; denn ohne den Beistand der anderen hätte ich nichts zustande gebracht. Die gesammelten materiellen und geistigen Kräfte meiner Brüder habe ich in diesem Werke vereinigt. Diese Zusammenstellung wird aber in der Folge noch bedeutend verbessert werden, denn vollkommen ist nichts unter der Sonne." Nun, verbessert worden ist das Werk seit seinem ersten Erscheinen bedeutend, wenn auch nicht, wie er hoffte, durch den Verfasser selbst, aber für seine Zeit war es ein großer Fortschritt, der ihm von den Feinden noch drastischer bezeugt wurde, als von den Freunden.

Es warf seinen drohenden Schatten selbst über die Völker, die sich damals rühmten, die freiesten des Erdballes zu sein. Die Gelehrten und Staatsmänner der Schweiz, die mit ihrem sagenhaften Tell und ihrem nicht minder sagenhaften Winkelried prahlten, ehrten des Landvogts Angedenken durch ein Ausnahmegesetz gegen Weitling und Weitlings Genossen; die Gelehrten und Staatsmänner des französischen Julikönigtums machten ihre Sbirren mobil, um die löschpapierenen Hefte des armen Schneidergesellen zu verbrennen, und selbst das Weltblatt der englischen Bourgeoisie schlug sich in langen Artikeln mit diesem beredten Vorkämpfer des Proletariats.

Dafür wurde die Schrift Weitlings um so freudiger begrüßt von den freien Geistern ihrer Zeit, von keinem freudiger als von Karl Marx, der zwei Jahre nach ihrem Erscheinen schrieb: „Wo hätte die Bourgeoisie — ihre Philosophen und Schriftgelehrten eingerechnet — ein ähnliches Werk wie Weitlings Garantien der Harmonie und Freiheit in bezug auf die Emanzipation der Bourgeoisie — die politische Emanzipation — aufzuweisen? Vergleicht man die nüchterne, kleinlaute Mittelmäßigkeit der deutschen politischen Literatur mit diesem maßlosen und brillanten Debüt der deutschen Arbeiter; vergleicht man diese riesenhaften Kinderschuhe des Proletariats mit der Zwerghaftigkeit der ausgetretenen politischen Schuhe der deutschen Bourgeoisie, so muß man dem deutschen Aschenbrödel eine Athletengestalt prophezeien. Man muß gestehen, daß das deutsche Proletariat der Theoretiker des europäischen Proletariats,

wie das englische Proletariat sein Nationalökonom und das französische Proletariat sein Politiker ist. Man muß gestehen, daß Deutschland einen ebenso klassischen Beruf zur sozialen Revolution besitzt, wie es zur politischen unfähig ist."

So glauben wir denn, den hundertsten Geburtstag Wilhelm Weitlings nicht würdiger feiern zu können, als indem wir seine Hauptschrift, die seit dem Jahre 1849, also seit nahezu sechzig Jahren, nicht mehr aufgelegt worden ist, den deutschen Arbeitern wieder zugänglich machen, mit einer Einleitung über das Leben und das Wirken ihres Verfassers, als dem historischen Hintergrunde, der zu ihrem erschöpfenden Verständnis notwendig ist.

* * *

Beginnen wir mit der ersten Urkunde von Weitlings Dasein, seinem Taufschein aus dem Kirchenbuche der St. Johanniskirche in Magdeburg. Er lautet: „Christiane Erdmuthe Friederike Weidlingen, aus Gera gebürtig, hat am 9. Oktober 1808 ihren unehelichen Sohn, welcher den 5. Oktober 1808, Nachmittags $^{3}/_{4}$4 geboren, taufen lassen, Namens Wilhelm Christian. Wohnte im neuen Weg in den Logenhäusern — durch Pastor Zieme. Taufzeugen: Schuhmachermeister Joachim Friedrich Kämpf, Maurergeselle Johann Heinrich Weidling." Vater des Kindes war der französische Offizier Terijon.

Da Weitling das Andenken seines Vaters immer in Ehren gehalten und noch einem seiner Söhne den Namen Terijon gegeben hat, so scheinen seine Eltern nicht bloß in einem vorübergehenden Verhältnis gestanden zu haben. Doch ist der Vater schon 1812 auf dem russischen Feldzuge Napoleons verschollen, und so hat Weitling mindestens von seinem vierten Lebensjahre an alles Elend eines unehelichen Proletarierkindes zu erdulden gehabt. Er selbst hat wohl gesagt, dies Elend sei so bitter gewesen, daß er ein Grauen davor empfinde, es zu beschreiben, aber seine Mutter, deren er in einem Gedichte aus seiner Züricher Gefängniszeit mit rührender Liebe gedenkt, scheint doch alle Kraft daran gesetzt zu haben, ihm den Lebensweg zu ebnen; er konnte die mittlere Bürgerschule in Magdeburg besuchen und die Damenschneiderei erlernen, die ihm nach harter Lehrzeit verhältnismäßig reichen Lohn versprach.

Mit zwanzig Jahren verließ Weitling seine Vaterstadt und auch sein preußisches „Vaterland", dem er den Kuhfuß zu schleppen sich nicht gedrängt fühlte; wie er selbst später er-

zählte, entzog er sich der Militärpflicht durch einen falschen Paß, mit dem er zehn Jahre lang durch Deutschland wanderte. Im September 1830 erlebte er in Leipzig, wo er bei den Damenschneidern Höpfner und Walsach arbeitete, das Septemberrevolutiönchen, über das er sich in seiner Hauptschrift lustig macht; damals trat er zuerst an die Öffentlichkeit mit einem kleinen satirischen Gedichte, das bei einem öffentlichen Umzug als Transparent verwandt und dann in ein paar Leipziger Blättern gedruckt wurde. Von Leipzig ging er 1832 nach Dresden und 1834 nach Wien, wo er sehr lohnende Arbeit fand; in einem Artikel, den nach seiner Angabe nur er und noch jemand in ganz Wien machen konnte, erreichte er einen Verdienst, der sich für die Stunde Arbeit auf einen Gulden und in der Woche oft auf siebzig Gulden belief. Weitling war auch in seinem Handwerk ein anschlägiger und erfindungsreicher Kopf, wie er noch in seinem Alter bestätigen sollte, und auch schon in seiner Jugend bestätigt hat, falls ihn sein Gedächtnis nicht getäuscht haben sollte über die Höhe des Lohnes, den er in Wien verdient haben will.

Nach einer bekannten Anekdote, die für bürgerliche Historiker das nahezu einzig wichtige und jedenfalls weitaus interessanteste an Weitlings Leben ist, hat ihn aus Wien die Rache eines Erzherzogs vertrieben, den der hübsche und gescheite Schneidergeselle in der Gunst einer jungen Dame ausgestochen haben soll. Weitling selbst gibt einen anderen Grund dafür an, weshalb er im Jahre 1835 von Wien nach Paris übersiedelte. „Die Sehnsucht nach gleichgesinnten Männern trieb mich fort nach Paris, wo ich, um mich zu nähren, das Männerkleidermachen lernte und mit einem jährlichen Verdienst von zirka 700 Franken kümmerlich leben mußte und mich doch nicht wieder nach den Fleischtöpfen Ägyptens sehnte. Und ich habe es nie bereut." Allerdings kehrte Weitling im Jahre 1836 noch einmal nach Wien zurück, was einerseits die Möglichkeit ausschließt, daß die Geschichte mit dem Erzherzog 1835 passiert sein kann, aber andererseits die Möglichkeit eröffnet, daß sie im Jahre 1837 passiert ist, als Weitling zu nunmehr dauerndem Aufenthalt nach Paris ging. Allein die Opferfähigkeit, die Weitling all sein Lebtag für seine Ideale bewährt hat, gestattet keinen Zweifel an den Beweggründen, die er selbst für seinen Eintritt in die kommunistische Agitation angegeben hat.

Er war schon bei seinem ersten Aufenthalt in Paris dem Bunde der Geächteten beigetreten, der sich während seiner Abwesenheit zum Bunde der Gerechten gewandelt hatte.

* * *

Der Bund der Geächteten wurde im Jahre 1834 von deutschen Flüchtlingen in Paris gegründet, den Opfern der deutschen Demagogenhetze, die nach Kotzebues Ermordung durch Sand und dann wieder nach der Julirevolution von 1830 von den deutschen Despoten, mit dem preußischen König an der Spitze, vertrieben worden waren. Der Bund verfolgte demokratisch-republikanische Ziele, wie die französische Gesellschaft der Menschenrechte, deren deutsche Filiale er gewissermaßen bildete, und wie diese war er als geheime, hierarchisch abgestufte Verschwörungsgesellschaft mit unbedingtem Gehorsam gegen die geheimen Oberen organisiert. Die französische Muttergesellschaft krachte jedoch im Jahre 1835 zusammen nach gescheiterten Aufstandsversuchen in Paris und Lyon, einem Riesenprozeß, der ihr angehängt wurde und der nicht eben rühmlichen Flucht ihrer bekannten Führer aus der Untersuchungshaft.

Aber an ihre Stelle trat sofort die Geheime Gesellschaft erst der Familien, dann der Jahreszeiten unter der Führung begabterer und tatkräftigerer Männer, wie Barbes und Blanqui. In dieser Gesellschaft überwog das proletarische Element schon so sehr die kleinbürgerliche Richtung, wie in der Gesellschaft der Menschenrechte noch das umgekehrte Verhältnis bestanden hatte. Die Gesellschaft der Jahreszeiten knüpfte an Babeuf an, an seine Theorie und seine Praxis. Daraus ergab sich freilich auch, daß ihr Programm nur erst die unbehilflichste Form des Kommunismus vertrat, die sich auf die bürgerlich-ideologische Forderung der Gleichheit gründete, und daß ihre Taktik sich in der Vorbereitung eines revolutionären Handstreichs erschöpfte, der, von einer kleinen, wohlorganisierten Minderheit geführt, die Volksmasse mit sich reißen und eine siegreiche Revolution herbeiführen sollte. Barbes und Blanqui waren echte Revolutionäre, die sich mit gutem Recht Männer der Tat nennen durften, aber sie waren im Grunde doch nur erst politische Revolutionäre, die zwar mit den Leiden der Arbeiterklasse sympathisierten, aber weder eine sozialistische Theorie besaßen, noch bestimmte praktische Mittel einer sozialen Umwälzung kannten.

Dieselbe Entwickelung machte nun auch der Bund der Geächteten durch, wenn auch keineswegs in sklavischer Abhängigkeit von dem französischen Vorbild. In seinem Denken und Empfinden hatte die soziale Note von Anbeginn stärker vibriert, als in der Gesellschaft der Menschenrechte. Der Kern seiner Mitglieder bestand aus Handwerksburschen, die sich lebhaft für Lamennais begeisterten, einen schwärmerischen Priester der katholischen Kirche, der das Elend der Massen in so beredten und glühenden Worten zu predigen wußte, daß die geängstigte Bourgeoisie in den Wutschrei ausbrach: „Das ist die rote Freiheitsmütze, auf das Kreuz gesetzt, das ist die Apokalypse des Satans, das ist Babeuf, gepredigt von Ezechiel.“ In den Worten eines Gläubigen, die Lamennais verfaßt und Börne ins Deutsche übersetzt hatte, sah der Bund der Geächteten seine Programmschrift.

Freilich war Lamennais deshalb weder ein Revolutionär noch ein Sozialist; allen sozialistischen Systemen sagte er nach, daß sie die Menschen noch unter den Neger, ja unter das Tier erniedrigen wollten, und er hatte kaum den Bannfluch der römischen Kirche verdient, der ihn traf. So empfanden die deutschen Handwerksburschen, die nach ihrer ganzen Erziehung eine sozialistische Verkleidung der Religion sehr anziehen mußte, bald den Widerspruch zwischen diesem gleißenden Phantom und dem, was ihnen wirklich nottat. In der Monatsschrift, die der Bund der Geächteten herausgab, läßt sich Schritt für Schritt verfolgen, wie ihr proletarisches Klassenbewußtsein erstarkte und sich namentlich auch darüber klar wurde, daß die Propaganda eine mächtigere Waffe sei, als die Verschwörung. Diese Ansicht verfocht namentlich der Privatdozent Theodor Schuster aus Göttingen gegen den Privatdozenten Jacob Venedey aus Heidelberg, und es kam darüber zu einer Spaltung des Bundes. Unter der Führung Schusters schieden die vorgeschrittenen Elemente aus und bildeten den Bund der Gerechten, der sich eine demokratische Verfassung gab und dem Kommunismus zuwandte, wobei es jedoch keineswegs auf eine bloße Kopie des Babouvismus abgesehen war. Der Bund der Geächteten schlief danach bald ein.

So hatten sich die Dinge entwickelt, als Weitling im Jahre 1837 nach Paris zurückkehrte. Er hat später behauptet, die Spaltung sei nur durch die Eifersüchteleien der Führer hervorgerufen worden; eine sozialistische Richtung habe im

Bunde der Gerechten noch gar nicht existiert, sondern sie sei erst durch seine Schriften hineingebracht worden. Diese Ansicht Weitlings ist vollkommen irrig und wird schon dadurch widerlegt, daß er fast in demselben Atemzuge erklärt, er habe seine erste Schrift im Auftrage der Bundeszentralbehörde verfaßt, die dazu veranlaßt worden sei, durch den Wunsch der Mitglieder, die Möglichkeit der Gütergemeinschaft nachgewiesen zu sehen. Indessen, wenn man auch davon absehen will, so liegen in der Monatsschrift, die der Bund der Geächteten herausgab, die urkundlichen Beweise dafür vor, daß sich in ihm eine proletarisch-revolutionäre Richtung entwickelte. Gerade ihr Wortführer Schuster scheint auch von dem „puren Ehrgeiz", den Weitling wittert, weit entfernt gewesen zu sein; er verschwindet von nun an so gut wie ganz aus der deutschen Arbeiterbewegung, obgleich er, wie seine Aufsätze zeigen, für seine Zeit ein auffallend freier und klarer Kopf gewesen ist.

Wenn also Weitling in diesem Punkt irrt und statt seines wirklichen Ruhms, der getreue Dolmetsch seiner Klasse in einer gegebenen Zeit gewesen zu sein, den imaginären Ruhm eines überlegenen Genius beansprucht, der seiner Klasse das Heil gebracht habe, so hat er dagegen recht, gegen eine Behauptung zu protestieren, die nach seinem Tode noch oft genug laut geworden ist wie schon bei seinen Lebzeiten, gegen die Behauptung nämlich, daß Cabet die kommunistische Entwickelung im Bunde der Gerechten veranlaßt und Weitling selbst nur ein Nachbeter Cabets gewesen sei. Was darüber zu sagen ist, hat Weitling selbst durch den einfachen Hinweis darauf erledigt, daß seine erste Schrift, die im Keime bereits alle Ideen enthält, die er in seinen späteren Schriften ausführlich entwickelt hat, Ende des Jahres 1838 veröffentlicht worden ist, während Cabets Utopie erst im Jahre 1840 erschien. Jedoch verknüpft sich mit diesem Prioritätsstreit eine Frage von ungleich tieferem und weiterem Zusammenhange, eine Frage, die entscheidend ist für die historische Stellung Weitlings, seines Lebens sowohl wie seiner Lehre.

Seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts waren sozialistische Ideale und Systeme in Masse produziert worden, doch in all ihrer Mannigfaltigkeit, ob sie nun eine völlig neue Gesellschaft entwarfen oder eingreifende Reformen der kapitalistischen Gesellschaft befürworteten, waren sie auf die Einsicht und den guten Willen der besitzenden Klassen berechnet,

die durch eine friedliche Propaganda von der Notwendigkeit dieser Reformen oder Umwälzungen überzeugt werden müßten. Die Arbeiterklasse war zwar das Objekt, aber keineswegs das Subjekt dieses Sozialismus in all seinen Schattierungen, und sie selbst schien auch nicht danach zu verlangen; soweit sie sich überhaupt regte, geschah es in den Gebieten ihrer frischesten und mächtigsten Ausbeuterin, der Bourgeoisie, nicht um sie zu bekämpfen, sondern um sie zu unterstützen in ihrem Kampfe gegen den Feudalismus mit seinen überlebten Ausbeutungsmethoden. Erst als die französische Bourgeoisie in der Julirevolution von 1830 und die englische Bourgeoisie in der Reformbill von 1832 das Heft in die Hand bekommen hatten, begann in diesen Ländern der Kampf der arbeitenden gegen die besitzenden Klassen: in hoffnungslosen, schnell niedergeworfenen Aufständen, die von vornherein so aussichtslos waren, daß niemand sie härter verurteilte und logischerweise auch verurteilen mußte als der Sozialismus, der dieselben besitzenden Klassen, von deren Einsicht und gutem Willen er allein das Heil der Arbeiterklasse erwartete, durch den proletarischen Klassenkampf ohne jeden vernünftigen Zweck erbittert werden sah.

Sonach handelte es sich in den Jahren und Jahrzehnten nach der französischen Julirevolution und der englischen Reformbill nicht darum, irgendein neues sozialistisches System zu ersinnen, deren es genug und übergenug gab, noch auch darum, irgendeinen neuen Arbeiteraufstand anzuzetteln, der von vornherein verloren gewesen wäre. In der Tat setzte sich die historische Logik auch durch, indem die sozialistischen Schulen immer reaktionärere oder im günstigsten Fall immer gleichgültigere Spielereien bürgerlicher Ideologie wurden, die Arbeiteraufstände aber um das Jahr 1840 herum aufhörten, in Paris und Lyon, wie in Birmingham und Manchester. Um dieselbe Zeit begannen aber die Versuche — namentlich in Frankreich, dem Hauptlande dazumal sowohl der Revolution als auch des Sozialismus — Arbeiterbewegung und Sozialismus zu versöhnen, ihnen ein gemeinsames Bett zu graben, da die eine wie die andere im Sande zu verrinnen drohte; es sei nur an Louis Blancs soziale Demokratie, an Proudhons proletarisches Manifest gegen das Eigentum, an Cabets Arbeiterkommunismus erinnert.

Ihnen allen aber ging Weitling voran. Der Bund der Gerechten erkannte mit scharfem Blick die Zeichen der Zeit, als er, eine proletarische Kampfesorganisation, sich die Frage

vorlegte, wie die Gütergemeinschaft durchzuführen sei. Und indem Weitling diese Frage zu beantworten unternahm, ging er den Blanc, Cabet und Proudhon nicht nur zeitlich voran, sondern kam ihrer Lösung auch näher als sie alle. Louis Blanc dachte nicht daran, die Axt an die Wurzeln der kapitalistischen Gesellschaft zu legen; er wollte ihre Übelstände durch eine Administrativmaßregel des Staats aufheben, die diesen Staat bankerott gemacht haben würde, wäre sie überhaupt ausführbar gewesen; in seiner sozialen Demokratie legten sich Kleinbürgertum und Proletariat gegenseitig lahm. Proudhon kritisierte freilich das Eigentum viel schärfer und treffender als Weitling, aber er rückte der Gütergemeinschaft nicht minder heftig auf den Leib und ergoß seinen bittersten Spott über die großen Utopisten, deren rettende Gedanken es doch gerade galt, dem proletarischen Klassenkampf zu vermitteln. Cabets Arbeiterkommunismus war immerhin noch dem Arbeiterkommunismus Weitlings am ähnlichsten; historisch gelten beide nicht mit Unrecht als die Formen des urwüchsigen Arbeiterkommunismus. Aber von dem revolutionären Ungestüm des jungen Proletariers Weitling hoben sich nicht zu ihrem Vorteil die friedlich-zahmen, moralisierenden Tendenzen Cabets ab, der erst in höherem Lebensalter auf dem Wege literarischer Studien zum Kommunismus gekommen war und über seiner Utopie doch die Arbeiterbewegung vergaß, während Weitling immer davor warnte, über dem Plane der sozialistischen Gesellschaft den Sturz der kapitalistischen Gesellschaft zu vergessen.

Gewiß hat auch Weitling das Problem nicht gelöst, Arbeiterbewegung und Sozialismus zu versöhnen, aber schon in seiner ersten Schrift ist er ihm näher gekommen, als irgendeiner der Mitlebenden und derer, die zunächst nach ihm kamen. Diese Schrift ist gewissermaßen der erste Entwurf der Garantien, zu denen sie sich verhält wie eine Bleistiftsskizze zu einem farbensatten Gemälde: ein kleines Heft von einigen Druckbogen, das Weitling schrieb, während er jeden Abend bis 10 und 11 Uhr und jeden Sonntag bis 12 Uhr mittags als Schneidergeselle arbeiten mußte. Für seine Drucklegung und Verbreitung in 2000 Exemplaren legte sich die immerhin sehr geringe Zahl der Bundesmitglieder die größten Opfer auf. Einige liehen ihre Zimmer her, andere arbeiteten nachts als Setzer, Drucker oder Buchbinder; noch andere gaben Geld oder trugen ihre Uhren ins Pfandhaus, um Geld zu beschaffen. Auch diese Opfer-

willigkeit bekundete, daß Weitling nur aussprach, was in Herz und Kopf seiner Genossen längst lebendig war.

In der Form ist die erste Schrift Weitlings mit dem Titel: Die Menschheit wie sie ist und wie sie sein sollte, noch stark von Lamennais beeinflußt. Sie beginnt mit einem Bibelwort und zitiert häufig Sprüche Jesu, wenn auch oft genug nur so, daß man an das Wort Lessings erinnert wird: „Belesen in der Schrift wie der Teufel". So, wenn es heißt: „Glaubet nicht, daß ihr durch Vermittelung mit euren Feinden etwas ausrichten werdet. Eure Hoffnung liegt nur in eurem Schwert. Jede Vermittelung zwischen euch und ihnen ist zu eurem Nachteil berechnet. Ihr habt schon so oft davon die Erfahrung gemacht, es ist hohe Zeit, Nutzen daraus zu ziehen. Es ist eine traurige Erfahrung, daß sich die Wahrheit einen Weg durch Blut bahnen muß; darum sagt Christus: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, Frieden auf Erden zu senden, ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Math. 10, 34." In durchaus revolutionärem Sinne legt Weitling die Bibel aus, und es ist in der Tat nur die Form, die er von Lamennais übernimmt; bei ihm handelt es sich nur noch um die religiöse Verkleidung des Sozialismus, nicht aber um die sozialistische Verkleidung der Religion, wie bei Lamennais, der später einen nicht minder kräftigen Bannfluch gegen den deutschen Schneidergesellen geschleudert hat, als der Papst gegen ihn selbst.

Schon in seiner ersten Schrift warnt Weitling vor der primitiven Anschauung des eben erst erwachenden proletarischen Klassenbewußtseins, als ob die Maschinen das Unglück der Arbeiterklasse seien. „Die ganz unschuldigen Maschinen werden ein Glück für die Menschheit sein, wenn sie einst wie eine große Familie in Gütergemeinschaft lebt." Die Gütergemeinschaft ist für Weitling das Ziel, und die revolutionäre Emanzipation der Arbeiterklasse das Mittel; lange ehe Louis Blanc mit seinen Vorschlägen ans Tageslicht kam, weist Weitling die Unmöglichkeit nach, dem Proletariat durch eine Finanzoperation des Staates zu helfen. Worauf es ihm bereits in dieser ersten Schrift ankommt, ist die Aufklärung der Massen, damit nach dem Umsturz der kapitalistischen Gesellschaft das Volk sich geschwind in der neuen Ordnung der Gesellschaft zurechtfinden könne und nicht in Anarchie versinke oder einigen andern Tyrannen in die Hände falle.

So entwirft Weitling den Plan einer Gesellschaft, die auf der Gütergemeinschaft beruht. Dieser Plan, sagt er, sei nur für diejenigen zu beachten, die, wie er, keine Gelegenheit gehabt hätten, einen Plan über die Gütergemeinschaft zu lesen, wie es deren „von Fourier und mehreren andern gebe". Damit ist nicht gesagt, daß „Fourier und mehrere andere" wie die allgemeinen Anschauungen Weitlings, so auch seinen neuen Gesellschaftsplan nicht stark beeinflußt hätten; das kann sehr wohl zur damaligen Zeit, wo die Pariser Luft gewissermaßen mit sozialistischen Keimen gesättigt war, mittelbar geschehen sein. Aber selbst wenn Weitling den Einfluß Fouriers und anderer Utopisten wissentlich verleugnet hätte, so keineswegs, um sich zu überheben, sondern gerade im Gegenteil, um den Wert solcher Utopien, und namentlich auch seiner eigenen, auf ein bescheidenes Maß einzuschränken. Er beansprucht nicht, das vollkommenste Ideal der gesellschaftlichen Reform aufgestellt zu haben; „sonst müßten wir annehmen, daß die Quelle des Wissens zu erschöpfen wäre". Er läßt allen sozialistischen Utopien ihr Recht, indem er sie alle als Beweismittel für die Möglichkeit und Notwendigkeit der kommunistischen Gesellschaft anerkennt. „Je mehr Werke darüber geschrieben werden, desto mehr Beweise sprechen dafür zum Volke, aber" — so fügt Weitling hinzu, und dies unterscheidet ihn von Fourier im Sinne eines historischen Fortschritts — „das beste Werk darüber werden wir wohl mit unserm Blute schreiben müssen." Dementsprechend wies er am Schluß der Schrift auf Thomas Münzer und Jan von Leyden hin, was nur noch bedeutsamer dadurch wurde, daß er beide Männer im schiefen Lichte der bürgerlichen Geschichtsklitterung sah.

Die Utopie, die Weitling in seiner ersten Schrift entwarf, ist in ihren entscheidenden Grundzügen dieselbe, die er später in den Garantien entwickelte. So wenig er sie überschätzte, so wenig ist er doch davon losgekommen, praktisch nicht und auch nicht theoretisch. Die Vereine, in denen sich der Klassenkampf des Proletariats organisierte, sollten zugleich die embryonischen Keime der neuen Gesellschaft werden; in dieser Absicht gründete Weitling schon in Paris kommunistische Speiseanstalten; einen letzten Rest utopistisch-sektiererischer Anschauung hat er nicht überwunden, und daran ist er gescheitert.

* * *

So sehr sich der Bund der Gerechten darüber klar geworden war, daß ihm die Propaganda über der Verschwörung stehen müsse, so zwang ihn doch die Unterdrückung der Preß- und Vereinsfreiheit durch das Julikönigtum, bis zu einem gewissen Grade eine Verschwörungsgesellschaft zu bleiben und seine Stütze an der französischen Gesellschaft der Jahreszeiten zu suchen. Er leistete ihr treue Gefolgschaft, als sie am 12. Mai 1839 ihren revolutionären Handstreich unternahm, und teilte ihre gänzliche Niederlage noch an demselben Tage.

Indessen erholte er sich schnell von diesem Schlage. Einige seiner tätigsten Mitglieder, wie der Schuhmacher Heinrich Bauer aus Franken und Karl Schapper, der ehedem in Gießen Forstwissenschaft studiert hatte und sich in Paris als Setzer seinen Lebensunterhalt erwarb, wurden nach längerer Haft, da ihnen nichts nachzuweisen war, aus Frankreich ausgewiesen. Allein sie gingen nach London und stellten gemeinsam mit dem Uhrmacher Josef Moll aus Köln den Bund wieder her, dessen Schwerpunkt von nun an in der englischen Metropole lag. In Paris sammelte Weitling die zersprengten Elemente und ging dann im Auftrage der Zentralbehörde, mit einem Reisepfennig von 30 Franken, in die Schweiz, um hier einen Herd kommunistischer Propaganda zu schaffen; geistiger Leiter der Pariser Bundesmitglieder wurde Dr. Hermann Ewerbeck, ein geborener Danziger, der freilich weder ein Ersatz für Schapper noch für Weitling war, da er sich — als Cabets Utopie im Jahre 1840 erschien — ganz von ihr gefangen nehmen ließ und sie auch für agitatorische Zwecke ins Deutsche übersetzte.

Um so frischer und kräftiger entwickelte sich Weitlings Agitation in der Schweiz. Er traf im Mai 1841 in Genf ein, wo es noch einige Reste des Jungen Deutschlands gab, einer Flüchtlingsorganisation, die sich gleichzeitig und gleichartig mit dem Bunde der Geächteten gebildet hatte, aber auf Betreiben der deutschen Großmächte von der schweizerischen Tagsatzung gesprengt worden war. Es war begreiflich, daß sich Weitling zunächst mit diesen Überbleibseln einer revolutionären, wenn auch nur bürgerlichen Organisation zu verständigen versuchte, allein er fand beim Genfer Arbeiterbildungsverein, den sie beherrschten, gar keine Gegenliebe. Sie wollten vom Kommunismus nichts wissen. Weitling gewann nur einzelne von ihnen, aber er ließ sichs nicht verdrießen, und es gelang

ihm bald, unter den deutschen Handwerkern treffliche Kräfte zu finden, wie den Gerber Simon Schmidt aus Reutlingen und den Kürschner Niels Petersen aus Kopenhagen, mit denen gemeinsam er die kommunistische Agitation über die französische Schweiz verbreitete und bald auch in die deutsche Schweiz trug.

Der Bund der Gerechten, den Weitling nun auch in der Schweiz gründete, sollte geheim sein, um seinen Zusammenhang mit den Ländern zu wahren, in denen, wie in Deutschland und in Frankreich, keine Vereinsfreiheit bestand; sonst vertrat Weitling durchaus die öffentliche Propaganda durch Schrift und Wort; in dem geheimen Bunde wollte er nur die klarsten und tätigsten Kommunisten sammeln, wie in einem Mittelpunkte, von wo aus sie die öffentlichen Bildungs-, Lese-, Gesangvereine leiten könnten. Weitling kannte die Wirksamkeit der unzerbrechlichen Waffe, womit dermaleinst die deutsche Arbeiterklasse die Fallstricke des Sozialistengesetzes zerreißen sollte; er meinte, alle Vergewaltigungen des proletarischen Vereinslebens könnten die Propaganda des Guten und Wahren nicht aufhalten, da man den Leuten bei der Arbeit, bei Tische, in ihrem Schlafzimmer und auf ihren Spaziergängen das Wort nicht wehren könne.

Nicht minder großen Wert legte Weitling auf die Propaganda durch die Presse. Ein halbes Jahr nach seiner Ankunft in der Schweiz war er schon so weit, ein Monatsblatt zu gründen, den Hilferuf der deutschen Jugend. Darin erklärte er: „Auch wir wollen eine Stimme haben in den öffentlichen Beratungen über das Wohl und Wehe der Menschheit, denn wir, das Volk in Blusen, Jacken, Kitteln und Kappen, wir sind die zahlreichsten, kräftigsten und dennoch am wenigsten beachteten Menschen auf Gottes weiter Erde. Seit Menschengedenken verfochten immer andere unsere oder vielmehr *ihre* Interessen, darum ist es doch wahrlich bald Zeit, daß wir einmal mündig und dieser gehässigen, langweiligen Vormundschaft los werden. Wie kann jemand, der unser Wohl und Wehe nicht teilt, sich einen Begriff davon machen? Ohne diesen Begriff, ohne diese praktische Erfahrung, wie ist er imstande, Verbesserungen unserer moralischen und physischen Zustände vorzuschlagen und einzuführen? Selbst wenn er es wollte, könnte er es nicht, denn nur Erfahrung macht klug und weise. Wer die Lage des Arbeiters richtig beurteilen will, muß selbst Arbeiter sein, sonst kann er keinen Begriff haben von den

Mühen, die damit verbunden sind ... Der Arzt kann erst dann einen vollkommenen Begriff von einer Krankheit haben, wenn er selbst daran litt." In diesen wenigen Sätzen war einfach und klar ausgesprochen, was der öffentlichen Wirksamkeit Weitlings ihre historische Bedeutung gegeben hat.

Der Hilferuf der deutschen Jugend begann sogleich mit 1000 Abnehmern, 400 davon freilich in Paris und 100 in London. Die Einnahmen liefen pünktlich ein, ohne daß Weitling sich je um den Verkauf des Blattes zu kümmern gehabt hätte. Er arbeitete nebenher in seinem Handwerk und verdiente fast jede Woche 30 bis 40 Franken. Da die Einnahmen des Blattes erlaubten, daß Weitling sich ihm ganz widmen konnte, so wurde er wiederholt von seinen Pariser Genossen aufgefordert, die Schneiderarbeit niederzulegen, doch entschloß er sich erst dazu, als er aus Genf ausgewiesen wurde. Er ging zunächst nach Bern, doch auch hier wurde er nicht lange geduldet; erst im Kanton Waadt, wo einige einflußreiche Politiker für den Kommunismus gewonnen waren, fand er einige Ruhe. Er gab nun sein Blatt in Vevey heraus unter dem Titel der Jungen Generation.

Weit anfechtbarer als seine mündliche und schriftliche Propaganda für die kommunistischen Grundsätze und Ziele war Weitlings Agitation für die kommunistischen Speiseanstalten. Und es war nur ein erschwerender Umstand mehr, daß er auch für sie ein reges Interesse unter seinen Anhängern zu erwecken verstand. Er selbst erzählt einmal von einem Schuhmacher, der als ein schmutziger Geizhals verschrien gewesen sei, aber 2000 Franken Ersparnisse von der Bank geholt habe, um sie ohne Anspruch auf Zinsen zur Errichtung einer Speiseanstalt anzubieten. Um so trauriger, daß sich die herrlichen Hoffnungen, die Weitling an diesen Anfang der kommunistischen Gesellschaft geknüpft hatte, ganz und gar nicht erfüllten; im Gegenteil rentierten die Speiseanstalten meistens sehr schlecht und führten zu einer unerfreulichen Schuldenwirtschaft.

Einstweilen wurde diese Enttäuschung überwunden durch den schnellen Fortschritt der Bewegung. Die Monatsschrift Weitlings führte eine glänzende Klinge; sie war durchaus der Presse der bürgerlichen Opposition überlegen, deren ökonomische Sparbüchsenweisheit und zukunftsstaatliche Kalauer, die damals immerhin noch nicht so abgetragen waren wie heute, sie trefflich

in die Pfanne zu hauen verstand. Doch das waren nur kleine Scharmützel; in der Vertretung des kommunistischen Prinzips schöpfte die Junge Generation aus dem Vollen; was sie darüber ausführte, durfte Weitling in einer selbständigen Schrift zusammenfassen, eben den Garantien der Harmonie und Freiheit, die im Dezember 1842 erschienen.

Einen Verleger fand er noch nicht für sie; auf eigene Kosten ließ er sie bei Alexander Michod, dem Drucker der Jungen Generation, in zweitausend Exemplaren abziehen. Wieder bewährte sich glänzend die Opferfreudigkeit seiner Genossen, wie er selbst rühmt: „Der Kostenbetrag dieses Buches wurde durch Unterschriften und Vorausbezahlungen gedeckt, mit der Bedingung, Bücher in Rückzahlung anzunehmen. Dann unterschrieb fast jeder der dortigen Arbeiter unserer Vereine für zwei Exemplare, mancher für zehn und Simon Schmidt gar für zweihundert. Die Pariser schickten dazu vierhundert Franken." Die Schrift wurde der Höhepunkt der Bewegung; sie war auch der Höhepunkt im Leben ihres Verfassers.

* * *

Will man sich heute das gewaltige Aufsehen erklären, das sie bei ihrem Erscheinen machte, so darf man die Ursache dieses Aufsehens nicht in ihrem sozialen Gedankengehalt suchen. Man müßte schon das ganze weite Gebiet der sozialistischen Literatur durchwandern, wie sie sich bis zu den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelt hatte, um genau festzustellen, wo Weitling sich an sozialistische Vorläufer anlehnt und wo er selbständige Gedanken produziert. Das wäre eine sehr schwierige, eine sehr weitläufige, vielleicht selbst eine unmögliche, aber jedenfalls gänzlich unfruchtbare Arbeit. Weitling darf nicht an Ansprüchen gemessen werden, die er nie erhoben hat; er gewinnt nichts, wenn er diesen oder jenen neuen Gedanken gehabt haben sollte, aber er verliert auch nichts, wenn er alle seine Gedanken von andern entlehnt hätte.

Schon auf den ersten Blick ist klar, wieviel Weitling den großen Utopisten verdankt. Er wiederholte nur Gedanken St. Simons, wenn er sagte: „Eine vollkommene Gesellschaft hat keine Regierung, sondern eine Verwaltung; keine Gesetze, sondern Pflichten; keine Strafen, sondern Heilmittel." Er hat in Owen den bahnbrechenden Vorgänger, wenn er das Geld

durch Arbeitsbescheinigungen ersetzen will. Das Kapitel über die Geld- und Warenkrämerei beruht ganz auf Fourier, worauf Weitling selbst schon mittelbar hindeutet durch die lange Anmerkung aus Victor Considerant, dem bedeutendsten Schüler Fouriers. Auch sonst ist der Einfluß Fouriers auf den verschiedensten Seiten des Buches zu spüren, sogar schon im Titel, denn die Harmonie war das Lieblingswort Fouriers für den idealen Zustand seiner utopischen Gesellschaft, nur hat Weitling der Harmonie hinzugefügt die Freiheit.

Hier berühren wir den eigentlichen Grund des mächtigen Eindrucks, den Weitlings Schrift hervorrief. Zum ersten Male machte ein Arbeiter mit dem revolutionären Temperament seiner Klasse, mit dem instinktiven Scharfsinn ihres erwachenden Klassenbewußtseins, mit packender und stürmischer Beredsamkeit den Gedankenschatz des Sozialismus mobil für den Emanzipationskampf des Proletariats. Mit gelehrten Haarspaltereien, mit doktrinärer Systemsucht hat Weitling nichts zu schaffen; er stürmt vorwärts wie im Banne des Dichterworts: „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Was die Hände blindlings raffen!"; nur müssen es Waffen sein, die den Feind niederstrecken können. Weitling schreibt auf seine Fahne die Harmonie Fouriers, aber wenn Fourier aus dieser Harmonie ein System macht, das sich nicht nur auf die Arbeit, sondern auch auf das Kapital und Talent gründet und diese noch vorteilhafter bedenkt, als die Arbeit, so ruft er: „Unsinn verfluchter! von welchem sich unsere Fourieristen mit Teufelsgewalt nicht trennen können. Wo ihr Lehrer im Jahre 1808 stand, da bleiben sie, wie es scheint, steif und fest stehen. Vorwärts, vorwärts, ihr Männer der sozialen Schule!" Weitling läßt sich an geistiger Bedeutung nicht mit den großen Utopisten vergleichen, aber er warf die Schranken nieder, die sie von der Arbeiterklasse trennten, und was die herrschenden Klassen in gnädig-herablassender Laune als müßiges Gedankenspiel an den Wänden ihrer Paläste geduldet hatten, das rann ihnen nun zusammen in ein drohendes Menetekel.

Ihrem Entsetzen aber entsprach der Jubel der erwachenden Arbeiter, deren „Katechismus", nach dem Worte Heines, diese Schrift Weitlings für lange Jahre wurde. Ihre Leiden hatten schon manches Echo gefunden, und manche Heilmittel waren ersonnen worden, um ihnen zu helfen, aber auch der wohlwollendsten Fürsorge waren sie niemals Menschen mit

eigenen Gedanken und eigenem Willen, sondern nur unmündige Kinder, die man gewöhnlich nicht einmal frei und nicht einmal glücklich, sondern nur zufrieden machen wollte, zufrieden mit dem Lose der Unterdrückten. Wie hätte ihnen nicht die neue Lehre von der Zufriedenheit einleuchten sollen, womit Weitling seine Schrift begann, wie hätte seine einschneidende Kritik der bürgerlichen Gesellschaft nicht die Opfer ergreifen sollen, die täglich unter der Hungerpeitsche dieser Gesellschaft ächzten, wie hätten sie gerade aus der praktischen Kenntnis ihres mühseligen Scharwerks nicht die Vorzüge der vergesellschafteten Arbeit einsehen sollen, die er ihnen schilderte! Jeder Heiligenschein wurde zerstört, der sie narren und täuschen sollte; Ehe und Eigentum, Religion und Vaterland erschienen alles täuschenden Flitters entkleidet; der Moloch des Militarismus wurde entlarvt. — und ach! wie geringfügig beinahe erscheinen seine Mißhandlungen, wie Weitling sie schildert, gegen die Foltern, die er heute exerziert! — Ja, bis zur albernen Titelkrämerei wurde alles, was die Arbeiterklasse hudelte, vor ihren Richterstuhl berufen und zu leicht befunden. Und wie sie allein zum Amt des Richters berufen ist, so besitzt sie allein den Arm des Retters; wie sie die alte Gesellschaft zerstören muß, so kann und wird sie allein die neue Gesellschaft aufbauen.

Es geht wie ein erster, tiefer Atemzug des proletarischen Klassenkampfes durch Weitlings Schrift, und jeder Arbeiter, der sie heute liest, wird, wie wir meinen, dieses Geistes einen Hauch spüren, und von ihm ergriffen werden, wie von einem fernen und doch vertrauten Laut aus Kindertagen, mag er auch manches Mal lächeln über ihre naiven Voraussetzungen und nicht minder naiven Schlußfolgerungen. Man kann in Umkehrung eines bekannten Wortes sagen, daß die Schrift viel schlechter sein würde, wenn sie viel besser wäre, wenn sie nicht bloß mit Moral und Psychologie, sondern auch mit Ökonomie und Philosophie gearbeitet hätte. Von „riesenhaften Kinderschuhen“ sprach Marx, die ungleich merkwürdiger sind als ein schlecht und recht über den Leisten geschlagener Stiefel, und Ludwig Feuerbach, indem er „der Gesinnung und dem Geiste, dem Ernst, der Haltung, dem Bildungstrieb dieses Schneidergesellen“ die höchste Anerkennung zollte und spöttisch fragte, was der Troß unserer akademischen Burschen gegen diesen Handwerksburschen sei, meinte vielleicht noch treffender, Weitling sei der Prophet seiner Klasse. In der Tat ist

Weitling ein Prophet gewesen, und so hat er auch das Schicksal des Propheten gehabt.

Wie bei jedem ganzen Manne wuchs seine Stärke und seine Schwäche aus derselben Wurzel. Seine Stärke lag darin, daß er alles, was die Arbeiterklasse seiner Zeit bewegte, wie in einem Brennspiegel zusammenzufassen verstand; damit war aber auch schon seine Schwäche gegeben, die Beschränkung auf das, was diese Klasse bewegte. Eins konnte nicht ohne das andere sein; hätte Weitling über ihre historischen Schranken hinauszublicken vermocht, so wäre er nicht ihr klassischer Dolmetsch gewesen. Diese Klasse war damals aber in den Ländern, die Weitling kannte, in Deutschland, Österreich, Frankreich, Schweiz, proletarisiertes Handwerk; ein modernes Proletariat, ein Proletariat der großen Industrie, gab es erst in England, wohin Weitling noch nicht gekommen war. In den Garantien wird dies Proletariat denn auch nur ganz gelegentlich und nebenbei erwähnt; von seiner historischen Bedeutung hat Weitling nicht die leiseste Ahnung; er weiß nichts von einem historischen Leben der Arbeiterklasse, und so fehlt ihm alle historische Fernsicht, ja, selbst jede historische Einsicht. Trefflich weiß er die Übel der kapitalistischen Gesellschaft zu schildern, aber schwach ist auch schon für die historische Erkenntnis seiner Zeit, was er über die Entstehung dieser Übel zu sagen weiß: er bescheidet sich schließlich bei der wohlfeilen Weisheit der bürgerlichen Aufklärung, die Weltgeschichte sei eine große Räubergeschichte, in der die ehrlichen Leute allemal geprellt worden seien.

Da er in der Vergangenheit keine historische Entwickelung kennt, so kennt er auch keine historische Entwickelung für die Zukunft. Die neue Gesellschaft, die auf der Gemeinschaft der Güter beruht, vermag er sich nur in der Form einer Utopie vorzustellen. Freilich tritt er auch in diesem Punkte nicht unbesehen die Erbschaft der großen Utopisten an; gerade in diesem Punkte will er Fourier und Owen überwinden, und es ist nicht zu bestreiten, daß er die sterbliche Seite des großbürgerlichen Utopismus richtig erkannt und namentlich auch vom proletarischen Standpunkt aus richtig kritisiert hat. Mit seinem System der Fähigkeitswahlen und seinem System der Kommerzstunden, den beiden Punkten, auf die er den größten Wert legte und an die er den meisten Scharfsinn verschwendete, wollte er die neue Gesellschaft um so fester begründen, indem

er der Herrschsucht ihrer Mitglieder stärkere Riegel vorschob, aber ihrer Freiheit größeren Spielraum ließ, als bei seinen bürgerlichen Vorläufern geschehen war.

Weitling war auch hierin das Sprachrohr seiner Klasse. Heute lesen wir seine ätzende Kritik der alten Gesellschaft mit ungleich größerem Interesse, als seinen Organisationsplan der neuen Gesellschaft, jedoch damals war es umgekehrt, und nicht nur bei den Handwerkern. Sehr bezeichnend dafür ist der Brief eines Apothekers, der sich bei Weitlings späterer Verhaftung unter seinen Papieren fand. Es heißt darin: „Ich war anfänglich sehr überrascht, als ich im ersten Abschnitt die Artikel: Erbschaft, Erfindung des Geldes, Vaterland, Grenzen und Sprachen, Geld- und Warenkrämerei weit übertrieben kritisiert und verdammt fand — auch schien mir der Stil des ganzen ein Handwerksburschenstil, wegen der Phrasen und der Schreibart, die dieser Klasse von Menschen gewöhnlich eigen ist. Aber um so größer war mein Erstaunen, als ich den zweiten Abschnitt mit kräftiger Feder und wahrhaft philosophischen Grundsätzen durchgeführt sah; ich konnte nicht aufhören zu lesen, bis ich den Inhalt los hatte. Schon manche schlaflose Nacht hat mich der Gedanke an eine freiere Zukunft gequält; nie konnte ich ein System finden, das allen Gleichheit gewährte, als das der Gütergemeinschaft, aber ich konnte nicht von dem Gedanken loskommen, daß durch das kommunistische System die Menschheit in die frühere Dummheit zurückgeführt wird ... Das vorliegende System hat jedoch keinen Mangel, ist höchst vollkommen und gewährt unendliche Vorteile mehr als die jetzige Regierung ... Es war längst mein Wunsch, ein vollkommenes Freiheitssystem kennen zu lernen, und ich war entzückt, hier eins mit solcher Genauigkeit zu treffen, daß kaum etwas zu wünschen übrig bleibt.“ Das war eine Stimme unter vielen, aber auch Karl Marx hat der Idee, in die Verwaltung nicht Personen, sondern Fähigkeiten zu wählen, Genialität und Originalität nicht absprechen wollen, und den Anspruch des Talents auf eine bevorrechtete Stellung in der Gesellschaft hat Engels einige Jahre später gegen Carlyle ebenso entschieden bestritten, wie Weitling gegen Fourier.

Mag nun aber auch richtig sein, daß Weitlings Utopie einen Fortschritt in der Geschichte der utopistischen Systeme darstellt, daß sie reformatorische Gedanken von bleibendem Wert enthält, und daß auch ihr äußeres Gerüst mit großem Scharf-

sinn gezimmert ist, so bleibt sie doch eben eine Utopie, die als solche nicht das Ziel des proletarischen Emanzipationskampfes sein konnte. Weitling empfand das wohl; er wiederholte mehr als einmal, man brauche sich nicht im geringsten um den Aufbau kümmern, man dürfe nicht zuviel Wert auf die Lieblingspläne zum neuen Bau legen, aber da er keine historische Entwickelung der Arbeiterklasse kannte, so konnte er der Utopie nicht entbehren, wenn er anders dem Klassenkampfe des Proletariats ein Ziel setzen wollte. Er geriet hier in einen Widerspruch, den der bürgerliche Utopismus als solcher nicht gekannt hatte.

Die Rechnung, die dieser Utopismus für den Bau einer neuen Gesellschaft auf den guten Willen oder die rechtzeitige Einsicht der herrschenden Klassen setzte, mochte so irrig wie möglich sein, aber in diesem Irrtum lag wenigstens eine gewisse Methode. Sollte eine neue Gesellschaft friedlich aufgebaut werden nach den Plänen, die diese oder jene genialen Köpfe entworfen hatten, so war es nur möglich durch die Zustimmung der herrschenden Klassen. War diese Zustimmung niemals zu erwarten, wie Weitling mit Recht annahm, sondern war nach seiner Ansicht für die Herstellung der kommunistischen Gesellschaft die revolutionäre Erhebung der Arbeiterklasse notwendig, so ließ sich diese Erhebung nicht bewerkstelligen durch papierene, noch so wunderbar ausgeführte Pläne einer neuen Gesellschaft. In dieser richtigen Empfindung kam Weitling immer darauf zurück, auf solche Pläne käme ja nicht soviel an, und wenn man mit der Aufklärung und Belehrung darüber den Anfang machen müsse, so sei diese Aufklärung und Belehrung keineswegs das letzte und sicherste Mittel.

Da er aber eine historische Entwickelung des Proletariats nicht kannte, und somit auch nicht die revolutionären Kräfte, die sie heranzüchtet, so bleibt ihm als das letzte und sicherste Mittel nur übrig, die schon bestehende Unordnung schnell auf den höchsten Gipfel zu treiben, sich ihr nicht mehr zu widersetzen, sondern sie zu steigern, so daß das arme Volk ein Vergnügen an der wachsenden Unordnung finde, wie der Soldat am Kriege, im schlimmsten Fall einen fürchterlichen Brander loszulassen, eine Moral zu predigen, die noch niemand zu predigen gewagt habe, eine Moral, „welche uns ganze Legionen Streiter zuführen wird, deren Mitwirkung wir jetzt noch verabscheuen“. Mit andern Worten, Weitling sah in der wachsenden Verelendung der Massen den wirksamsten Hebel der Revolution,

und je höher und reiner seine Utopie gedacht ist, je beredter in ihr die Wissenschaft als die allein würdige Lenkerin der menschlichen Geschicke verkündet wird, um so klaffender tritt der Widerspruch hervor, daß dies Ziel erreicht werden soll, durch eine Masse, deren physische Verkommenheit, wie Weitling sehr wohl wußte und auch gar nicht verhehlte, eine gleich große intellektuelle und moralische Verkommenheit mit sich führen muß.

In diesen Widerspruch mußte Weitling geraten, und aus ihm konnte er nicht herauskommen, weil er der Sprecher einer Klasse war, eben des proletarisierten Handwerks, einer Klasse, die die Geißelschläge der kapitalistischen Gesellschaft nicht minder schmerzlich und vielleicht noch schmerzlicher empfand als das moderne Proletariat, aber nicht, wie dieses, die Mittel und Möglichkeiten der sozialen Revolution zu erkennen vermochte, die erst die große Industrie schafft. So schwankt denn auch Weitling ungewiß auf den Wegen des Übergangs aus der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft; er will die Preß- und die Wahlfreiheit, aber er kann ihren Wert für die Arbeiter nicht niedrig genug einschätzen; er befürwortet die Assoziationsfreiheit, aber ebenso im Sinne kommunistischer Sektiererei, wie im Sinne des proletarischen Emanzipationskampfes; er malt die „roh-physische“ Revolution mit allen ihren Schrecken, aber er hält auch der „reinen geistigen Gewalt allein“ die Tore offen, ja selbst die Herstellung der Gütergemeinschaft durch die Könige und die Mächtigen ist nach seiner Meinung zwar zweifelhaft, aber keineswegs unmöglich, und wenn er sich nicht darauf verlassen will, so will er doch darauf hoffen. Und als den allerbesten Übergang prophezeite er schließlich die Ankunft eines zweiten Messias, der größer sein werde, als der erste.

Mit einer Vision schließt Weitling das Kapitel der möglichen Übergangsperioden, und er hat nicht leicht etwas Erhabeneres geschrieben, aber auch in diesem Falle war nur ein Schritt vom Erhabenen zum Trivialen; in seiner nächsten Schrift, die den Garantien auf dem Fuße folgte, verkündete Weitling sich selbst schon als diesen neuen Messias.

* * *

Es lag von vornherein auf der Hand, daß der Widerspruch in der Propaganda Weitlings sich über kurz oder lang auch in seinen praktischen Konsequenzen offenbaren würde. Wenn es jedoch schon sehr früh geschah, kaum daß die Drucker-

schwärze der Garantien trocken geworden war, so wirkten dabei verschiedene Umstände zusammen, die Weitling in eine sehr bedrängte Lage brachten.

Verhältnismäßig groß wie seine Erfolge waren, so waren die Verhältnisse in der Schweiz doch recht klein. Mit einigen hundert deutscher Handwerksburschen ließ sich noch keine Massenbewegung einleiten. So über alles Lob erhaben die Opferwilligkeit von Weitlings Anhängern war, so vermochten sie doch nur bescheidene Mittel aufzubringen, und diese bescheidenen Mittel wurden dann noch durch die überflüssige Spielerei mit den kommunistischen Speiseanstalten zwecklos verzettelt.

Dazu kam, daß Weitling doch nicht mit der jungdeutschen Richtung unter den deutschen Handwerksburschen fertig wurde. Sie streifte zwar den bürgerlich-nationalen Charakter ab und nahm auch proletarisch-revolutionäre Tendenzen an, aber sie lehnte sich dabei nicht an den französischen Sozialismus, sondern an die deutsche Philosophie an. Von dieser verstand Weitling nichts und mochte auch nichts davon verstehen. Er verachtete den religiösen „Sektenkram“ und wollte ihn namentlich aus der Schule verbannt wissen; „ich kann das Beispiel davon an mir abnehmen, das kostet jahrelange Mühe, bis man die Dummheiten und den eingetrichterten Unsinn wieder aus dem Kopf los wird“. Aber einen gewissen religiösen Zug wurde er doch nicht los; er teilte ihn mit den meisten französischen Sozialisten, und man wäre fast versucht, ihn auf seine halb französische Abstammung zurückzuführen, wenn nur nicht gerade die Proletarier unter den französischen Sozialisten, Leroux und Proudhon, in der deutschen Philosophie den Schlüssel zur Pforte der neuen Gesellschaft gesucht hätten.

Auf der andern Seite besaß Weitling eine natürliche Anlage von Dialektik, die sich auch in seinen Garantien manches Mal verrät, so wenn er nachweist, wie die Begierde des Wissens, die in der kapitalistischen Gesellschaft durch die Begierden des Besitzes und des Genusses geknechtet wird, dennoch zu ihrem Rechte zu gelangen weiß; auch rechnet Weitling in seiner Hauptschrift die Philosophie keineswegs zu den „schädlichen“ oder „unnützen Wissenschaften“, erklärt sie im Gegenteil für die Summe aller Wissenschaften, die in der neuen Gesellschaft regieren soll. Als ihm nun aber seine jungdeutschen Gegner, die ihm in keiner Weise das Wasser reichten, mit dem

ganzen Kauderwelsch der Hegelei auf den Leib rückten, das in ihrem Munde in der Tat nur das reine Kauderwelsch war, da wurde ihm die Sache zu bunt und er sagte, so habe ers nicht gemeint; die deutsche Philosophie sei ja nichts als Unsinn, vorgetragen in gelehrten Redensarten, künstlich aus metaphysischem Hokuspokus zusammengesetzt. Diese Ansicht war gar nicht so übel gegenüber den jungdeutschen Agitatoren, mit denen Weitling zu schaffen hatte, aber für ihn hatte sie doch peinliche Folgen: einmal machte sie ihn mißtrauisch gegen alle Philosophie, und dann drängte sie ihn stärker auf die Religion zurück, als ihm und seiner Sache heilsam war.

Endlich aber riefen die wachsenden Erfolge Weitlings auch den wachsenden Widerstand der bürgerlichen Welt hervor. Die französische Regierung ließ die Junge Generation nicht mehr über die Grenze, womit das Blatt die Hälfte seiner Einnahmen, alle französischen und englischen Abnehmer verlor. Weitling geriet in bitterste Not, obgleich er ein Mann von der äußersten Bedürfnislosigkeit war. „Ein schmales Nachtlager, oft zu dreien im engen Zimmer, ein Stück Brett als Schreibtisch und mitunter eine Tasse schwarzen Kaffees war alles, worauf sich seine Lebensbedürfnisse beschränkten .... Seine Ökonomie ging so weit, daß er sich, bei aller Lebenslust, einer Menge entbehrlicher Nahrungs- und Bekleidungsgegenstände, z. B. Strümpfe, Handschuhe, Unterkleider, Wein, Zucker, Seife und dergl. enthielt und aus Stolz, Gegenverbindlichkeiten einzugehen, oft die herzlichsten Einladungen zu Lustbarkeiten seiner Freunde ausschlug." So Sebastian Seiler, als nach Weitlings Verhaftung die üblichen Verleumdungen auf ihn herniederprasselten.

In der Schweiz selbst wurde die „Aufklärung und Belehrung", die der kommunistische Agitator verbreitete, den Regierungen der Kantone um so unheimlicher, als sie schon in einzelne schweizerische Blätter einzudringen begann, und selbst in dem verhältnismäßig noch sicheren Waadtlande wankte der Boden unter Weitlings Füßen; er plante eine Übersiedelung nach Zürich, obgleich ihn Julius Fröbel, der damals das Organ der Züricher Radikalen leitete, davor warnte, sich in die Höhle des Löwen zu begeben. Wurde aber seine friedliche Agitation gewaltsam unterdrückt, so mußte sich Weitling die Frage vorliegen, was dann zu tun sei, und es erklärt sich wohl aus seiner mannigfach bedrängten Lage, daß er nun

gleich auf die stärkste seiner revolutionären Künste verfiel und eine Diebesbande zum Sturz der alten Gesellschaft organisieren, daneben auch noch die „weibliche Gemeinschaft" einführen wollte.

Unmittelbare Äußerungen Weitlings über diese Pläne haben sich nicht erhalten, und so bleiben wir auf Vermutungen darüber angewiesen, wie er darauf verfallen ist. Daß er sie aber tatsächlich erwogen hat, geht aus den brieflichen Antworten derjenigen seiner Anhänger und Freunde hervor, denen er sie mitgeteilt hatte. Sie waren alle darüber entsetzt, schlugen aber nicht alle den richtigen Weg ein, sie ihm auszureden. Namentlich die Briefe Ewerbecks sind nicht frei von einem herablassenden Schulmeisterton, der für Weitling um so verletzender sein mußte, als er sich mit Recht sagen durfte, daß er ein ganz anderer Mann sei als dieser Akademiker, der sich eben erst der kommunistischen Bewegung angeschlossen hatte und nie über Cabet hinausgekommen ist. Freilich mag auch der überraschende Erfolg der Garantien ihren Verfasser anspruchsvoller und empfindlicher gemacht haben als gut war; Weitling wird schwerlich ohne Schuld daran gewesen sein, daß er um diese Zeit sogar mit seinem fähigsten und zuverlässigsten Anhänger, mit Simon Schmidt, zerfiel, dem „Propagandavater", hinter dessen „erhabenem Vorbilde" er später bekannt hat, weit zurückgeblieben zu sein. In jedem Falle aber mußten diese inneren Reibungen und Zwistigkeiten dem seelischen Gleichgewichte Weitlings, das schon durch so viele äußere Bedrängnisse erschüttert war, den letzten Stoß geben.

Unter solchen Umständen entstand sein Evangelium des armen Sünders, eine Schrift, worin er an mehr als hundert Bibelstellen nachweisen wollte, daß die kühnsten Folgerungen der freisinnigen Ideen ganz im Einklange mit dem Geiste Jesu ständen, worin er die Religion benutzen wollte, um die Menschheit zu befreien, worin er sich auf Lamennais berief und daneben zwar auch noch auf Thomas Münzer, aber auf diesen nicht mehr als auf den Führer rebellischer Bauernhaufen, sondern als auf den christlichen Schwärmer. So ist die Schrift ein großer Rückschritt gegen die Garantien, obgleich sie von Weitlings Person das treffendste Bild und von seinem literarischen Talent wohl die glänzendste Probe gibt. Sie ist ein Versuch der Selbstverständigung, eine Art Beichte, die Weitling sich selbst ablegt, gegenüber den Zweifeln der Freunde noch mehr als gegenüber den Angriffen der Feinde. Er vergißt noch nicht

ganz, daß er nur der Sprecher seiner Klasse ist; er sagt, der essäische Bund habe die kommunistische Lehre verbreitet, und Jesus möge in seinen eigenen Ideen die Ideen seiner Bundesmitglieder nicht bedeutend überragt haben, aber seine Prophetennatur tritt doch schon unverhüllt hervor, indem er den ersten Messias für den zweiten und den größeren Messias in die Schranken ruft. Es ist deutlich genug, wenn Weitling sagt, es sei zu vermuten, daß Jesus einen Organisationsplan einer neuen Gesellschaft entweder sehr unvollkommen oder auch gar nicht angefertigt habe; es sei ja auch nicht zu verlangen, daß er zu seiner Zeit schon alle Tiefen der heutigen kommunistischen Lehre vollständig aufgefaßt haben sollte.

Ferner muß man anerkennen, daß Weitlings Bibelkritik von großem Scharfsinn zeugte, ja in gewissem Sinne die bürgerliche Bibelkritik übertraf, die damals im Zenit ihres Ruhmes stand. Hatte David Strauß die Widersprüche der Evangelien aufgedeckt, um die historische Wahrheit der evangelischen Geschichte zu vernichten, so richtete Weitling seinen Blick auf den entscheidenden Punkt aller Bibelkritik, nämlich auf die Frage, wie das Christentum trotz aller Widersprüche der evangelischen Geschichte eine weltgeschichtliche Wirklichkeit geworden sei; er wollte das Wesentliche, Bestimmte und Mögliche im Prinzip des Christentums nachweisen, und mit kongenialem Instinkt spürte er die Niederschläge auf, die der urchristliche Kommunismus in der evangelischen Geschichte gefunden hat. Jedoch bei alledem war das Evangelium des armen Sünders ein großer Rückschritt gegen die Garantien der Harmonie und Freiheit; hatte die ältere Schrift begonnen, den Kommunismus zu einer Massenbewegung zu machen, so drängte die neuere Schrift ihn wieder in eine Sektenbewegung zurück.

Weitling wollte seine neue Schrift in Zürich drucken lassen, wohin er im Frühling 1843 übersiedelte. Er selbst hat später von dieser Zeit geschrieben: „Ich wurde nun auch aus dem Kanton Waadt verwiesen nnd verlegte darauf die Redaktion nach Langental und, als ich auch hier nicht sicher war, nach Zürich. In Zürich schrieb ich das Evangelium des armen Sünders. Den Druck desselben hatten einige wohlhabende Freunde garantiert." In den Einzelheiten mag diese Darstellung anfechtbar sein; es ist sonst nichts davon bekannt, daß Weitling aus dem Kanton Waadt ausgewiesen worden ist, auch kann er das Evangelium nicht wohl erst in Zürich geschrieben haben.

Indessen kommt darauf zu wenig an, als daß sich eine ausführliche Untersuchung lohnte; bedrängt war Weitlings Lage im Waadtlande längst geworden, und dann sprachen viele Gründe dafür, daß er nach Zürich ging. In der deutschen Stadt konnte er noch am ehesten einen Drucker und Verleger, sowie literarischen Beirat finden; auch mußte ihm, nachdem das Ministerium Guizot seinen Schriften die französische Grenze und den Durchzug nach London gesperrt hatte, viel an einem geregelten Schriftenvertrieb nach Deutschland liegen, der von Zürich aus leichter zu organisieren war als von den Ufern des Genfer Sees.

Indessen Fröbel wußte, weshalb er vor der Höhle des Löwen gewarnt hatte. In Zürich war im Jahre 1839 die konservative Partei ans Ruder gekommen, durch den tragikomischen „Züriputsch", den von Pfaffen geschürten Bauernaufruhr gegen die Berufung von David Strauß an die Züricher Universität. Sie hielt ihre radikalen Gegner nur mühsam nieder und die Gelegenheit, ihre Herrschaft durch einen neuen „gotteslästerlichen" Unfug zu befestigen, mußte ihr sehr willkommen sein. Es kam ihr dabei viel weniger auf den Kommunismus an, den sie noch nicht fürchtete, als auf den Radikalismus, den sie wirklich fürchtete. An sich waren ihr die sehr losen und ganz harmlosen Beziehungen, die einzelne Radikale, wie Fröbel selbst, mit einzelnen Kommunisten unterhielten, sehr gleichgültig, aber sie wußte ebenso gut, wie Bismarck einige Jahrzehnte später, daß man den radikalen Philister nicht wirksamer ins Mauseloch jagen könne, als indem man den „roten Lappen" gegen ihn schwenkte.

So kam es denn nun auch. Züricher Pfaffen denunzierten schon den Prospekt von Weitlings neuer Schrift wegen angeblicher Gotteslästerung; daraufhin wurde Weitling in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni 1843 verhaftet. Zugleich wurden alle seine Papiere durch den Staatsanwalt mit Beschlag belegt und der Regierung ausgeliefert, die eine Kommission niedersetzte, um sie zu prüfen, und deren von Bluntschli verfaßten Bericht veröffentlichte. In diesem Berichte wurden in der frivolsten Weise private Briefe, zu deren Veröffentlichung die Regierung nicht einmal ein formales Recht besaß, an die große Glocke gehängt, soweit sie geeignet waren, auf die Züricher Radikalen den Schein einer Verbindung mit den Kommunisten fallen zu lassen.

Paarte das Verfahren des Berichts gegen die Radikalen die Perfidie immerhin mit einer gewissen Pfiffigkeit, so paarte sein Verfahren gegen die Kommunisten die Perfidie mit einer unglaublichen Torheit. Bluntschli entpuppte sich als ein Muster von Dummheit und Frechheit, weshalb er auch noch ein Menschenalter als strahlender Stern am Himmel des deutschen Liberalismus gestanden hat. Er log über Weitlings Tendenzen das Blaue vom Himmel herunter, aber er gab so breite Auszüge aus Weitlings Briefen und Schriften, daß seine Verlogenheit mit Händen zu greifen war. So schrieb ein bürgerliches Blatt der französischen Schweiz: „Bluntschli hat die Unverschämtheit, zu sagen, Weitling hebe die intellektuellen oder idealen Güter der Menschheit auf, während gerade das Gegenteil der Fall ist.“ Aber Bluntschli werde wohl wissen, weshalb er die in vielfacher Beziehung merkwürdige Schrift fälsche, durch die Weitling unter den modernen sozialen Schriftstellern einen ausgezeichneten Rang einnehme. Die andere Seite der Sache beleuchtete die Kölnische Zeitung, indem sie schrieb: „Die Kommunisten, die Bluntschli reden läßt, behandeln ihre Sache mit einer Beredsamkeit und einem Enthusiasmus, dem er nichts entgegenzusetzen hat, als einige oft wiederholte, abgenutzte Prinzipien . . . Herr Bluntschli veröffentlicht eine Schrift, in welcher das Talent und die Organisation der Kommunisten sich im schönsten Lichte zeigen, und er will dadurch bezwecken, daß man sich nicht für, sondern gegen diese Männer und ihre Ideen ausspreche?“ In der Tat meldete der preußische Gesandte aus Paris, der Bericht Bluntschlis habe dem Bunde der Gerechten dreihundert Handwerksburschen geworben.

Ebenso anfeuernd wirkte er in der Schweiz selbst, doch ist hier nicht der Ort, die weiteren Schicksale der schweizerischen Bewegung zu verfolgen. Genug, daß sie erst im Jahre 1846 durch ein Ausnahmegesetz des Kantons Zürich gegen die kommunistische Agitation unterdrückt werden konnte, und zwar durch die radikale Partei, die inzwischen ans Ruder gelangt war. Sonst hätte der Tragikomödie auch der Punkt überm i gefehlt.

* *
*

Hand in Hand mit der Verbreitung des demagogischen „Kommissionalberichts“ durch die Züricher Regierung nahm die Justizposse gegen Weitling ihren Gang. Weitling wurde

angeklagt, sich in seinen beiden Schriften, von denen das Evangelium noch gar nicht veröffentlicht worden war und die Garantien wenigstens nicht im Kanton Zürich erschienen waren, der Gotteslästerung und des Angriffs auf das Eigentum schuldig gemacht, sowie einen geheimen Bund zur Verbreitung des Kommunismus gestiftet zu haben. Die juristische Sinnlosigkeit der Anklage legte der Advokat Rüttimann treffend dar, aber gleichwohl wurde Weitling am 16. September 1843 in erster Instanz zu sechs Monaten Gefängnis, mit Abrechnung von zwei Monaten unverschuldeter Untersuchungshaft und zu lebenslänglicher Verweisung aus der Schweiz, in zweiter Instanz am 23. Dezember desselben Jahres gar zu zehn Monaten Gefängnis, mit Abrechnung von vier Monaten unverschuldeter Untersuchungshaft und Verweisung aus der Eidgenossenschaft auf fünf Jahre, verurteilte. Er verleugnete seine Sache vor den gerichtlichen Schranken nicht, verteidigte sich halb ernst, halb ironisch, verriet jedoch manche Spuren nervöser Überreizung.

Nach allen seelischen Erschütterungen, die vorangegangen waren, hat das nahezu volle Jahr, das Weitling durch eine infame Klassenjustiz erst in Untersuchungs- und dann in Strafhaft festgehalten wurde, verhängnisvoll auf ihn gewirkt. Er war hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen; Versuche, sich mit seinen Freunden brieflich zu verständigen, trugen ihm schwere Disziplinarstrafen ein; einmal hat er 18, ein andermal gar 48 Stunden Dunkelarrest zu erdulden gehabt. Was ihn in allen Fugen des Geistes erschütterte, war ein dreifaches: seine falsche Beurteilung durch einige seiner Freunde, dann seine Wehrlosigkeit gegenüber den Intrigen, Lügen, Verleumdungen seiner Feinde, endlich die Aussicht auf völligen geistigen und körperlichen Ruin, wenn er nach Ablauf seiner Strafhaft an Preußen ausgeliefert würde. Und je ohnmächtiger er sich fühlte, je bitterer das Gefühl dieser Ohnmacht an seinem Herzen nagte, um so mehr wuchs sein Bewußtsein von der Bedeutung dessen, was er der Menschheit noch leisten könnte; sein Selbstgefühl hob sich in dem Maße, wie es sein einziger Halt hinter den Kerkermauern war.

Das läßt sich namentlich auch in den Gedichten verfolgen, die er im Gefängnis entworfen hat; ästhetisch wertlos, spiegeln sie doch mit erschütternder Wahrheit seine wechselnden Stimmungen wider. Am Weihnachtsabend, wo er „das holde Jesukindlein, den goldenen Szepter in der rechten Hand und

eine goldene Kugel in der Linken", in den Zweigen des Weihnachtsbaumes sieht, winkt ihm die Hoffnung:

Du wirst sobald nicht untergehen,
Wirst mit Geduld, Verstand und Mut
In Deines Geistes Abendglut
Noch Deiner Freiheit Morgenröte sehen.

Aber schon wenige Tage darauf, als er krank vor Frost und Hunger in seiner Zelle lag und eine schwere Disziplinarstrafe erwartete, erscheint ihm die Mutter als Tote und ruft ihn zu sich ins Grab:

Ruf' mich noch nicht! O Mutter, laß mich hier,
Dies Feuer darf im Kerker nicht verlodern,
Der Spiegel nicht an meiner Leiche modern,
Der heilge Geist der Wahrheit sagt es mir.
Wie? Oder soll der Bau zugrunde gehen?
Ich glaub' es nicht! Ein Wunder kann geschehen.
Die Hoffnung soll und darf mir niemand rauben;
Ich halt' sie fest und — sterb in diesem Glauben.

Am neuen Messias aber wird sich dies Wunder begeben:

So hilf mir nun, o Gott, den Kampf bestehen!
Der Wahrheit Schätze soll ich dir bewahren,
Die läßt du nicht versinken in Gefahren,
In Kerkernacht und Tod nicht untergehen! —
Ringt in Gethsemane ein Herz sich wund,
So stärkt dein Engel es, macht es gesund,
Und will ans Kreuz man einen Märtyrer schlagen,
So kommt ein Simon, es zum Berg zu tragen.

Während Weitling so hinter den eisernen Gittern mit sich kämpfte und rang, waren seine Freunde nicht müßig; vor allem bemühten sie sich, Weitling vor der Auslieferung nach Preußen zu bewahren. Der Bürstenbinder Andreas Dietsch, der mit einigen Gesinnungsgenossen am 1. Juni 1844 nach Amerika auswandern wollte, um dort eine kommunistische Kolonie zu gründen, erbot sich der Regierung, Weitling auf eigene Kosten mitzunehmen, erhielt aber nur die brutale Antwort, Weitling werde nach seiner Freilassung auf dem nächsten Wege über die deutsche Grenze gebracht werden. Einige Freunde Weitlings, die den größten Teil des Manuskripts zum Evangelium des armen Sünders gerettet und bei dem Verleger Jenni in Bern untergebracht hatten, entschlossen sich nun, das Honorar zu einem Zuge nach Zürich zu verwenden, um Weitling zu befreien, wenn er wirklich nach Ab-

büßung seiner Haft ausgeliefert werden sollte. Aber die Regierung mochte von diesem Plan Wind bekommen und wenn auch schwerlich sein Gelingen, so doch das unliebsame Aufsehen gefürchtet haben, das schon der Versuch seiner Ausführung hervorrufen mußte: sie entließ Weitling zwei Tage früher, ehe seine Haft abgelaufen war, am 21. Mai 1844.

Er selbst scheint auch von der Absicht seiner Freunde gewußt zu haben; als er in aller Frühe auf die Straße geführt wurde, weigerte er sich zu gehen und schrie: „Helft mir, ich bin Weitling! Man will mich an die deutsche Polizei ausliefern." Er ließ sich weder durch die Fußtritte noch durch die Kolbenstöße der Gendarmen von der Stelle bringen, und was nun folgt, schildert ein Bericht im Pariser Vorwärts: „Weitling wurde ins Gefängnis zurückgebracht. Sein Hilferuf verstummte bald. Man hörte nur noch ein klägliches Wimmern und das Klatschen eines Züchtigungsinstruments. Man hatte dem Opfer der Gerechtigkeit den Mund mit einem Taschentuch verstopft! Unterdessen war eine Kutsche vor dem Arresthause angelangt; den Mund verstopft und an Händen und Füßen geknebelt, wurde Weitling in einen geschlossenen Wagen geschleppt. Er drückte die Wagenfenster ein — alles, alles war vergebens, der Wagen rollte samt dem Gefangenen fort." So endete Weitlings Agitation in der Schweiz, den angeblichen Enkeln der angeblichen Tell und Winkelried zur dauernden Schmach.

Selbst das vormärzliche Preußen schien sich humaner zu gebärden. Weitling stand längst im schwarzen Buch der preußischen Polizei, und es wäre für die preußische Regierung ein leichtes gewesen, ihn nach dem biedern Landrecht und mit vormärzlichen Richtern lebenslänglich ins Zuchthaus zu bringen; eben dies hatte Weitling nicht ohne Grund gefürchtet. Mindestens aber hätte sie ihn als Militärflüchtling einige Jahre unter Molochs väterlicher Fuchtel halten können. Allein weder das eine noch das andere geschah. Der Verdacht freilich konnte nicht wohl aufkommen, daß sich die Regierung bei dieser Zurückhaltung, die Weitlings und aller Welt Verwunderung erregte, von humanen Rücksichten leiten lasse. Sie ließ Weitling vielmehr, sobald er per Schub in seiner Heimatstadt Magdeburg angelangt war, täglich durch die Polizei schikanieren, verbot ihm den Besuch aller Herbergen und Wirtshäuser, sogar den Besuch seiner Mutter, beschlagnahmte seine Briefe, verlangte Existenzausweise und

machte ihn in jeder der angenehmen Formen, über die sie verfügte, ihren Wunsch begreiflich, daß er möglichst bald den preußischen Staub von seinen Pantoffeln schüttele.

Es scheint, daß sie den Agitator Weitling für gefährlich genug gehalten hat, um ihn auch noch in der Kaserne oder im Zuchthause zu fürchten. Nach einem kürzlich erschienenen Gesetz ging das preußische Indigenat allerdings nach zehn Jahren Aufenthalts im Auslande verloren, aber dies Gesetz hatte keine rückwirkende Kraft, da die Polizei sonst Weitling nicht wochenlang aus dem Lande komplimentiert, sondern einfach per Schub, wie er hineingekommen war, so auch wieder hinausgebracht hätte. Weitling sträubte sich einige Wochen, mehr im Kampf um sein Recht, als um sich den Aufenthalt im preußischen Staat zu sichern; schon in Zürich war sein Wunsch gewesen, nach England zu gehen. So ließ er sich endlich nach Hamburg abschieben, wo er seine „Kerkerpoesien" für zehn Louisdor an Campe verkaufte. In Campes Buchladen traf er mit Heinrich Heine zusammen, der diese Begegnung mit wenig Behagen, aber auch mit wenig Witz geschildert hat.

Von Hamburg ging Weitling nach London, wo er vom August 1844 ab nun 17 Monate lebte. Er wurde bei seiner Ankunft von einem großen Meeting deutscher, englischer und französischer Kommunisten feierlich begrüßt, aber er scheint nicht die Gelegenheit benutzt zu haben, die sich ihm nunmehr bot, seinen Gesichtskreis durch das Studium der großen Industrie und des modernen Proletariats zu erweitern. Vielmehr zeigte sich nun immer deutlicher, daß er so wenig eine historische Entwickelung besaß, wie er eine historische Entwickelung kannte. Statt sich in die englische Arbeiterbewegung zu stürzen, zu einer Zeit, wo die chartistische Agitation hohe Wellen schlug, arbeitete er an einer Denk- und Sprachlehre, um eine Weltsprache zu schaffen, die flüchtig schon in den Garantien auftaucht und von nun an mehr und mehr eine Lieblingsmarotte Weitlings wurde. Er wagte sich jetzt unbedenklich an Aufgaben, denen seine Fähigkeiten und Kenntnisse in keiner Weise gewachsen waren, wurde in dem Maße unduldsamer, wie er anspruchsvoller wurde, geriet in eine geistige Isolierung, die ihn immer weiter von der echten Quelle seiner Kraft trennte, von dem Leben seiner Klasse. Mit Schapper und den anderen Genossen vom Bunde der Gerechten, die im Leben der englischen Weltstadt geistig frisch geblieben waren, konnte er sich nicht mehr verständigen; dagegen

muß er sich in dieser Londoner Zeit mit Hermann Kriege angefreundet haben, einem jungen Schüler Ludwig Feuerbachs, der im Jahre 1845 über London nach New York ging, um die kommunistische Propaganda über den großen Teich zu tragen.

* * *

In London fand Weitling keinen Verleger für seine Denk- und Sprachlehre und das teure Pflaster brannte ihm unter den Sohlen; so siedelte er im Anfang des Jahres 1846 nach Brüssel über, wo sich derweil um Marx und Engels eine Art kommunistischen Hauptquartiers gesammelt hatte. Es war das klügste, was Weitling tun konnte, denn wenn irgendwo, so hatte er hier noch einige Aussicht, sich zurechtzufinden. An Marx hatte er zuerst im Oktober 1844 geschrieben und ihm seine Freundschaft angetragen, die von Marx aufrichtig angenommen wurde; hatte er doch eben im Pariser Vorwärts die Hauptschrift Weitlings lebhaft begrüßt. Auch jetzt fand Weitling in Brüssel eine gastliche Aufnahme, allein es zeigte sich alsbald, daß er schon zu verrannt war, um die wissenschaftliche Grundlage zu verstehen, auf die Marx und Engels den Kommunismus stellten; handelte es sich dabei doch auch gerade um die Wissenschaften, die ihm vor andern unverständlich oder gar verhaßt waren: Historie und Philosophie.

Engels sagt darüber: „Später kam Weitling nach Brüssel. Aber er war nicht mehr der naive junge Schneidergeselle, der, über seine eigene Begabung erstaunt, sich klar darüber zu werden sucht, wie denn eine kommunistische Gesellschaft wohl aussehen möge. Er war der wegen seiner Überlegenheit von Neidern verfolgte große Mann, der überall Rivalen, heimliche Feinde, Fallstricke witterte; der von Land zu Land gehetzte Prophet, der ein Rezept zur Verwirklichung des Himmels auf Erden in der Tasche trug und sich einbildete, jeder gehe darauf aus, es ihm zu stehlen. Er hatte sich in London schon mit den Leuten des Bundes überworfen, und auch in Brüssel, wo besonders Marx und seine Frau ihm mit übermenschlicher Geduld entgegenkamen, konnte er mit niemand auskommen.“ Man möchte fast wünschen, Engels hätte in vierzigjähriger Erinnerung die Dinge zu schwarz gesehen, aber Weitlings eigenes Zeugnis spricht dagegen.

In einer gemeinsamen Sitzung, die am 30. März 1847 stattfand, um die Frage zu beraten, wie die kommunistische

Propaganda zu betreiben sei, platzten die Geister heftig aufeinander. Der russische Schriftsteller Annenkow hat darüber berichtet, als Zuhörer der Debatte, und er hat die Dinge offenbar richtig aufgefaßt, wenn er sagt, Weitling habe nur unklar und verworren gesprochen, vermutlich so unklar und verworren, wie in den Schlußkapiteln seiner Hauptschrift über die möglichen Perioden des Überganges aus der kapitalistischen in die kommunistische Gesellschaft. Von Marx in die Enge getrieben, habe er sich auf die Hunderte von Briefen und Erklärungen berufen, die ihm dankbare Anhänger gesandt hätten und habe gemeint, seine bescheidene Vorbereitungsarbeit für die gemeinsame Sache sei von größerer Wichtigkeit, als die Kritik und die wissenschaftliche Analyse, die fern der leidenden Welt und den Drangsalen des Volkes entworfen werden, und es ist wohl glaublich, was Annenkow erzählt, daß nämlich Marx bei diesen Worten zornig aufgesprungen sei und gerufen habe: „Niemals noch hat die Unwissenheit jemand genützt."

Jedenfalls kommt Weitling noch viel schlechter, als in dieser Schilderung eines unbefangenen Zeugen, in seiner eigenen Darstellung der Szene fort, die er am Tage darauf in einem Brief an Moses Heß gab. Danach soll Marx auf die Frage, wie die kommunistische Propaganda in Deutschland am besten zu betreiben sei, sich dahin ausgesprochen haben, das wichtigste sei, eine Sichtung in der kommunistischen Partei vorzunehmen, die Untauglichen zu kritisieren und von den Geldquellen zu trennen; der Gefühlssozialismus müsse verhöhnt werden; die Bourgeoisie müsse erst ans Ruder kommen, ehe der Kommunismus verwirklicht werden könne. Weitling fährt dann in seinem Brief an Heß fort: „Ich wurde heftig, Marx überbot mich, besonders zuletzt war alles in Aufruhr und sprang hin und her im Bureau. Da besonders auf mein Resümee fuhr Marx auf. Ich sagte nämlich: Sonach geht aus unserer Diskussion weiter nichts hervor, als daß derjenige, welcher Geldmittel findet, auch schreiben kann, was er will . . . Ich sehe in Marxens Kopf weiter nichts als eine gute Enzyklopädie, aber kein Genie. Reiche Leute machten ihn zum Redakteur, voilà tout . . . Ich legte meine Systemarbeiten zurück, als ich von allen Seiten sich dagegen Stimmen erheben sah. Aber als ich in Brüssel vernahm, daß die Systemgegner gerade die großartigste Systemarbeit in wohlbezahlten Übersetzungen vornehmen, da vollendete ich meine auch und machte den

Versuch, sie an den Mann zu bringen. Wenn diese nun nicht unterstützt wird, so ist das ganz in der Ordnung, wo man durchaus das beabsichtigt, was man Sichtung nennt." Hier ist das Auffahren von Marx noch viel begreiflicher, denn Weitling erlaubte sich gegen ihn eine persönliche Verdächtigung.

In jenem Frühjahr hatte sich nämlich durch Weydemeyers Bemühen eine gewisse Aussicht aufgetan, daß einige reiche Kommunisten die Möglichkeit schaffen würden, einen Verlag kommunistischer Schriften zu eröffnen, womit dann auch eine schon seit Jahren von Marx und Engels geplante Bibliothek ausländischer sozialistischer Schriftsteller in deutscher Übersetzung erscheinen sollte. Da nun Marx und Engels für „Systeme", wie Weitlings Denk- und Sprachlehre, nichts übrig hatten, so ist klar, zu wie häßlichen Unterstellungen Weitling sich hinreißen ließ. Im übrigen ist aus dem ganzen Verlagsplan nichts geworden.

Trotz alledem ließ sich Marx nicht abhalten, nach Kräften für Weitling zu sorgen. Am 6. Mai schrieb Heß, der sich damals in Verviers aufhielt, an Marx: „Weitling schrieb mir vor kurzem, er klagt sehr über seine ökonomischen Verhältnisse und teilt mir mit, daß er durch Dich einen Mittagstisch habe; es war von Dir zu erwarten, daß sich Deine Feindseligkeiten gegen ihn nicht bis zum hermetischen Verschluß Deines Geldbeutels erstrecken werden, solange Du noch etwas darin hast." Wenige Tage darauf kam es dann aber zum völligen Bruch, an dem Weitling in fast unverzeihlicher Weise die alleinige Schuld trug.

Die amerikanische Propaganda Krieges erfüllte nicht die Hoffnungen, die auch von Brüssel her auf sie gesetzt worden waren. Der Volkstribun, eine Wochenschrift, die Kriege in New York herausgab, trieb in kindisch-pomphafter Weise eine phantastische Gefühlsschwärmerei, die mit kommunistischen Prinzipien nichts zu tun hatte und die Arbeiter in höchstem Grade demoralisieren mußte. Noch schlimmer war, daß Kriege in grotesken Bettelbriefen von amerikanischen Millionären einige Dollar für sein Blatt zu schnappen suchte. Dabei gebärdete er sich als literarischer Vertreter des deutschen Kommunismus in Amerika, so daß für dessen wirkliche Vertreter aller Anlaß gegeben war, gegen diese kompromittierende Gemeinschaft zu protestieren.

Einen solchen Protest an Krieges eigenes Blatt einzusenden, beschlossen am 16. Mai 1846 die Brüsseler Kommunisten Engels,

Marx, Wilhelm Wolff, Sebastian Seiler und einige andere. Einzig und allein Weitling schloß sich aus, unter ganz nichtssagenden Vorwänden: der Volkstribun sei nach seiner Ansicht ein kommunistisches Organ, das den amerikanischen Verhältnissen vollkommen entspreche; die kommunistische Partei habe in Europa so mächtige und zahlreiche Feinde, daß sie ihre Waffen nicht nach Amerika zu richten brauche und am wenigsten gegen sich selbst. Daran ließ sich Weitling aber nicht genügen, sondern richtete ein Schreiben an Kriege, worin es hieß: „Was Du auch schreiben magst, ich warne Dich, wohl alles zu überlegen, ich habe die Leute als ausgefeimte Intriganten kennen gelernt. Ich kann nicht anders denken, als der Angriff gegen Dich war im voraus schon gegen mich gerichtet. Sie wissen, daß wir intim sind . . . Das Faktum ist, daß sich der ganze Knäuel der mit ihnen korrespondierenden kommunistischen Bourgeoisie gegen mich gewandt hat. Warum? Die Geschichte ist uralt in unserer Propaganda. Sie datiert schon vom Anfang. Außer Marx hat mich ja auch niemand unterstützt. Sie nennen den Gegensatz Religiosität und Systemsucht. Mich soll das angehen meines Evangeliums wegen und des Systems wegen, das nun doch einmal da ist. Im Kopf der ungeheueren geldbeschwerten Ligue von vielleicht zwölf oder zwanzig Mann spukt nichts als Kampf gegen mich Reaktionär. Ich kriege zuerst den Kopf heruntergeschlagen, dann die anderen und zuletzt ihre Freunde und ganz zuletzt schneiden sie sich selbst den Hals ab. Die Kritik zerfrißt alles bestehende und wenn nichts mehr zu zerfressen ist, frißt sie sich selber auf. Dabei macht sie den Anfang an der eigenen Partei, besonders seitdem die anderen sich nicht darum scheren. Jeder will Kommunist sein und einer den anderen als Nichtkommunisten hinstellen, sobald er seine Konkurrenz fürchtet. Und diesem Treiben öffnen sich jetzt ungeheure Summen, für mich aber kein Verleger. Ich stehe von dieser Seite ganz allein mit Heß, aber Heß ist wie ich in die Acht erklärt.“ Dieser Brief ist wieder ein schlagender Beweis dafür, wie leicht in solcher Prophetennatur das Erhabene ins Triviale umschlagen kann.

Es erscheint auf den ersten Blick völlig unbegreiflich, wie Weitling das Treiben Krieges beschönigen konnte, ein Treiben, dessen Weitling selbst nie fähig gewesen wäre, geschweige denn fähig gewesen ist. Die Lösung des Rätsels liegt wohl in dem Satze, worin Weitling sich nicht anders denken kann,

als daß der Angriff gegen Kriege im voraus gegen ihn gerichtet sei. Seine krankhafte Einbildung und Selbstüberhebung ließ ihn überall Feinde und Neider wittern und selbst Heß, der ihm bis dahin noch die Stange zu halten gesucht hatte, gab ihn jetzt auf. Heß schrieb am 5. Juni an Marx: „Weitlings Persönlichkeit widert mich immer mehr an und nur die Parteiangelegenheit hält mich noch mit ihm verbunden"; unter den europäischen Kommunisten stand Weitling nun ganz isoliert.

Dagegen beeilte sich Kriege, die ärgsten Stellen aus dem an ihn gerichteten Briefe Weitlings als Gegengewicht gegen den Protest der Brüsseler Kommunisten zu veröffentlichen, und er veranlaßte auch die Sozialreformassoziation, eine deutsche Arbeiterorganisation, die seine Wochenschrift zu ihrem Organ erkoren hatte, Weitling als Redakteur zu berufen und ihm das nötige Reisegeld zu senden. Es scheint, daß Krieges Redaktionssessel für ihn doch zu heiß geworden war, oder vielleicht hatten auch die Leser seine Narreteien satt, zumal da er sich inzwischen noch mit der Tammany-Hall, der berüchtigsten Politikerklique New Yorks, eingelassen hatte.

* * *

Weitling folgte dem Rufe und traf gegen Ende des Jahres 1846 in New-York ein, um zu vernehmen, daß der Volkstribun eben eingegangen sei und 100 Dollar Schulden hinterlassen habe.

Uneigennützig, wie Weitling in seiner Agitation immer gewesen ist, verzichtete er auf die 5 Dollar Wochengehalt, die ihm die Sozialreformassoziation anbot, bis er Beschäftigung gefunden habe; lieber fristete er sein Leben mit einigen Flugschriften und einer neuen Auflage des Evangeliums, die er selbst vertrieb, so „fürchterlich" ihm diese „Notwendigkeit" war. Auch eine englische Übersetzung dieser Schrift gab er heraus und freundete sich mit Albert Brisbane und anderen amerikanischen Fourieristen an.

Seine Agitation hatte einen nicht unbeträchtlichen Erfolg. Es gelang ihm, einen Befreiungsbund zu stiften, der nach dem Vorbilde des amerikanischen Logenwesens in verschiedene Grade eingeteilt war und sich schnell über die großen Städte der Union verbreitete. Weitling hatte hier wieder seinen alten erprobten Simon Schmidt zur Seite. Er kehrte eben, im Frühjahr 1848, von einer Agitationsreise für den Bund, die

ihn bis New Orleans geführt hatte, nach New York zurück, als er die Nachricht vom Ausbruch der deutschen Märzrevolution erhielt. Die New Yorker Loge des Befreiungsbundes beschloß, Weitling als Vertreter des Bundes nach Deutschland zu senden, um dort für die Ausbreitung seiner Organisation zu wirken. Der Gedanke, durch einen eben erst in Amerika gestifteten Arbeiterbund die deutsche Revolution zu beeinflussen, war zwar um vieles harmloser, aber auch um vieles abenteuerlicher als Herweghs Freischarenzug aus Paris nach Süddeutschland; immerhin ging Weitling doch nach Europa, als es in revolutionären Flammen stand, während Cabet aus dem revolutionären Europa in eine hinterwäldlerische Kolonie flüchtete.

Am vorletzten Schlachttage des Juniaufstandes traf Weitling in Paris ein und ging dann nach Deutschland, um Flugblätter drucken zu lassen und zu verbreiten. Doch ist die Wirkung seiner Wirksamkeit gleich null gewesen; die Revolution hatte ihn gänzlich überholt. So unreif damals noch die Arbeiterklasse in den meisten Teilen Deutschlands war, so hatte sie doch die Blut- und Feuertaufe empfangen, und bedurfte des Propheten nicht mehr, am wenigsten eines übellaunigen und verstimmten Propheten.

Den ersten deutschen Arbeiterkongreß, der Ende August 1848 in Berlin tagte, verließ Weitling gekränkt, als sein sogleich nach Eröffnung der Verhandlungen gestellter und übrigens ganz zweckloser Antrag, eine Petition um Einberufung eines besonderen Arbeiterparlaments an die Frankfurter Nationalversammlung zu richten, nicht einmal abgelehnt, sondern auf die Tagesordnung der zweiten Sitzung zurückgeschoben wurde. Auch eine Wochenschrift, die er unter dem Titel: Der Urwähler und mit dem Motto begründete: „Keine Güterverteilung! Keine Zwangsarbeit! Aber lohnende Arbeit und ehrlichen Handel für alle!" ging schon nach wenigen Nummern ein, da sie es kaum auf 150 Abnehmer brachte. An dem zweiten Demokratenkongreß, der Ende Oktober in Berlin tagte und durch seine zerfahrene Haltung die längst auf der Lauer liegende Gegenrevolution nicht wenig ermutigte, hat Weitling dann noch teilgenommen, zusammen mit Ewerbeck und Kriege, der auch hier als Berichterstatter das tollste Zeug schwatzte, namentlich die Hilfe des Proletariats zurückwies, das zu roh und ungebildet sei. Gleich darauf schlug die Gegenrevolution

los; die biedere Vereinbarerversammlung verschmähte in der Tat die Hilfe der Berliner Arbeiter, die bereit waren, mit ihrem Blut und ihren Knochen dem Hochverrat der Krone zu widerstehen; sie ließ sich mit Waffengewalt sprengen, und Weitling wurde ein Opfer des Belagerungszustandes; am 21. November wies ihn Wrangel aus Berlin aus.

Er ging nun nach Hamburg, wo es ihm ein wenig mehr glückte als in Berlin. Mit dem Berliner Staatsstreich war die Revolution in Norddeutschland überhaupt niedergeschlagen worden, und die geheimen Organisationen der vormärzlichen Zeit bekamen wieder Oberwasser. Weitling konnte in Hamburg eine Loge des Befreiungsbundes oder, wie er selbst sagt, einen Kommunistenbund stiften, der seine Erwartungen um das zehnfache übertraf. Auch erzählt er, daß er als Leitartikler eines neuen Tageblattes mit einem Wochenhonorar von zehn Mark angestellt worden sei. Er meint vermutlich die damalige Hamburger Mark, die nach heutigem Gelde eineinhalb Mark betrug. Auch gab er in Hamburg die dritte Auflage seiner Garantien heraus; eine zweite hatten inzwischen ohne sein Zutun einige seiner Freunde veranstaltet.

Diese dritte Auflage war mannigfach verändert und auch erweitert, stellte aber einen traurigen Rückschritt gegen die erste dar. Glich die erste einem kecken und starken Schiff, das mit der roten Flagge am Mast auf bewegter See kreuzte, so glich die dritte einem Wrack, das im Dock mühsam kalfatert wird, ohne doch wieder seetüchtig zu werden. Weitling sucht sich mit den Resultaten der Revolution abzufinden, aber er offenbart nur seinen gänzlichen Mangel an historischem Sinn; er versteht schlechterdings nicht, weshalb das Proletariat die Bourgeoisie in ihrem Kampfe gegen Absolutismus und Feudalismus unterstützen mußte. Er sieht darin nur eine Täuschung des Volkes über seine wahren Interessen; „es wurde an Führer gewöhnt, deren größtes Verdienst darin bestand, dem Volke bei jeder Gelegenheit ihre nichts Sozialprinzipielles enthaltende Maulfertigkeit aufzudrängen“. Weitling stichelt damit zunächst auf Stephan Born, den Führer der Berliner Arbeiter im Sommer von 1848, aber Born war ein Mitglied des Kommunistenbundes, ein Schüler von Marx und Engels, was Weitling natürlich wußte.

Über der ersten Auflage seiner Hauptschrift lag eine prachtvolle Spannung, wie vorm Sturme, in der noch die Torheit

mit rauschendem Gewande einherschritt, wie in seiner Ankündigung einer neuen Moral, die noch nie erhört worden sei; in der dritten herrscht eine kahle und nüchterne Stimmung vor, die sich vergebens zu berauschen sucht, indem sie mit dürren Worten den Diebstahl als letzte Waffe des Proletariats empfiehlt, den „edlen gerechten Räuber" feiert, den Verfolger solcher Räuber der Volksrache denunziert und jeden, der in solchem Kampfe den Tod findet, als Märtyrer einer heiligen Sache proklamiert. Derweil die revolutionäre Entwickelung vorwärts ging, schritt Weitling rückwärts.

Das sollte sich noch klarer zeigen, als Weitling von der siegreichen Gegenrevolution im Herbst 1849 auch aus Hamburg vertrieben wurde und nun nach New York zurückkehrte.

* * *

Zunächst gestalteten sich die Umstände für ihn wieder recht günstig. Am 15. Januar 1850 begann er die Republik der Arbeiter herauszugeben, zunächst als Monatsschrift, doch gewann sie bis zum Ende des Jahres schon 4000 Abnehmer und konnte von April 1851 ab als Wochenschrift erscheinen. Was ihr diese rasche Verbreitung sicherte, war freilich nicht, wie Weitling selbst annahm, ihre Beredsamkeit, sondern eine tiefgreifende wirtschaftliche Bewegung, die im Frühjahr und Sommer 1850 die Arbeiter und namentlich die deutschen Arbeiter New Yorks ergriff.

Die Bewegung begann mit einem siegreichen Streik der deutschen Tischler, denen die Zimmerleute, die Schneider, die Schuhmacher, die Bäcker, die Dreher, die Uhrmacher und andere Gewerbe mit meistens auch erfolgreichen Arbeitseinstellungen folgten. In diesen Gewerben suchten sich dann die Arbeiter dauernd zu organisieren; in der Mitte des Jahres 1850 gab es in New York 2500 organisierte Arbeiter mit einem Kassenbestande von 4500 Dollar, die sich mit der Gewerbetauschbank einverstanden erklärten, die Weitling nunmehr als soziales Hauptheilmittel verkündete, und dafür einzutreten versprachen. Um die Bank zu sichern, gedachte Weitling einen allgemeinen Arbeiterbund zu gründen und berief einen allgemeinen Arbeiterkongreß, der im Oktober 1850 in Philadelphia tagte, 4400 Arbeiter mit einem Vereinskassenbestande von 19071 Dollar vertrat und sich ebenfalls für Weitlings Plan erklärte.

Soweit war die Sache ganz aussichtsreich, aber wenn Weitling sich mit Unrecht rühmte, die Bewegung ins Leben gerufen zu haben, so hätte er sich mit Recht zum Vorwurfe machen dürfen, daß sie sich als flackerndes Strohfeuer erwies. Er verrannte sich völlig in seine Utopistereien, erst in die Gewerbetauschbank und dann in die Gründung von Kolonien. Es ist nicht nötig und auch nicht möglich, auf diese Dinge näher einzugehen: nicht nötig, da sie nichts mehr für Weitling eigentümliches enthielten, sondern sich ganz in den ausgefahrenen Geleisen der hoffnungslosen Versuche bewegten, die englische und französische Sozialisten mit der Gründung von Gewerbetauschbanken und Kolonien gemacht hatten; nicht möglich, weil Weitling in seinen Organisationsplänen und Statutenentwürfen immer weitschweifiger wurde; die Konstitution des Arbeiterbundes, dem im Laufe von vier Jahren noch nicht tausend Arbeiter beitraten, enthielt nicht weniger als 270 Paragraphen.

War für Weitling im Anfange seiner Agitation die Utopie sozusagen nur ein Notbehelf gewesen, weil er die historischen Aussichten des proletarischen Emanzipationskampfes nicht zu erkennen vermochte, ein Notbehelf, auf den allzu großen Wert zu legen er selbst eindringlich gewarnt hatte, so war ihm jetzt die Utopie das allein, das alles entscheidende Ziel und er tat, was irgend in seinen Kräften stand, um die Arbeiter von den historischen Wegen abzuschrecken, die zu ihrem Siege führen konnten und sich nunmehr immer klarer abzuzeichnen begannen. Weitling bekämpfte die gewerkschaftliche und die politische Organisation der Arbeiterklasse; er nannte die aufkeimende Gewerkschaftsbewegung einen „Kampf um ein paar Cent Lohn“, der sich nicht der Mühe lohne; er schalt auf die „Klassenkampfschwindler“, auf das „alte Steckenpferd, den politischen Wahldusel“; nicht die Demokratie, nicht die Vielheit, nicht die republikanische Staatsform, nicht die Freiheit des Mehrheitsdusels könne den Arbeitern nützen, sondern nur die Organisation der Arbeiter unter einer diktatorischen Leitung, und Weitling ließ keinen Zweifel darüber, wo dieser Diktator zu suchen sei. Solange er selbst noch nicht als der Heiland erkannt war, ließ er sich sogar an solchen Ersatzmännern genügen, wie dem falschen Bonaparte, der im Dezember 1851 seinen Staatsstreich machte. „Der Mann hat noch nicht viel getan, was mich berechtigen könnte, ihn den Arbeitern als einen Mann ihrer Hoffnungen hinzustellen. Aber er hat doch den Willen

gehabt, mehr zu tun und hat auch schon mehr getan, als die Monarchen seinerzeit getan haben. Er hat auch mehr im Interesse der Arbeiter getan, als in allen bekannten Republiken, so lange die Geschichte bisher Zeugnis gibt, dafür bisher getan wurde." Was Wunder, daß Weitling durch solche Tiraden die Arbeiter vor den Kopf stieß, die ihm ihr Vertrauen geschenkt hatten. Bis zu einem gewissen, wenn auch geringeren Grade mag dazu auch beigetragen haben, daß Weitling an seinen religiösen Mucken festhielt und „unseren Meister Jesus Christ" in kleinen Gesangbuchsverschen für die Kinder seiner Anhänger pries.

Am weitesten verirrte er sich, wenn er sich am nächsten mit Marx und dessen Genossen berührte, worin denn ja auch eine gewisse Logik lag. Nach dem Kölner Kommunistenprozesse führte Weitling ganz richtig aus, daß die Regierung die Gefährlichkeit des Kommunistenbundes übertrieben habe, um die Bourgeoisie einzuschüchtern und dann zu übertölpeln, fuhr aber fort: „Dieser Plan ist vollkommen gelungen, und die Erdolchungs- und Abschlachtungsprojekte einiger Prahlhänse des Bundes, welchen nicht einmal Courage zuzutrauen ist, sie auszuführen, waren vollkommene Beweismittel für die Gefährlichkeit des Bundes. Aber Karl Marx influierte schon seit acht Jahren diesen Teil des Bundes mit seinen Ansichten, und man hat während dieser Zeit von keinem einzigen Versuch derart gehört, während von den französischen geheimen Gesellschaften binnen neun Jahren neun Anfälle auf das Leben Louis Philipps gemacht wurden." Und so geht es noch eine Weile fort. Man hat daran gezweifelt, ob Weitling bei diesen Schmähungen auf Marx noch den guten Glauben für sich beanspruchen durfte; er mußte wissen, daß solche „Erdolchungs- und Abschlachtungsprojekte" in Marx ihren schärfsten Gegner hatten und deshalb nirgends vorkamen, wo, wie im Kommunistenbunde, die Ansichten von Marx vorherrschten. Aber da Weitling auch in dieser Agitation immer derselbe opferbereite und uneigennützige Mann blieb, der er von jeher gewesen war, so darf man ihm eine Art moralischer Blindheit zugute halten; gerade gegenüber Marx, an dessen wissenschaftlicher Einsicht, wie Weitling wohl instinktiv empfand, sein Prophetenruhm zerschellt war.

Mit seiner Gewerbetauschbank kam es begreiflicherweise nicht einmal zu einem praktischen Versuch, dagegen schloß sich die Kolonie Kommunia, die sich aus Trümmern der einst von

Andreas Dietsch begründeten Kolonie Helvetia gebildet hatte, an den Arbeiterbund Weitlings an, dem sie schweres Geld kostete, ohne doch auf einen grünen Zweig zu kommen. Weitling gab sich die größte Mühe um sie, und in dem Streit, worin er sehr bald mit den Kolonisten geriet, hatte er augenscheinlich das Recht auf seiner Seite, wenn er auch hier wohl zu starrköpfig auf seinem Schein bestehen mochte. Auf keinen Fall verdiente er den Vorwurf des Betruges und der Unterschlagung, den ihm schließlich die Kolonisten machten; was ihm wirklich zum Vorwurfe gereichte, war die Veröffentlichung von Briefen der Kolonisten mit allen grammatikalischen und orthographischen Fehlern, um sie lächerlich zu machen, was ihm am wenigsten anstand. Es kam zum gerichtlichen Austrage des Haders, worüber die Kolonie unterging und mit ihr der ganze Arbeiterbund Weitlings. In der Mitte des Jahres 1855 hörte auch die Republik der Arbeiter auf zu erscheinen, nachdem sie seit Ende des Vorjahres wieder nur als Monatsschrift ausgegeben worden war.

* * *

In diesen Strudel wurde anscheinend auch Weitlings Denk- und Sprachlehre gerissen, von der im Frühjahr 1855 bereits acht Bogen gedruckt waren, etwa zwei Drittel des gesamten Werkes. Er wandte sich nunmehr einem nicht minder großen Plane zu, als die Erfindung einer Weltsprache war, einer „Mechanik des Himmels", einer Umwälzung der Astronomie, die die Erde wieder zum Mittelpunkt des Weltsystems machen sollte. Bereits am 26. Februar 1856 meldete er seinem alten Freund Petersen, er habe Auszüge aus diesem Werk an eine Reihe wissenschaftlicher Institute und Personen in Europa gesandt, aber er werde wohl totgeschwiegen werden: „Als Newton das entdeckte, was man das Fallgesetz nennen könnte, was aber eben nur eine künstlich zurecht gemachte Ausrechnung der Zeit, welche den Mond zum „Auf die Erde fallen" gebrauchen werde, war — da wurde er vor Freude krank und konnte nicht mehr weiter rechnen. Es ist gut, daß der meine Ideen nicht gehabt hat, den Mann hätte vor Freude der Schlag gerührt. Doch der war Mathematiker, war wahrscheinlich reich, hatte hohe Gönner — und keinen, den Interessen der Reichen als feindlich bekannten Namen. Aber ich — ich erwarte von allen diesen Absendungen gar nichts Bestimmtes. Nur das freut mich, daß

ich eben noch die Mittel in meiner Gewalt habe, diese Idee unter das Publikum zu bringen und der Vergessenheit zu entreißen, trotz Neid und Mißgunst, trotz den tausend Hindernissen, mittels welcher die von den regierenden Interessen der Reichen und Mächtigen zu Rittern geschlagenen, sogenannten Vertreter der Wissenschaft jede nicht in ihrer Pflanzschule gezogene Frucht der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen wissen." Es ist ihm nicht gelungen, dies Werk an die Öffentlichkeit zu bringen, so großen Wert er bis an sein Ende darauf gelegt hat, doch ist ihm dadurch nur eine neue Enttäuschung erspart geblieben.

Sein Leben blieb hart gebettet, auch nachdem seine öffentliche Agitation unmöglich geworden war. Er hatte im Jahre 1854 eine Deutsche geheiratet und wurde der Vater einer schnell wachsenden Kinderschar. In seinem Handwerk herrschte 1855 große Arbeitslosigkeit; er hatte für seine agitatorische Tätigkeit einen Wochenlohn von 7 Dollar bezogen und bemerkt dazu: „Das ist leider ein guter Schneiderlohn für New York und ein knapper Arbeitslohn für Amerika, wenn ich Rückblicke auf meine besten Schneiderverdienste in Europa mache, meine Glückszeit in Wien gar nicht zu rechnen, wo ich im Jahre 1834 eine Zeitlang wöchentlich an 70 Gulden in Verfertigung von Modeartikeln für Damenputz verdiente. Wenn ich bedenke, wie wir 1830 bis 1832 in Leipzig bei Höpfner und Walsach unter täglichem Jubel und Gesang und bei honetter, höflicher Behandlung wöchentlich 6 bis 10 Taler verdienen konnten, und in Genf 40 Franken, gleich 8 Dollar pro Woche, bei meinem letzten Meister, wobei mir noch die Zeit blieb, meine Monatsschrift und deren Expedition zu besorgen . . . Welch ein Leben damals in Genf für weniges Geld! Und hier in der Republik! Wahrhaftig, es wundert mich, daß sich nicht mehr Schneider hier das Leben nehmen, nachdem sie irgend einen vorher totgeschlagen haben. Ich kenne doch das Leben des Arbeiters. Ich habe es ohne Mittel mit alleiniger Hülfe meiner Handarbeit viele Jahre durchgemacht, habe auch schlechten Lohn zuweilen gehabt. Aber solch ein trauriges Leben habe ich nirgends in Deutschland zu führen brauchen, als hier tausende von Schneidern geduldig führen müssen." Ein Glück für Weitling, daß er ein kleines Ämtchen erhielt, als Registrator der deutschen Einwanderer in Castle Garden, dem Einwanderungsdepot des Hafens von New York.

Er verdankte diesen Posten der demokratischen Partei, der er sich, wie die meisten deutschen Einwanderer, angeschlossen hatte, wohl weil die amerikanische Gegenpartei, die damaligen Whigs, die sich dann in Republikaner umtauften, stark von arbeiter- und fremdenfeindlichen Elementen durchsetzt war. Nun begann aber gegen Ende der fünfziger Jahre die Sklavenfrage brennend zu werden, in der die demokratische Partei die Interessen der südstaatlichen Sklavenbarone vertrat. Weitling hat sich der Sklavenfrage gegenüber völlig neutral verhalten; er hat ihre Bedeutung für die Lösung der Arbeiterfrage nicht verstanden, die Marx in dem Sinne darlegte, daß vor Beseitigung der Sklaverei an eine gesunde Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten nicht zu denken sei, aber er hat sich auch nie für die Sklaverei ins Zeug gelegt, wie es vor ihm Kriege getan hatte und leider viele deutsche Arbeiter auch noch taten, als die Frage zur Entscheidung reifte. Hiervor wurde Weitling durch sein proletarisches Empfinden bewahrt, doch darf man annehmen, daß die echt demagogische, aber mit blendender Sophistik vorgetragene Rede der Sklavenbarone, wonach die schwarzen Sklaven der Südstaaten viel besser daran seien, als die weißen Sklaven der Nordstaaten, einen gewissen Anklang bei ihm gefunden hat. In seiner Hauptschrift spottet er schon über die „Komödie", die die Engländer mit der Abschaffung der Sklaverei trieben; in entfernten Ländern verbiete man die Sklaverei, und im eigenen Lande wimmele es von Sklaven, die zu tausenden vor Hunger stürben.

Mit dem Anwachsen der Antisklavereibewegung wurde nun aber Weitling persönlich bedrängt insofern, als die republikanische Partei, die übrigens auch nur sehr allmählich zu der Forderung vorschritt, die Sklaverei abzuschaffen, die von der demokratischen Partei besetzten Ämter zu ihren Gunsten zu räumen unternahm. So wurde auch Weitling vielfach schikaniert und gab endlich den Posten aus einem für ihn sehr ehrenwerten Beweggrunde auf. Er wollte sich nicht dazu hergeben, die jungen Einwanderer aus Deutschland zum Eintritt in das Heer zu überreden; ehe er sich dieser Zumutung fügte, wurde er lieber der alte Vogel auf dem Dache.

In dem letzten Jahrzehnt seines Lebens scheint er sich hauptsächlich mit neuen Erfindungen in seinem Handwerk beschäftigt und dabei seinen anschlägigen Kopf wiederum bewiesen zu haben. Namentlich wußte er eine Knopflochmaschine

zu erfinden, die zugleich Stickmaschine war. Er nahm nicht weniger als sieben Patente auf seine Erfindungen, doch bewährte sich in seinem Alter an ihm, was er in seiner Jugend schon als eine nichtswürdige Eigentümlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft gebrandmarkt hatte: geniale Erfindungen armer Teufel fallen dem Kapital zum Raube. Die großen Nähmaschinenfabrikanten Howe, Singer und andere suchten ihn auf, um sich seine Maschine zeigen zu lassen, sie auf diese Weise kennen zu lernen und nachzuahmen; Weitling selbst konnte sie nicht auf den Markt bringen, eben weil er ein armer Teufel war. Als er mit gerichtlicher Klage drohte, erklärte sich Singer bereit, ihm 500 Dollar zu zahlen, aber da Weitling zu stolz war, diesen Bettelpfennig anzunehmen und mindestens 5000 Dollar beanspruchte, so bekam er gar nichts. Er selbst starb, während die Verhandlungen noch schwebten, nahm aber seiner Frau vorher das Versprechen ab, niemals weniger als 5000 Dollar von Singer anzunehmen. Nun aber ließ sich Singer erst recht auf nichts ein, da er sehr wohl wußte, daß die blutarme Witwe gegen einen steinreichen Fabrikanten keinen Prozeß führen könne.

So ist Weitling von Armut und Not und immer neuer Enttäuschung bis ans Sterbebett geleitet gewesen. Aber unterlegen ist er nicht. Nicht lange vor seinem Tode schrieb er an Schilling, einen alten Kameraden noch aus seiner Leipziger Jugendzeit: „Mit meinen Patenten bin ich noch immer der Betrogene. Wer hier kein Geld hat, kann anderen gegenüber, welche sehr viel haben, ohne ebensoviel Geld nicht zu seinem Rechte kommen. Bewahre die Menschheit der Himmel vor solchen Republiken des Geldsacks. Hier regiert nur die Heuchelei, welche sich nicht schämt, auf all und jede erlaubte Weise Geld zu machen. Dazu hätte ich oft genug die Mittel gehabt, den Charakter aber nicht, und ich wünsche nicht, daß dieser demoralisierende Zustand um sich greift. — Hoffentlich eilt man in Europa nicht solch verfluchtem Zustand entgegen, obgleich auch dort die Gelehrten das große Wort über Bildung und Aufklärung führen und die Blätter danach redigieren. Wer nichts Nützliches zu arbeiten versteht, wer sich nicht an Entsagung und Arbeit zugunsten seiner Nebenmenschen gewöhnt hat, der hat kein Recht und keinen zuverlässigen Willen, sie aufklären zu wollen. In der Arbeit und der noblen Aufopferung für seine Mitmenschen liegt die Propaganda der Zukunft, nicht in dem künstlichen Geschrei und Geschmier derer, die nur an

sich denken und einen Zustand wollen, in welchem nur die Wort- und Schreibkünstler gewählt werden können, andere zu beherrschen. — Ich brauche sehr notwendig einen Verleger für meine Astronomie, das wertvollste Buch, das je in der Welt erschienen ist oder erscheinen wird. Aber die Verleger solcher wertvollen Arbeit könnte man nur finden, wenn vom Werte wirklich überzeugt .... Mir würde es gelingen, hätte ich nicht eine starke Familie und nur allein für mich zu sorgen. Ich habe schon schwereres durchgesetzt. Da ich übrigens gegen Erwartung wieder genesen bin, so glaube ich, es liegt in der uns noch unbekannten Weltordnung, daß meine Arbeit in die Öffentlichkeit dringt. Die gesamte Geschichte der Menschheit weiß nichts Wichtigeres aufzuweisen. Der Mensch erkennt darin die Weltgesetze, welche seinen Wohnort bewegen, obwohl noch immer ohne zu wissen, warum." In diesen Zeilen haben wir noch einmal den ganzen Mann mit seiner Arbeit und — wie er so überaus treffend sagt — noblen Aufopferung für die Menschheit, der sich durch allen Widerstand der stumpfen Welt nicht niederwerfen läßt, mag er sich auch nur noch retten können in die Gefilde eines leeren Wahns.

In die Öffentlichkeit ist Weitling seit der Mitte der fünfziger Jahre nicht mehr getreten; als sich im Jahre 1868 die kommunistischen Elemente New Yorks zu einer Sozialen Partei zusammenschlossen und ihn ohne sein Zutun in das Exekutivkomitee dieser Partei wählten, lehnte er die Wahl ab; seine dreißigjährige Erfahrung spreche dafür, daß mit dem Einzwängen von Mitteln und Zwecken einer erhabenen Sache in parlamentarischen Formelkram nicht allein nichts erreicht, sondern der Sache auch geschadet werde. Doch hat er noch einem Verbrüderungsfeste beigewohnt, das die deutschen, englischen und französischen Sektionen der Internationalen Arbeiterassoziation in New York zur Zeit des deutsch-französischen Krieges veranstalteten. Drei Tage darauf, am 25. Januar 1871, ist er gestorben.

* * *

Einen so traurigen Ausgang nahm ein Leben, das so glänzend begonnen hatte. Doch wenn dies Leben keinen erhebenden Eindruck hinterläßt, so noch weit weniger einen niederziehenden Eindruck; es ist vielmehr eine tragische Erschütterung, die ein Rückblick auf Weitlings Schaffen und Wirken hervorruft. Der Tote zeugt noch gegen die Gesellschaft,

die der Lebende so bitter gehaßt und so beredt bekämpft hat; er zeugt gegen jene Lüge, die die Demagogie der herrschenden Klassen erfunden hat und die die armselige Weisheit der Philister gläubig hinnimmt, gegen die Lüge, daß die „freie Arbeit" der kapitalistischen Gesellschaft jedem Genie, jedem Talent freie Bahn eröffnet.

Weitling war eine geniale Natur von den reichsten Anlagen; durch eiserne Selbstzucht hatte er sich ein großes Wissen erworben, auf das er sich, wenn anders jedermann sich seines Fleißes rühmen darf, wohl etwas einbilden durfte; dabei ein aufrechter, ehrlicher Mann, an dessen Händen niemals auch nur der leiseste Staub haftete, von einer seltenen Uneigennützigkeit, die ihn, den heitern, lebensfreudigen Charakter von gesunder Sinnlichkeit, lieber allen Genüssen des Lebens entsagen ließ, um der edlen Aufopferung für die Menschheit willen. Und dennoch ist er zuletzt dem dumpfen geistigen Druck erlegen, womit die kapitalistische Gesellschaft die ausgebeuteten Klassen niederhält; auf der Höhe seines Lebens durfte ihm schon jeder Narr nachschwatzen, daß er gestörten Geistes sei, und er selbst kehrte seine Waffen gegen die, die in seinem Geiste zu vollenden wußten, was er begonnen hatte.

Aber diesem erschütternden Lose fehlte der versöhnende Zug nicht. Der Same, den Weitling in seinen besten Tagen ausgestreut hat, ist auf fruchtbare Erde gefallen und hat weiter gewuchert; Weitlings Geist war lebendig in den Arbeitern, die sich an Lassalle wandten um ein Programm für die neuerwachende Bewegung der deutschen Arbeiterklasse. Damals wußte die Schmähsucht der Bourgeoisie keinen in ihren Augen tödlicheren Schimpf für Lassalle zu ersinnen, als daß er in den „umgewandten Hosen des Schneiders Weitling" auftrete. Sie hatte recht, mehr recht, als sie selbst wußte oder auch nur ahnte. Lassalle schrieb auf die Fahne der Arbeiter, was Weitling in seinen letzten Jahren geschmäht hatte, den „Wahldusel", den „Klassenkampfschwindel", aber er kehrte den alten Weitling nur um, um auf den jungen Weitling zurückzugehen, um die revolutionäre Emanzipation der Arbeiterklasse als den einzigen Hebel ihrer Rettung zu verkünden. Was Weitling gefehlt hat, ist längst bis auf die letzte Spur verschwunden aus der deutschen Arbeiterbewegung, aber ein Hauch seines Geistes ist immer in ihr lebendig geblieben und wird lebendig bleiben, bis der Tag ihres Sieges gekommen ist.

Hundert Jahre nach seiner Geburt ist er zu seinem historischen Rechte gekommen. Er selbst war bescheiden genug, um nicht von der Nachwelt zu beanspruchen, was ihm die Mitwelt versagte; er war Prophet seiner Person nur, weil er nicht anders glaubte, Prophet seiner Sache sein zu können. Aber auch nicht um seiner Person, sondern um der historischen Gerechtigkeit willen gibt ihm die Nachwelt, was ihm gebührt: den Ehrenposten an der Schwelle der deutschen Arbeiterbewegung, den ihm keiner versagen darf und auch keiner versagt von denen, die an den Mauern und Türmen des mächtigen Gebäudes schaffen, dessen ersten Grundstein seine Hand gelegt hat.

Steglitz-Berlin, im Juli 1908.

F. Mehring.

Garantien

der

Harmonie und Freiheit.

Von

Wilhelm Weitling.

> Frei wollen wir werden! wie die
> Vögel des Himmels; sorgenlos in
> heitern Zügen und süßer Harmo-
> nie durchs Leben ziehn wie sie!

Vivis,

im Verlage des Verfassers;
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Dezember, 1842.

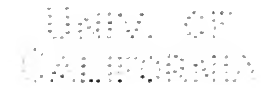
Inhaltsverzeichnis.

Erster Abschnitt

Die Entstehung der gesellschaftlichen Übel.

Zweiter Abschnitt.

Ideen einer Reorganisation der Gesellschaft.



Vorwort.

Werft einen forschenden Blick um euch rund herum in die Wohnungen der Menschen, tretet in die Hütte des Armen, in die eleganten Häuser der Reichen, steigt auf die Schiffe der Kaufleute und in die Minen des Bergmanns, examiniert das Wesen eurer eigenen Haushaltungen, und verfolgt darin den Lauf der Mühen und Plagen, sowie den der Erholungen und Vergnügungen bis in seine kleinsten Einzelheiten, so werdet ihr all überall in jeder der verschiedenen Wohn- und Werkstätten dieselbe Klage über eine schlechte Ordnung der Dinge, über eine schlecht geführte Wirtschaft des einen oder des anderen Zweiges der gesellschaftlichen Arbeiten vernehmen.

Nun zieht euch vor jeder dieser Klagen, die in der Nähe alle anderen zu übertönen scheinen, zurück mit euren Betrachtungen in den entferntesten Winkel eures geistigen Ichs, so werdet ihr statt aller dieser besonderen Klagen in der Ferne nur noch etwas wie ein allgemeines lautes Gemurmel vernehmen.

Konzentriert auf dasselbe alle eure Gedanken, vergleicht die verschiedenen Klagen, sowie die Ursachen derselben, paßt im Geiste die entgegengesetzten Extreme aneinander und vermischt sie miteinander, so wird das Gemurmel der Unzufriedenheit sich in eine Stimme der Harmonie verwandeln.

Bis auf diesen Punkt wenigstens sollten sich die Ideen aller Gesetzgeber versteigen, statt daß dieselben sich nur zwischen alten Aktenschränken und den vier Wänden ihrer Geldkasten kreuzen.

Habt ihr euch auf diese Weise ein treues Bild von den in der Gesellschaft nistenden Lokalübeln gemacht, so wendet das Blatt herum und denkt euch im Geiste unsere Erdkugel in der Gestalt eines Globen vor euren Blicken schwebend.

Das Verhältnis der Größe des physischen Ichs des Menschen ist im Vergleich zu den höchsten Bergen dieser Erde

kaum von der Wichtigkeit eines Sandkorns zu einer Kegelkugel, und diese höchsten Berge stehen zur Erdkugel ganz wieder in demselben Verhältnisse.

Wie winzig klein doch der Mensch ist! und wieviel Raum für ihn auf dieser Erde!

Stellen wir uns nun die Globenseite mit dem alten Europa vor die Augen. Wie es da wimmelt von in die Kreuz und in die Quer gezogenen bunten Grenzen, und dazwischen singen sie Freiheitslieder, wie der Dompfaff im Käfig sein: „ein freies Leben führen wir". Das Tier weiß freilich nicht, was es singt: ob die da zwischen den Grenzen es wohl wissen? —

Nun wollen wir einmal unserem Globen mit der Hand des Schicksals einen derben Stoß geben (versteht sich immer im Geiste). Seht ihrs? ganze Armeen stürzen davon über die bezeichneten Grenzen, aber nicht um sie aufzuheben, sondern um sich wegen der Form und Farbe derselben einander gegenseitig abzuwürgen; denn — sie verstehen einander nicht!

Und doch haben sie alle von der Natur ein und dieselben Sprachorgane.

Ist das nicht ein spaßhaftes Geschlecht! Wie es sich da auf einigen Punkten zusammendrängt und mit seiner Phantasie zwischen den dichtbesäeten Wohnplätzen Linien zieht, um sich den gegenseitig notwendigen Verkehr und die gegenseitig nötige Hülfe zu erschweren. —

Und ihr verschiedenes Kauderwälsch, das sie Sprachen nennen, und das die Hauptursache der Verewigung ihrer Trennung und ihrer Leiden ist, halten sie für heilig und legen noch einen großen Wert darauf!

Genug mit der Globenbetrachtung! Hier habt ihr die Anleitung dazu; fahre nun jeder darin nach seiner Weise fort. Wer noch ernstere Betrachtungen daran knüpfen will, der stelle sich nur recht lebhaft die Unbedeutsamkeit dieser ganzen Erdkugel vor, indem er dieselbe mit den zahllosen, meist viel größeren Himmelskörpern vergleicht, deren ungeheure Menge in den ungeheuren Räumen unseres Gesichtskreises eine lichte Straße bilden (die Milchstraße), und die, weil unsere viel kleinere Erde bewohnt ist, doch sehr wahrscheinlich auch von noch vollkommeneren Wesen als wir, bewohnt sein werden.

Bis in diese Region der Gedanken versteigt sich das Wissen, höher hinauf fängt das Reich des Glaubens an.

So hoch wollen wir uns aber nicht versteigen, damit wir den rechten Faden im Knoten der gesellschaftlichen Unordnung nicht verlieren; denn noch sind nicht einmal alle von der wirklichen Ausdehnung derselben überzeugt. Die Größe der Übel aber muß vor allem jedem Begriffe leicht faßlich dargestellt werden; dann wächst auch der Mut, die Hand der Zerstörung an das Werk tausendjähriger Unordnung zu legen.

Zeigen wir der Gesellschaft, was sie ist in einer schlechten Organisation und was sie in einer besseren sein könnte, und hat sie das begriffen, dann kümmern wir uns nicht im geringsten um den Aufbau, und legen wir nicht zu viel Wert auf unsere Lieblingspläne zum neuen Bau, sondern reißen wir nieder, immer nieder mit dem alten Trödel und nieder mit jedem neuen Gerüste, weg mit jeder neuen Basis, die noch einen Rest der alten Übel bergen.

Nichts ist vollkommen unter der Sonne! Nie wird eine Organisation der Gesellschaft gefunden werden, welche für alle Zeiten unabänderlich die beste sein wird, weil dieses einen Stillstand der geistigen Fähigkeiten des Menschen, einen Stillstand des Fortschrittes voraussetzte, welcher nicht denkbar ist.

Daraus aber, daß nichts vollkommen ist, geht ja schon die Notwendigkeit fortlaufender Reformen und die Schädlichkeit der Heiligung alter Gesetze und Gewohnheiten hervor.

Der Fortschritt ist ein Gesetz der Natur, sein Stillstand ist die allmähliche Auflösung der Gesellschaft. Diese zu verhindern, jenen zu befördern, ist unser aller Sache und nicht die einer privilegierten Kaste.

Darum habe auch ich mich an dieses Werk gemacht; meine zahlreichen Kameraden sprachen mir dazu Mut ein. Du, sagten sie, teilst unsere Meinungen, kennst unser Verlangen und unsere Wünsche, wir geben dir die Gelegenheit, also auf, mache dich rüstig an die Arbeit, solange du noch dazu die Kraft in dir fühlst.

Das war der Aufmunterung genug! was brauchte es da mehr. Sie arbeiteten für mich, ich arbeitete für sie; hätte ich es nicht getan, hundert andere hätten sich statt meiner dafür gefunden; aber ich hatte die Gelegenheit, mithin war es meine Pflicht, sie zu benutzen.

Vorliegendes Werk ist also nicht mein Werk, sondern unser Werk; denn ohne den Beistand der andern hätte ich nichts zustande gebracht.

Die gesammelten materiellen und geistigen Kräfte meiner Brüder habe ich in diesem Werke vereinigt. Diese Zusammenstellung wird aber in der Folge noch bedeutend verbessert werden; denn vollkommen ist nichts unter der Sonne.

Und nun, Leser, wenn du in diesem Buche Wahrheiten findest, so mache dich ans Werk, sie zu verbreiten; denn es ist keine Zeit zu verlieren. Millionen unglücklicher Geschöpfe schreien zu Gott um Hülfe. Mit Steuern und Almosengeben, mit Gesetzen und Strafen, mit Petitionen und religiösen Trostsprüchen ist da nicht geholfen. Das alte Übel hat sich schon zu weit eingefressen. Eine Katastrophe muß den Bruch des Guten mit dem Bösen herbeiführen. Sie wird nicht ausbleiben, wenn jeder nach Kräften dahinstrebt, sie vorzubereiten.

Der Allmächtige ist unser Hort, die Freiheit unser Wort und die Veredlung und Vervollkommnung unserer Lehre das Zeichen, daß wir siegen.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt.

Die Entstehung der gesellschaftlichen Übel.

Erstes Kapitel.

Der Urzustand der Gesellschaft.

Die ersten Spuren der Entwickelung des Menschengeschlechts finden wir in den fruchtbarsten und schönsten Gegenden der Erde. Hier verlebte es seine Kindheit, hier spielte, lachte, scherzte und genoß es, ohne andere Gesetze und Hindernisse, als die, welche die Natur ihm in den Weg legte, ohne andere Mühen, als die Überwältigung dieser Hindernisse.

Damals bot die reiche Natur dem Menschen seine Bedürfnisse in tausendfachem Überfluß dar. Die Erde war für ihn groß und weit. Er hatte kaum Kenntnis von dem hunderttausendsten Teil der Oberfläche derselben; denn er war noch nicht gezwungen, dieselbe seiner Bedürfnisse wegen nach allen Richtungen zu durchkreuzen und alle Winkel derselben auszustöbern.

Auf die Jagd gehen, essen und trinken, lieben und spielen waren seine Lieblingsbeschäftigungen; die Begriffe Arbeit und Müßiggang, Sklaverei und Herrschsucht, Eigentum und Diebstahl waren ihm noch unbekannt.

Die Jagd, das Einsammeln der Früchte, die Einrichtung seiner Höhle oder Hütte waren für ihn keine Arbeiten nach den heutigen Begriffen des Wortes, darum dachte auch niemand daran, diese Beschäftigungen einem andern zu übertragen, um sie dann Arbeit und seine Ruhe Müßiggang zu nennen.

Was der Mensch brauchte, das nahm er, wo er es fand. Hatte jemand ein reichliches Mahl bereitet, so setzte sich der Nachbar uneingeladen dazu; denn das Mein und das Dein waren dem Menschen noch unbekannt.

Es muß doch ein seliges Glück gewesen sein, was der Mensch, dieses Kind der Liebe Gottes und der Natur, in der Urzeit der Schöpfung im Paradiese dieser schönen Erde genoß.

Welche Kluft zwischen damals und heute! Welch veränderter Zustand der Gesellschaft in unseren heutigen zivilisierten Ländern!

Wahrlich, die heutigen Wilden Amerikas leben in ihren Wäldern glücklicher, als wir zwischen unsern vermauerten Städten, abgezirkelten Feldern und Hecken; denn sie leben frei.

Aber worin bestand denn nun eigentlich hauptsächlich der glückliche Zustand der ersten Menschen, die doch alle Bequemlichkeiten des Lebens, welche die Zivilisation gewährt, nicht kannten?

In der Freiheit und Unabhängigkeit, in der sie alle lebten.

Sie kannten nur wenige Bedürfnisse, und die damals noch wenig bevölkerte Erde verschaffte ihnen diese Bedürfnisse ohne vorherige Arbeit in großem Überfluß. Dieser Zustand aber war es, der es jedem einzelnen möglich machte, dem andern gegenüber eine unabhängige freie Stellung zu behaupten, ohne nötig zu haben, seine Unabhängigkeit und Freiheit gegen die Angriffe anderer beständig bewahren und verteidigen zu müssen.

Glücklich ist nur der Zufriedene, und zufriedeu kann nur der sein, der alles haben kann, was jeder andere hat. Je mehr man nun dies letztere jedem einzelnen in der Gesellschaft möglich macht, um so zufriedener und folglich also um so glücklicher auch wird die Gesellschaft sein; solange aber jedes Individuum um und neben sich in der Gesellschaft andere bemerkt, die sich einer bevorzugteren Lebenslage erfreuen, mit ihnen in Berührung kommt, oder, was noch ärger ist, von ihnen abhängig wird, solange wird es weder zufrieden noch glücklich sein, selbst wenn es seiner gesellschaftlichen Stellung nach für reich und mächtig gilt.

Und das *soll* es auch nicht sein; denn die Zufriedenheit ist keine Tugend, wie man uns seit Jahrtausenden, seit Beginn des Reiches der Ungleichheit und der Bedrückung vorschwatzt, sondern sie ist ein aus natürlichen Ursachen entsprungenes natürliches Gefühl der Harmonie der Begierden und Fähigkeiten. Diese Zufriedenheit, die man uns als eine Tugend empfiehlt, ist eine Feigheit. Wenn der Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht hat, was andere haben

können, kann, soll und darf er nicht zufrieden sein; denn das wäre die Zufriedenheit eines Sklaven, die Zufriedenheit eines geprügelten Hundes.

Die Zufriedenheit ist das Gleichgewicht der menschlichen Begierden und Fähigkeiten; wo diese bei den einen zum Nachteil der andern das Übergewicht haben können, herrscht Unzufriedenheit.

Statt daß nun die heutige Gesellschaft sich die Mühe geben sollte, überall für jedes Individuum durch alle möglichen Mittel dieses Gleichgewicht zu erhalten, begünstigt sie vielmehr das abscheulichste Mißverhältnis.

Meint ihr nicht, daß es bald Zeit sei, die Geldsäcke, welche die Begierden und Fähigkeiten der einen zum Vorteil der anderen niederdrücken, aus eurer Wagschale der Gerechtigkeit hinauszuwerfen, damit das ursprüngliche Gleichgewicht sich wiederherstelle?

Ja, wohl ist es Zeit! Drum hinaus mit dem falschen Gewicht, dem blinkenden Mammon, mit welchem ihr die Sehenden blind und die Sprechenden stumm macht, damit das natürliche Gleichgewicht und mit ihm Zufriedenheit, Frieden und Freiheit sich unter uns wieder herstelle.

Die Menschheit in ihrer Kindheit lebte frei und unabhängig, weil jeder seine Begierden nach Belieben befriedigen, nach Gefallen entwickeln konnte; wollt ihr den Menschen heute wieder frei und unabhängig machen, so gebt der Gesellschaft eine Organisation, welche allen im gleichen Verhältnisse die Befriedigung ihrer Begierden, die Entwickelung ihrer Fähigkeiten erleichtert.

Die Gelüste und Begierden des Individuums entstehen durch den Eindruck, den die Produkte der Fähigkeiten der Gesellschaft auf die Sinne machen. Dem Menschen gelüstet also doch nur vorzüglich nach dem, was wirklich da ist, von dessen Dasein und Nutzen er Kenntnisse hat; folglich sind doch die Begierden des Menschen seinen Fähigkeiten untergeordnet.

Darum aber steht die Gesamtsumme der Fähigkeiten jeder Generation auch immer mit der Gesamtsumme ihrer Bedürfnisse im Einklang. Diesen Einklang mit den ungleichen Graden der Fähigkeiten und Begierden der einzelnen in Harmonie zu bringen, dies muß die Aufgabe der Gesellschaft sein. Die Natur hat ihr dazu die Mittel gegeben, überläßt ihr aber die Anwendung derselben.

Eben dieser Harmonie der Fähigkeiten und Begierden wegen war der Zustand der Menschheit in ihrem Jugendalter ein glücklicher, weil jeder damals alles hatte, was er brauchte, und alles haben konnte, was ein anderer auch hatte.

Darum waren sie zufrieden und glücklich; denn wenn sie alle die ausgesuchten Speisen auch nicht kannten, die heute den Gaumen der Bemittelten kitzeln, so kannten sie auch den Hunger, die Entbehrung und alle Übel in ihrem Gefolge nicht.

Wenn sie die Genüsse des Kaffees und des Zuckers nicht kannten, so kannten sie auch den Sklavenhandel und die Sklavenpeitsche samt allen ihren Greueln nicht.

Wenn sie die Menge unserer Arzneimittel nicht kannten, so kannten sie auch die Menge unserer Krankheiten und Gebrechen nicht.

Wenn sie unsere geistigen Getränke nicht kannten, so kannten sie auch das Laster der Trunkenheit samt seinen schrecklichen Folgen nicht.

Wenn sie unsere prachtvollen Wohnungen und Paläste nicht kannten, so kannten sie auch unsere Gefängnisse, Kasernen und Festungen, unsere Zucht-, Zoll-, Arbeits- und Polizeihäuser nicht.

Wenn sie unsere prächtigen Möbel nicht kannten, so kannten sie auch die Sucht nicht, die Kasten derselben auf Kosten anderer zu füllen, so kannten sie die Bänke und Tribünen falscher Gelehrten und eigennütziger Volksvertreter nicht.

Wenn sie unsere modernen Kleider nicht kannten, so kannten sie auch die mühsame Verfertigung derselben nicht, so hatten sie auch keine durch anhaltendes Sitzen verkrüppelte Gesundheit.

Wenn sie unsere Erfindungen, Künste und Wissenschaften nicht kannten, so war das, weil sie derselben, um glücklich zu leben, nicht notwendig hatten, so kannten sie übrigens auch den schrecklichen Zustand der Ungleichheit nicht, welcher dadurch entstand, daß diese Erfindungen, Künste und Wissenschaften für die persönlichen Interessen einiger benutzt wurden.

Wenn sie unsere Wahrheiten nicht kannten, so kannten sie aber auch nicht unsere Irrtümer. Sie kannten unsere Genüsse nicht, aber auch nicht unsere Mühen und Lasten; unsere Tugenden nicht, aber auch nicht unsere Laster.

Das Glück besteht in der Zufriedenheit und die Zufriedenheit in der Freiheit. Freiheit aber ohne Gemeinschaft ist teilweise wohl für einzelne, nicht aber für alle denkbar.

Wenn von heute an alle Armen auf dem Erdboden ein Leben führen könnten wie die Grafen, und die Grafen eins wie die Kaiser, und so jeder Stand ein hundertmal besseres als früher, so wäre darum doch der Mensch nicht zufrieden; denn er wäre nicht frei in einer solchen Organisation der Ungleichheit.

Wenn aber alle Menschen des Erdbodens im Zustand der Gemeinschaft lebten, und darin erzogen worden wären, so würden sie alle mitsammen freier und zufriedener leben als die Bevorrechteten im heutigen Zustande der Ungleichheit, und wenn sie die Woche nur einmal Fleisch zu essen und nur einmal Wein zu trinken hätten.

Zweites Kapitel.

Die Entstehung des beweglichen Eigentums.

Mittlerweile war die Milch der Tiere eine Nahrung für die Menschen geworden, und um diesen Nahrungszweig ohne viel Mühe haben zu können, zähmte man die friedlichsten derselben und sammelte sie um sein Zelt, seine Hütte oder Höhle. Auf diese Art entstand das Hirtenleben, und mit ihm die Berufsklassen in der Gesellschaft. Hirten und Jäger hatten jetzt bald einer vor dem andern verschiedene Interessen. An das Eigentumsrecht hatten sich beide noch nicht gewöhnt; der Hirt machte zuerst Anspruch darauf. Er wehrte dem Jäger, die unter seiner Hut weidenden Tiere zu töten; gab ihm aber von ihrer Milch. Nun überzeugte sich das Jägervolk — dem erst das Leben in Gemeinschaft gezähmter Tiere, und das Abwehren, sie zu essen, lächerlich vorkam — von dem Nutzen der Herden; man teilte die Milch derselben sowie die Beute der Jagd miteinander; aber der Schäfer fing an, die Herde zu zählen, und der Jäger die Häute, und so entstand, ohne daß man es merkte, der Begriff des beweglichen Eigentums.

Das Schaf ist von meiner Herde, sagte jetzt ein Schäfer zu dem andern mit ernster Miene, die diesen lachen machte. — Das Wort „meiner" hatte er nicht verstanden, wohl aber die Miene, die ihm soviel sagen wollte als: „nimms nicht".

Wenn jetzt Jäger und Hirten friedlich beisammen saßen, hieß es nicht mehr; „Laßt uns eine Ziege zur Mahlzeit herrichten", sondern: „Ich will euch mit einer von meinen Ziegen bewirten".

So gewöhnte man sich nach und nach an das Mein und Dein, an das Recht des Eigentums und das Prinzip der Trennung.

Damals war diese Einrichtung ganz in der Ordnung; sie gereichte zu niemandes Schaden. War doch dadurch niemandem

das Recht verwehrt, auch Herden zu haben. An zahmen und wilden Tieren, an Wald, Wiese und Früchten war kein Mangel; darum ließ man geschehen, wovon niemand Schaden hatte.

Dieser Begriff von Mein und Dein war aus dem Selbsterhaltungstrieb entstanden. Die Menschen lebten, weil sie Jäger und Hirten waren, mehr zerstreut, und entfremdeten sich darum auch immer mehr voneinander. So geschah es, daß jeder für die Erhaltung seiner selbst und seiner Familie nur auf sich angewiesen war. Sie fingen also an, die nötigen Bedürfnisse zu berechnen. Dieser Selbsterhaltungstrieb setzt alle Glieder der Gesellschaft in Bewegung, und kann, je nachdem er geleitet wird, die wohltätigsten oder schädlichsten Folgen für dieselbe haben.

Vermöge des natürlichen Selbsterhaltungstriebes sucht der Mensch alles zu haben, was nur irgend zu haben ist. Alles was auf der Erde lebt, was in den Lüften sich bewegt, was in der Erde versteckt ist; alles, was atmet und wächst; was man hören, sehen, schmecken, riechen und fühlen kann. Nach allem gelüstet es dem Menschen, alles sucht er zu genießen, obgleich er nicht alles haben kann, weil die Natur seinen Begierden Schranken entgegensetzt, an welchen er unaufhörlich arbeitet, um sie niederzureißen.

Je mehr es nun der Menschheit gelingt, diese hindernden Schranken niederzureißen, desto breiter und sicherer ist die Bahn des Fortschritts, welche sich dieselbe bricht. Warum sollen wir denn also, statt alle an der Niederreißung dieser Schranken zu arbeiten, einige von dieser Arbeit mit Gewalt ausschließen?

Die Natur sagt: Hier ist Land und Früchte, nehme jeder, was er braucht. Der Mensch aber antwortet: Von dem Land mußt du mir mehr liefern an Früchten als bisher, denn wir sind unser mehrere geworden. Und er fing an zu pflügen und zu düngen, und zwang der Natur eine dreifache Ernte ab. Aber nur ein kleiner Teil der Oberfläche der Erde hat die Herrschaft des Menschen durch den Pflug gefühlt, und doch schreien Millionen um Brot, und möchten gern die Bresche erweitern, die der Ackerbau in die Schranke der Natur gebrochen. Wer hält sie zurück? Der Mensch selbst mit seinem verwirrten Mein und Dein.

Die Natur sagte dem Menschen: Hier hast du zwei Füße und zwei Arme, bewege dich damit nach allen Richtungen,

wohin es dir beliebt, um die Schätze kennen zu lernen, die ich für dich aufbewahrt habe. Der Mensch aber sagte: Du läßt mich im Laufen und Schwimmen hinter den Tieren zurück; und er erfand das Fahren und Reiten, die Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfschiffe, und ist nahe daran, den Vogel in der Luft zu übertreffen. Aber bei alledem kriechen der Tagelöhner, der arme Bauer und sein Weib, und der Handwerksbursche mit ihrer Last auf dem Rücken von Dorf zu Stadt und von Stadt zu Dorf. Der geschäftige Arbeiter läuft zu Fuß, der müßige Faulenzer fährt; der alte, schwache Greis lehnt vor Müdigkeit an einer Straßenecke, der übermütige junge Fant in einer eleganten Equipage.

Diese Leute alle, diese Millionen, möchten auch gerne die Bresche erweitern, die die Erfindung der schnellen Bewegung mittelst der Wagen und Eisenbahnen in die Schranke der Natur gerissen hat; warum verweigert man es ihnen denn? Warum entzieht man ihnen die Mittel dazu? Warum läßt man sie durch das mühsame unnütze Hocken und Lasttragen soviel Zeit verlieren, da man die Sachen viel bequemer einrichten kann? Auch wieder wegen des vermaledeiten Mein und Dein.

Die Natur sagte zu dem Menschen: Hier hast du eine Stimme, bilde sie aus nach deinem Geschmack, damit du dich mit deinesgleichen verständlich machen kannst. Der Mensch aber sagte: Ich liebe die Geselligkeit, und möchte mich gern mit allen Erdbewohnern verständlich machen, darum genügt mir meine schwache Stimme nicht; und er erfand die Buchstaben, das Schreiben und Drucken. Seit der Zeit ist es einer ganz schwachen Stimme möglich geworden, sich vor allen Erdbewohnern, die sie hören wollen, bis zu ewigen Zeiten vernehmbar zu machen, und sollten ihre Sprachwerkzeuge auch lange schon zu Moder und Asche geworden sein. Und doch gibt es Millionen, die ein Wort der Wahrheit auf der Zunge haben und es nicht aussprechen dürfen, die gern auf den Vorteil der Verewigung ihrer Stimme verzichteten, wenn sie nur ihre natürlichen Sprachwerkzeuge gebrauchen dürften, wie sie die Natur ihnen gegeben hat. Die einen können Wahrheit und Lüge nach Belieben verewigen und verbreiten, die andern dürfen nicht einmal sagen: die ehrlichen Leute sperrt man ein und den Dieben erweist man Ehre. Und warum denn nicht? Auch wieder wegen des Mein und Dein.

Die Natur sagte zu dem Menschen: Im Fall du mit dem, was ich dir gegeben, nicht genug hast; im Fall dir es nicht bequem ist: so kannst du dir es bearbeiten nach deiner Bequemlichkeit. Und der Mensch antwortete: Aber das Bearbeiten fängt an, mir viele Mühe zu machen, dem wollen wir abhelfen. Und er erfand die Maschinen, welche mittelst der weisen Anwendung der rohen mechanischen Kraft zehnmal mehr arbeiten, als der Mensch früher imstande war. Und doch gibt es jetzt in den englischen Fabriken Kinder, die täglich 19 Stunden arbeiten müssen und mit der Peitsche zur Arbeit angetrieben werden; doch müssen wir alle uns jetzt noch ärger schinden, als vor der Erfindung der Maschinen. Wie geht denn aber das zu? Das Mein und Dein ist die Ursache, welches den Grundsatz aufgestellt hat: Je mehr Maschinen, je weniger Arbeiter und je mehr Faulenzer.

Die Natur sagte ferner: Da habt ihr meine Reichtümer, ihr Menschenkinder, es fehlt euch an nichts; richtet euch nun ein nach eurem Gutdünken, und seht zu, wie ihr daraus kommt.

Der Mensch sagte aber: Das könnte ein Durcheinander geben. Wir haben Schwache und Kranke unter uns, die wollen wir nicht vernachlässigen; denn jeder von uns könnte auch in den Fall kommen. Damit man uns nun auch nicht vernachlässige, so laßt uns Gott über alles lieben und unsern Nächsten wie uns selbst; und ein Heiland starb für diesen Beschluß am Kreuz. — Und nach ihm starben noch mehrere dafür; aber es sind der Opfer noch nicht genug. Nur herzu, ihr edlen Märtyrer, damit das Maß der Schuld voll werde, das über die Männer der dreißig Silberlinge ausgegossen wird. Und warum denn Märtyrer, Kreuzestod und Silberlinge? Warum nicht das Gebot der Liebe?

Auch wieder des Mein und Dein wegen.

Drittes Kapitel.

Die Entstehung des unbeweglichen Eigentums.

An eine Einteilung der Erde in Länder, an Grenz und Feldmarkungen, an Ziehung von Mauern, Zäunen, Gräben, Hecken und Verschlägen zur Trennung des Menschen von dem Menschen dachte man noch nicht. Der Boden war noch für jedermann so frei wie heutzutage die Luft. Es gab noch keine Verbote des Ausruhens auf Grasplätzen und Wiesen, wie z. B. in den heutigen zivilisierten Ländern, wo in einigen derselben sogar das Gras in den Gräben der Landstraßen verpachtet ist; noch wurde man als Felddieb bestraft, wenn man auf Reisen eine Frucht vom Baum brach.

Wie hätten die Menschen damals aufgehorcht, wenn ihnen jemand gesagt hätte: „Nicht wahr, ihr geht und kommt heute wie die Vögel des Himmels und sicherer als die Tiere des Waldes; ihr jaget und fischet wo und wie ihr wollt; ihr brechet von den Früchten des Waldes und Feldes wie und wo es euch beliebt; aber so wird es nicht immer sein. Es wird eine Zeit kommen, wo das Land von schönen künstlichen Wegen durchschnitten sein wird; aber diese Wege werden von Ort zu Ort mit bunten Stangen und Männern besetzt sein, welche letztere dem Wanderer zurufen werden: Halt! damit wir euch visitieren. Zu dieser Zeit wird es Menschen geben, die des Morgens nicht wissen, auf welche Weise sie des Tags ihren Hunger stillen und wo sie des Nachts ein Obdach finden sollen. Den Zugang zu diesen Früchten wird man ihnen mit Mauern, Gräben und Hecken verwehren, und bei jedem Versuch, sie zu durchbrechen, ihnen körperlich wehe tun; und nach jeder Mißhandlung, welche sie dieser Ursache wegen ausgestanden haben,

wird ihnen jedermann verächtlich den Rücken kehren. Es wird Menschen geben, die kein Recht mehr auf den Fisch im Wasser, das Wild im Walde und das Gras unter ihren Füßen haben werden. Diese Menschen aber werden die überwiegend große Mehrzahl sein, und diejenigen, durch die sie in diesen Zustand versetzt sein werden, werden auch Menschen sein, aber eine bei weitem viel kleinere Zahl." Wie, fragen wir, würde man eine solche Rede in der damaligen Gesellschaft beurteilt haben?

Auf keinen Fall mit weniger Unkenntnis und Unverstand, als ähnliche Fragen in der heutigen, auf ihre Bildung versessenen Gesellschaft aufgenommen und beurteilt werden.

Der damalige Zustand des Menschengeschlechts war keineswegs so traurig als der unsrige heutzutage in unserer gerühmten Zivilisation: denn er stand mit den Bedürfnissen aller seiner Glieder im Einklang. Ob die Bildungsstufe einer Gesellschaft im Vergleich zu den früheren Generationen höher oder niederer steht, das trägt zum Glücke der Gesamtheit nichts bei und nimmt nichts davon. Nur wenn sich die Glieder ein und derselben Generation in verschiedene Bildungsstufen klassifizieren, so entsteht dadurch ein Mißverhältnis in der Gesellschaft, welches dem Glücke derselben entgegen ist.

Die Bildungsstufen der Generationen müssen im Verhältnisse zu den Bedürfnissen aller ihrer Glieder stehen; die unsere ist dahinter zurückgeblieben. In Erfindungen, Künsten und Wissenschaften haben wir einen riesenhaften Vorsprung gemacht; aber wir hatten noch nicht die Einsicht und den Mut, unsere gesellschaftliche Ordnung den neuen Produkten unseres Wissens anzupassen, und lassen es daher geschehen, daß unsere geistigen Fortschritte zum Vorteil einiger das Übel der Massen vermehren, statt es zu vermindern. Und eben darum stehen wir hinter den Bedürfnissen unserer Zeit zurück.

Darum steht es uns nicht gut an, unsere heutige Bildungsstufe so sehr hervorzuheben.

Überlassen wir das unseren Nachkommen; die werden unparteiischer sich darüber ausdrücken.

Das Hirten- und Jägervolk im Urzustand der Gesellschaft konnte weder lesen noch schreiben; bei uns kann es jetzt jeder Bauer; indes der Gebrauch, den wir davon machen, spricht nicht immer zugunsten unserer Einbildung. Was wir nach 300 Jahren, seit wir dieser Erfindung uns erfreuen, erst zu beweisen uns bemühen, wozu 300 der Erfindung der Buchdrucker-

kunst geweihte Jahre erst haben verstreichen müssen, bevor einige anfangen es zu begreifen, das begriffen die Spartaner, und das Volk im großen Bauernkriege, in wenigen Tagen, ohne lesen zu können.

Die Unwissenheit der Vorfahren, heißt es, nährte das Vorurteil und den Aberglauben.

Das tut die Weisheit unserer Zeit auch; es kommt nur darauf an, sie zu bezahlen. —

Grausamkeit und Barbarei sind eine Frucht der Unwissenheit.

Die Weisheit unserer Zeit hat die Sachen noch nicht anders gemacht; wenn wir niemanden mehr ans Kreuz schlagen oder auf die Folter spannen, so lassen wir sie langsam verhungern, erfrieren oder unter dem Druck übermäßiger Arbeit dahinsterben.

Künste und Wissenschaften können auf einer niederen Stufe der gesellschaftlichen Bildung nicht gedeihen.

Und auf unserer gerühmten hohen Stufe der Bildung kann das Volk nicht gedeihen, trotz der vielen gemachten Erfindungen, dem Aufschwung der Künste und Wissenschaften; weil mit jeder gemachten neuen Erfindung man, statt unsere Arbeit zu erleichtern oder unsere Genüsse zu vermehren, die Zahl der Faulenzer vermehrt und die der Arbeiter vermindert.

Im Zustande der älteren Gesellschaft kannte man die so reinen, schönen Genüsse nicht, welche die heutige Zivilisation gewährt.

Wem gewährt sie denn diese schönen Genüsse, ohne ihm dafür dreifache Lasten aufzubürden? Unter hundert kaum einem; die Übrigen aber müssen dafür büßen. Trotzdem ist es noch sehr die Frage, ob die natürlichen Freuden der Menschheit in ihrer Kindheit nicht allen verfeinerten Vergnügungen der heutigen Zivilisation vorzuziehen waren. Wir wenigstens finden, daß die heiteren Spiele der Kindheit, wenn unsere Sitten sie bei erwachsenen Personen nicht verpönten, weit besser dem natürlichen Geschmack des Menschen angemessen sind.

In Amerikas Wäldern und auf den Inseln des großen Weltmeeres gibt es noch eine Menge Völkerschaften, welche sich auf der untersten Stufe der Bildung befinden, und sie tauschten deshalb wahrhaftig nicht mit den Genüssen unserer Zivilisation, am wenigsten mit dem Zustande unserer Arbeiter. Hingegen hat schon mancher gebildete Reisende jahrelang unter ihnen zu-

gebracht und sich recht gut unter ihnen gefallen*), und das will viel sagen, wenn man erwägt, wie schwer es den an verfeinerte Genüsse gewöhnten Menschen ist, in den natürlichen Zustand der Befriedigung derselben zurückzukehren.

Aber was es dem zivilisierten Menschen erleichtert, unter einer Gesellschaft von Wilden — will sagen Naturmenschen — zu leben, das ist der Zustand von Freiheit und Gleichheit, den er da besser repräsentiert findet und den er in seinem Vaterlande vergebens suchte; und umgekehrt: eben diese Ungleichheit der Stände ist es, welche dem Naturmenschen so zuwider ist, und an welche er sich trotz aller Bequemlichkeiten des Lebens nicht gewöhnen kann. Könnten die englischen Weber mit ihren Familien davon und unter die Wilden laufen, so würden die Fabrikstädte in kurzer Zeit verlassen sein, und die Herren könnten dann ihre Webstühle selber treiben, wenn sie nicht anständig zahlen wollten oder könnten.

Wenn es irgend einmal eine Zeit gäbe, wo unsere wohlgenährten Herrchen keine andere Wahl hätten, als 12—14 Stunden zu arbeiten oder sich in die Urwälder Amerikas transportieren zu lassen; ich glaube, es würde nicht Schiffe genug geben für die Aufnahme aller derer, die den Transport der Arbeit vorziehen würden.

Einigen gefällt der heutige Zustand der Gesellschaft recht gut; sie können gar nicht begreifen, wie er besser sein könnte. Ja, aber fragt einmal die große Mehrzahl um ihre Meinung auch; denn der Wille derselben wird auch früher oder später einmal wieder entscheiden. Diese überwiegende Mehrzahl ist mit dem heutigen Zustand der Gesellschaft nicht zufrieden. Sie weiß wohl, daß es irgendwo fehlt, kann aber nicht sagen wo. So wollen wir ihr denn zu beweisen suchen, daß das an dem Begriffe des Eigentums liegt, welcher nicht mehr mit den Bedürfnissen der heutigen Gesellschaft vereinbar ist.

Der Begriff des Eigentums paßt nicht mehr für unsere Zeit, weil jede Zeit ihr eigenes Bedürfnis hat, das Eigentum aber dem unsrigen ganz entgegen ist; warum, werde ich gleich sagen.

*) Ein amerikanischer General brachte freiwillig 2 Jahre unter den Wilden zu und lief nackt wie sie unter ihnen umher. Bei einer Auslösung der Kriegsgefangenen von seiten der Franzosen und Araber in Algier weigerte sich die Mehrzahl der ersteren zurückzukehren. Der französische Gouverneur mußte sie mit Gewalt zurückfordern.

Es gab einmal eine Zeit, wie wir gesehen haben, wo noch niemand daran gedacht hatte, ein Stück Land für seinen alleinigen Gebrauch zu bearbeiten und es sein Eigentum zu nennen. In einer spätern Zeit fingen einige an, sich Stücken Landes anzueignen und es Eigentum zu nennen. Das war kein Unrecht, kein Verstoß gegen die Erhaltung der Gesellschaft; denn jeder konnte damals dasselbe tun, an Land fehlte es nicht. Heute aber ist der Boden ganz und gar verteilt, es gibt fast kein Stück Land, das nicht einen Herrn oder Eigentümer hätte, und eine bei weitem größere Menge, die kein Eigentum hat.

Zu welcher Zeit war es nun, als man das letzte Stück freies Land nahm und ihm einen Eigentümer gab? Ich weiß es nicht; genug, es hat einmal in Deutschland eine solche Zeit gegeben, wie in England und Frankreich. Es ist vielleicht schon sehr lange her, daß in diesen Ländern der letzte Rest verteilt wurde; nun ist es aber auch aus mit der Teilung. Die es jetzt haben, die haben es, und benutzen es zu ihrem eigenen Vorteil und also zum Nachteil der Gesellschaft.

So lange als jeder Mensch Eigentümer werden konnte, wenn er wollte, so lange war das Eigentum auch der Gesellschaft nicht schädlich. Damals waren der Menschen so wenige in unseren und anderen Gegenden, daß sie gar nicht einmal einen richtigen Begriff von der Ausdehnung der Länder hatten; seit der Zeit haben wir uns aber bedeutend vermehrt und vermehren uns noch immerfort; der Boden aber bleibt immer derselbe, paßt denn darum die vor tausend und mehr Jahren gemachte Verteilung des Bodens auf unsere Zeiten?

Nein! denn heute, wo es Millionen gibt, die gar kein Eigentum haben, ist der Besitz des Eigentums ein gegen die Gesellschaft verübtes Unrecht geworden, ein unverzeihlicher, schändlicher Diebstahl.

Als man die Erfindung des Eigentums zuerst machte, war sie, wie schon gesagt, zu entschuldigen, sie benahm niemandem das Recht, auch Eigentümer zu werden; denn es gab noch kein Geld, statt dessen aber Land genug. Von der Zeit an aber, als es Menschen gab, die in die Unmöglichkeit versetzt waren, Eigentümer zu werden, bloß aus dem Grunde, weil andere für sich schon alles in Anspruch genommen hatten, als schon aller Boden an einige gerissen war, und diese einige andern die Genüsse des an sich gerissenen Eigentums verwehrten, war das Eigentum ein Eingriff in die natürlichen Rechte der

Gesellschaft, ein liebeloser, brudermörderischer, die Würde des Menschen und seine Bestimmung entehrender Akt geworden.

Die Ansichreißung großer oder kleiner Striche Landes konnte nur so lange moralisch zu entschuldigen und erlaubt sein, als jeder Mensch Freiheit und Mittel hatte, auch große und kleine Stücken Landes für sich zu bebauen. Von der Zeit an, daß das nicht sein konnte, war das Eigentum auch kein persönliches Recht mehr, sondern ist vielmehr ein himmelschreiendes Unrecht, und das um so mehr, als es die Ursache des Mangels und des Elends Tausender ist. Diese Wahrheit ist so klar wie die Sonne.

Macht eure Gefängnisse und Zuchthäuser auf, sage ich euch, es sind viele ehrliche Leute darin. Macht sie auf und saget ihnen: Ihr wußtet nicht, was das Eigentum sei, wir wußten es nicht; laßt uns miteinander diese Mauern, diese Hecken und Gitter wegreißen, diese Gräben ausfüllen, damit die Ursache unserer Trennung verschwinde und laßt uns wieder Freunde sein.

Die Beibehaltung des Begriffes von Eigentum in der heutigen Gesellschaft ist der Mord einer Menge Arbeiter und darum nach den Begriffen der christlichen Liebe auch ganz und gar nicht zu verteidigen; ja, diese Verteidigung wird selbst für den wahren Christen entehrend wie der Brudermord, sei er nun durch Gift, Dolch oder Hunger verübt, durch eine gewaltsame oder listige Entziehung der Lebensmittel.

Der Wilde, der nicht arbeitet, weil er es nicht nötig hat, bedarf zu seinem Unterhalte wenigstens den Raum einer Stunde Weges im Quadrat, unsere Urväter lebten auch einmal in einem solchen Zustande; Deutschland aber hätte in demselben nicht mehr als ungefähr 30 000 Menschen nähren können, heute sind es tausendmal mehr und noch darüber, und der Boden ist noch immer derselbe, haben die 34 000 000 nicht noch dasselbe Recht an den Boden wie die früheren 30 000? Wenn diese sich Gesetze des Eigentums machten, welche niemandem verwehrten, Eigentümer zu sein, wenn er nur zugreifen wollte und nehmen, ist es denn damit gesagt, daß deswegen dieselben Begriffe von damals auch dem Zustande der heutigen Gesellschaft zweckdienlich sind? Nein, dieser Boden gehört uns allen und unsern Nachkommen allen; er kann nicht an einige wenige, er kann und darf an gar kein Individium verteilt werden. Er ist für niemanden ausschließlich, sondern für uns alle.

Sobald der Mensch erkennt, daß Elend, Mangel und früher Tod nicht dem Zufalle, sondern der Abweichung der Gesellschaft von den Gesetzen der Natur und christlichen Liebe zuzuschreiben ist, so muß er es laut verkünden, das ist seine heiligste Pflicht. Hier schweigen und Furcht zeigen, wäre der schändlichste Mißbrauch der Gaben Gottes, der feigste Verrat am Menschengeschlecht, und das unedelste Betragen, dessen sich ein Mensch schuldig machen kann. Also lasset uns nicht mehr schweigen, sondern das Wort der Wahrheit hinausrufen in die Welt. Vereiniget eure Stimme mit der unsrigen, ihr edlen Menschen, denen noch ein erhabenes Gefühl für das Große und Schöne, für die Erhaltung und Veredlung des Menschengeschlechts im Busen wohnt, die ihr eure Tage- und Nachtwachen der Wohlfahrt der Gesellschaft gern zum Opfer bringt. Vereiniget eure Stimme mit der unsrigen, ihr Verkünder des Gebotes der Nächstenliebe auf den Kanzeln und in den Schulen, und lasset uns mitsammen rufen: Das Eigentum ist die Ursache alles Übels! — Erlöse uns Herr von dem Übel.

Den Begriff des Eigentums legte man der Menschheit in seiner Wiege an. Er war ihr ein ungewohntes eisernes Mieder, obgleich ihre zarten Formen hineinpaßten. Aber das Kind nahm zu und je mehr es wuchs, je unwohler befand es sich darunter.

Nun aber löset es ihm bald ab, denn schon hat es in sein gepreßtes Fleisch blutige Streifen geschnitten. Was, ihr zögert noch, Chinesen? — Der eingebildeten schönen Form zulieb wollt ihr den ganzen kräftigen Körper verkrüppeln? aus dem kräftigen Herrn der Schöpfung eine zierliche Puppe und eine willenlose Maschine machen? — —

Wo einzelne infolge der Entbehrung und Erschöpfung sterben, ist das Eigentum ein Raubmord! Wenn nun in eurer Gesellschaft das erstere der Fall ist, so wißt ihr, wo ihr die Raubmörder zu suchen habt.

So fremdartig nun auch den gutmütigen Eigentümern dieser Ausdruck vorkommen mag, so müssen sie doch bei reifer Überlegung die darin enthaltene Wahrheit erkennen. Wohl können sie ihr Gewissen beschwichtigen und sagen: „Wer arbeiten will, wer Lust zur Arbeit hat und sonst ein geschickter Arbeiter ist, findet überall sein Brot.“ Das ist ziemlich wahr; indes das Brod ist auch öfter danach. Wenn nun aber alle

Menschen geschickte Arbeiter wären, wie würde es dann stehen? Würde alsdann der Eigentümer, um allen Arbeit geben zu können, freiwillig die Arbeitszeit verkürzen? — Gewiß nicht. Wie würde es also alsdann anders sein? Würden die Geschickten alsdann nicht auch aus Arbeitsmangel ins Elend sinken und sterben oder durch die Erschöpfung zu strenger Arbeit erkranken, gerade so wie heute? Der Unterschied wäre der, daß dieses Schicksal alsdann lauter geschickte Arbeiter beträfe, während heute die Ungeschickten diese Lage mehr fühlen.

Das Los des Elends trifft heute nicht ausschließlich den Ungeschickten. Es breitet sich über alle Klassen der Gesellschaft aus, welche von ihrer Hände Arbeit leben müssen. Die Masse der Arbeiter ist aber heute so groß, daß die Eigentümer eine große Wahl darunter haben. Sie haben nicht nötig, allein auf Geschicklichkeit zu sehen, sondern auch auf Gunst.

Wieder andere werden sagen: Was! ich habe mein Eigentum ehrlicherweise erworben, das soll ich nun etwa gar mit dem Bettelvolk teilen, das nichts gelernt hat, nicht in der Welt herumgekommen ist, das lieber gefaulenzt und gesoffen als gearbeitet hat?

Das ist so ein Lirum Larum, was man häufig sagen hört; jedoch nur von Menschen, welche nicht die seichteste Idee der Gemeinschaft haben.

Sie glauben, das solle alles verteilt werden, jeder ein gleiches Stück Land bekommen, man wolle ihnen ihre Güter darum mit Gewalt nehmen. Diese alte, abgenützte Einwendung hört man oft.

Habt keine Furcht, ihr Zusammenkratzer, euch soll nichts mit Gewalt genommen werden. Wenn man euch das nähme, was ihr Eigentum nennt, dann hättet ihr ja weniger, als unsere Bettler. Wir wissen wohl, daß euer ganzes Herz von dem Eigennutze umlagert und erfüllt ist.

Es gibt andere Mittel, die gewiß der Egoistischste von euch nicht unmoralisch nennen wird. Die Anwendung dieser Mittel aber wird eure Habsucht und euer Ehrgeiz selbst beschleunigen.

Nun will ich versuchen, die Erfindung des Grundeigentums näher zu erklären.

Dem ersten Gedanken des beweglichen Eigentums folgte bald der Gedanke des unbeweglichen Eigentums, d. h. der Einteilung des Bodens.

Der Mensch hatte in Wald und Tal noch immer hinreichend Nahrung für sich und seine Herden gefunden; aber der Zufall fügte es zuweilen, daß sich ihrer mehrere in ein und dasselbe Tal mit ihren Herden drängten, wo sie dann, statt Überfluß an Frucht und Weide zu finden, die besten Früchte schon abgeerntet, die besten Weiden schon abgegraset fanden.

So geschah es denn, daß das Herumsuchen nach Früchten und Weide dem Menschen anfing, beschwerlich zu werden, und zwar in den besuchtesten Gegenden zuerst, weil die zur Erhaltung des Menschen nötigen Bedürfnisse da zuerst selten, und das Aufsuchen derselben dem Menschen zuerst beschwerlich wurde.

Dies veranlaßte einige, entferntere, weniger von Menschen besuchte Gegenden aufzusuchen; andere aber kamen auf die Idee, einen Strichs Landes aufzulockern, und die Körner einer ihnen zur Nahrung dienenden Frucht hinein zu säen.

Dies war die Erfindung des Ackerbaues.

Stellen wir uns den ersten mit der Auflockerung und Besäung eines Strich Landes beschäftigten Menschen, und seine ihn dabei angaffenden und ausfragenden Nachbarn vor. Ob er nicht auch von manchem verlacht, verspottet und für töricht gehalten wurde? — Sehr wahrscheinlich! ebenso wie unsere Ideen von manchem heutzutage.

Durch die Erfindung des Ackerbaues hatte die Natur den Menschen den ersten Fingerzeig zur Gemeinschaft und Assoziation gegeben. Sie schien ihm sagen zu wollen: Siehst du nicht das kleine Samenkorn dieser Pflanze, die dich nährt; dies ist das Mittel der Vermehrung derselben. Wenn es reif ist, fällt es aufs Geratewohl auf den Boden, wo es die Tiere und Vögel des Waldes auflesen, die Dornen und Disteln ersticken, die Wasser hinwegspülen, die Winde verstreuen, und so dir einen zehnfachen Genuß rauben. Gehe hin, hebe diese Steine weg, leite diese Wasser ab, rotte diese Dornen und Disteln aus, lockere den Boden auf, und wirf diese gesammelten Körner hinein, weder zu gedrängt noch zu zerstreut, damit jedes der aufsprießenden Pflänzchen seinen Teil Raum, Licht und Nahrung habe.

Der Erfinder tat, wie die Natur ihm eingegeben, und die junge Saat schoß auf, dem Auge eine Freude und dem Herzen eine Wonne. Wenn früher die einzeln stehenden Halme der

Sturm knickte, so blies er jetzt darüber hin wie über einen goldfarbenen See. Einzeln hätten sie seinen Stößen nicht widerstanden; allen zusammen kostete es nur eine sanfte Beugung, und sie waren gerettet und erhalten.

Manches einzeln stehende Bäumchen liegt nach dem Sturme geknickt am Boden, während das Kornfeld unbeschadet die vom Sturm geschüttelten vollen Ähren wieder zur Sonne erhebt.

Die Erfindung des Ackerbaues war der Fingerzeig, durch welchen die Natur den Menschen auf die Vorteile der Gemeinschaft und der Vereinigung aufmerksam machte.

In der heutigen Ordnung des Individualismus wird der Same der Idee der Gemeinschaft von den Steinen des Anstoßes erdrückt, unter den Dornen des Leidens erstickt, und die jungen Pflänzchen vereinzelt den Stürmen des Schicksals ausgesetzt. Und der Mensch überblickt verzweifelnd das rauhe unfruchtbare Feld; die Erfindung einer bessern Bearbeitung des Bodens der gesellschaftlichen Ordnung ist gemacht; aber wenige wagen sich an die beschwerliche Arbeit. Wozu denn jetzt noch zögern! Auf ans Werk! laßt uns wegheben diese Steine, ausrotten diese Disteln, umhauen und ausgraben diese Stämme und den Gewässern der menschlichen Leidenschaften eine andere Richtung geben, damit sie, anstatt dem Gedeihen der jungen Pflanzen zu schaden, demselben vielmehr nützlich und notwendig werden.

Der Erfinder hatte seinen Boden aufgelockert und seine Fruchtkörner hineingeworfen, die Nachbarn hatten ihm zugesehen, ihre Fruchtkörner aufgegessen und den Erfinder ausgelacht; aber der junge Same schoß auf, die Ernte reifte, die Nachbarn staunten und das Vorurteil schwieg.

Von der Erfindung des Ackerbaues war jedoch die Notwendigkeit der Arbeit unzertrennlich. Von jetzt an hätten sichs die Menschen recht fest einprägen sollen: Wer nicht arbeitet, soll nicht von den Früchten der Arbeit genießen; aber sie begriffen diesen Zustand der Arbeit selbst noch nicht, er war ihnen noch nicht zur Last geworden. Drum war es ihnen auch nicht eingefallen, eine Pflicht daraus zu machen, auch was die Hauptsache ist, die Arbeit war im strengen Sinne des Worts dem Menschen doch noch nicht notwendig. Es war gleichsam die Übergangsperiode vom Zustande der Nomadenvölker zu dem der Ackerbautreibenden. Es war das

erstemal, daß der Mensch seinen Fuß auf die unterste Stufe der Zivilisation setzte.

Die Erfindung hatte Beifall und Nachahmer gefunden. Bald wurde an mehreren Orten der Boden urbar gemacht; aber beim Ernten stellten sich Unannehmlichkeiten in den Weg, an die die ersten Ackerbauer nicht gedacht hatten.

Zur Ernte fanden sich gewöhnlich Helfershelfer ein, die an der Bebauung des Bodens keinen Teil genommen hatten, und das Resultat war dann, daß einige für alle gearbeitet hatten. Dies brachte die Menschen auf den Gedanken des Wertes der Arbeit, und einige fingen an, den unberufenen Schnittern zu wehren. Es gab Streit und Schlägerei und die Worte mein und dein wurden jetzt von den Ackerbautreibenden häufiger ausgesprochen.

An die Wörtchen gewöhnte man sich immer mehr und mehr; der Wert und die Notwendigkeit der Arbeit wurde dadurch anerkannt. Die Ackerbauer verbanden sich endlich miteinander zur gegenseitigen Sicherung des Genusses ihrer Arbeit; doch arbeiteten sie nicht mitsammen, sondern jeder bestellte ein Stück Land nach seinen Gelüsten und Bedürfnissen. Indes bald erhoben sich neue Schwierigkeiten. Oft kam im andern Jahre ein neuer Adept der Arbeit und des Ackerbaues, säete aber, statt sich ein Stück Land urbar zu machen, auf das vorgefundene, schon urbar gemachte Land.

Daraus entstanden neue Wirren, neue Konflikte. Was, hieß es, ich habe das Land im Schweiße meines Angesichts urbar gemacht, und du kommst darauf zu säen. Das Land ist mein! fügte er hinzu, drehte sich aber schamrot um, vor seinem eigenen Ausspruch erschreckend.

Das Land ist mein! hallte das Echo nach. Ist sein? frug der bestürzte Säemann. Mein, sein und unser wiederholten die horchenden Nachbarn.

Das Eigentum war erfunden und anerkannt. Späterhin benutzten ganze Stämme die neue Erfindung, teilten einen Strich Landes unter sich und schlossen einen Vertrag, die gemachte Aneignung gemeinschaftlich miteinander zu behaupten.

Nun langte auf einmal alles nach dem bis dahin frei gebliebenen Boden samt seinen Früchten. Jeder fand im Überfluß, was er brauchte. Darum fand auch die Erfindung des unbeweglichen Eigentums keinen Widerspruch. Das Gesetz paßte ganz für die damalige Zeit, aber nicht für die unsere.

Jedes Gesetz entsteht aus den Bedürfnissen der Zeit, und wie diese sich beständig verändern, so müssen sich auch die Gesetze verändern.

Die Heilighaltung alter Gesetze bloß darum, weil sie alt sind, ist die Ursache des Rückschrittes oder des Aufenthalts der Menschheit auf der Bahn des Fortschrittes.

Eine vollkommene Gesellschaft hat keine Regierung, sondern eine Verwaltung; keine Gesetze, sondern Pflichten; keine Strafen, sondern Heilmittel.

Viertes Kapitel.

Die Erfindung der Erbschaft.

Hat man ein Haus auf schlechten Grund gebaut, so gibt es immer daran etwas zu reparieren; man kann es stützen und stemmen wie man will, man ist nie sicher, daß nicht irgend ein Ereignis, ein Windstoß, ein Erdbeben oder eine Überschwemmung es einem über dem Kopf zusammenfallen macht. Da wird denn gewöhnlich mit Balken, Kalk und Steinen nachgeholfen, um den Einsturz so lange als möglich zu verhindern, anstatt es gleich von Grund aus wieder einzureißen; so auch mit dem Eigentumsbegriff.

Es dauerte gar nicht lange, so fanden sich durch das Absterben der Eigentümer die Wirren immer verwickelter, besonders wenn diese bei Lebzeiten keine Schenkung ihres Eigentums gemacht hatten. Selbst diese Schenkungen wurden öfter von den Kindern oder mächtigern Nachbarn des Verstorbenen bestritten. Dieser Unordnung abzuhelfen, dachte man auf Mittel und fand eins, das der Erbschaft.

Nach dieser neuen Idee ging nun das Eigentum des Verstorbenen, wenn derselbe es bei Lebzeiten nicht anders bestimmt hatte, in gerader Linie auf seine Kinder über; die Gesellschaft schloß über diesen Punkt einen Vertrag, welcher zum Gesetz geheiligt wurde, und die aufschießende Generation wurde angehalten, dieses Gesetz zu befolgen.

Somit waren die Streitigkeiten um den Besitz des Eigentums, wobei immer der Stärkere den Teil des Löwen an sich riß, geschlichtet, nnd dem Eigentumsbegriff Zeit gelassen, sich immer fester in die gesellschaftliche Ordnung einzuwurzeln, damit es ja recht schwer halte und recht Mühe koste, ihn wieder auszurotten.

Wie sehr man sich Mühe gab, den Begriff von Eigentum und Erbschaft der Jugend beizubringen, und wieviel Mühe es

kostete, sie daran zu gewöhnen, beweist unter anderm die Geschichte der alten Deutschen. Diese führten die Kinder zu den Marken der Äcker, zeigten ihnen dieselben und prügelten sie dabei recht durch, damit sie sich den Begriff des Eigentumsrechts ja recht fest einprägen sollten.

Dies ist Beweis genug, daß der Mensch nicht schlecht geboren ist, wie einige behaupten, wenn es solche Mühe kostet, ihm den Begriff des Eigentums einzuprägen.

Durch die Erfindung der Erbschaft wurde nun dem Eigentumsbegriff gleichsam die Krone aufgesetzt. Wie die Maden des Insektes in die Frucht, so fraßen sich die Nachkommen der Eigentümer mit Hülfe des neuen Gesetzes in das Eigentum und die Produkte desselben ein, und verzehrten und verdarben die Frucht, ohne ein anderes Verdienst zu haben als das, daß die Alten beliebt hatten, sie darin auszubrüten.

Die Folge davon war, daß jeder sich soviel Eigentum zu verschaffen suchte als nötig war, um mit seinen Nachkommen ein gemächliches, müßiges Leben führen zu können.

Hatte das Eigentum in seinen Folgen Herren und Sklaven gemacht, so erzeugte es jetzt auch noch Faulenzer, damit ja der Übel immer noch mehrere würden. So bestraft sich eine fehlerhafte, von den Gesetzen der Natur abweichende Ordnung.

Der erste Sohn, der das Eigentum seines Vaters erblich übernommen hatte, und dadurch in den Stand gesetzt wurde, zu leben ohne zu arbeiten, muß doch jedesmal schamrot geworden sein, sobald er von irgend einem Kameraden hörte, daß er seinen Unterhalt und Wohlstand seiner Hände Arbeit zu verdanken habe.

So ein junger Mensch, den das Erbschaftsgesetz zum Faulenzer gestempelt hat, kommt mir immer vor wie ein Stein, der mitten am Wege liegt, und den die Wanderer umgehen müssen, wenn sie sich nicht daran stoßen wollen. Je kräftiger man auf der Reise ist, je weniger achtet man darauf, und je müder man wird, desto ärgerlicher ist einem das Ausweichen; stößt man aber gar den müden Fuß daran, so könnte man an ihm sein Mütchen kühlen, wenn es kein fühlloses, unbehülfliches Ding wäre, das gar nicht schuld daran ist, wenn andere ein Ärgernis an ihm nehmen. Aber dem Straßenaufseher sollte man auf den Buckel steigen, die Verwaltung zum Teufel jagen und eine andere, bessere einsetzen, die fähig ist, jedem Stein den rechten Platz zu bezeichnen.

Das Bemerkenswerteste ist nun, daß alle diese fehlerhaften Einrichtungen der Gesellschaft, die ungleiche Verteilung der Arbeit, die Erfindung des Eigentums und die des Erbschaftsgesetzes, für die erste darin aufwachsende Generation keine so üblen Folgen hatte als für die zweite, und daß die Übel der gesellschaftlichen Organisation sich um so mehr vergrößern, je länger sie sich verjähren, daß also diese Gesetze der Gesellschaft weniger zur Zeit ihrer Einführung nachteilig waren, sondern es vielmehr erst durch ihre Verjährung wurden.

Versuchen wir uns dies deutlicher zu erklären.

Denken wir uns eine kleine Insel, von deren Produkten zehn Menschen ohne Arbeit leben können; denken wir uns, diese zehn Menschen vermehrten sich um das dreifache und wären folglich nach Maßgabe ihrer Vermehrung genötigt, auf Mittel zur Sicherung ihres Unterhalts auf der kleinen Insel zu denken. Das geeigneteste Mittel, diesen Zweck zu erreichen, ist die Vervollkommnung der notwendig gewordenen Arbeiten und die geregelte Verteilung derselben. Wenn die zehn ersten Inselbewohner früher die in Wald und Tal einzeln stehenden Früchte gesammelt und davon gelebt hatten, wenn sie das Wild schossen so wie sie der Hunger dazu trieb, so ging das, wenn sie sich vermehrten, so nicht mehr fort.

Das Wild und die Früchte verminderten sich, es trat Mangel ein, dem abzuhelfen sie nachsinnen mußten. Sie bearbeiteten also den Boden, weil sie gefunden hatten, daß, wenn sie auf diese Weise die nützlichen Früchte aufzogen, sich ihre Mittel zum Lebensunterhalt vervielfachten. Zu gleicher Zeit pflegten sie der Tiere wie der Pflanzen und hielten sich Herden.

Auf diese Weise gewannen sie dem Boden immer mehr Produkte ab, je mehr sie sich vermehrten. Hätten aber die ersten zehn Bewohner das ganze Land der Insel unter sich verteilt und ebenso jeder einzelne dasselbe wieder unter seine Nachkommen, was wäre dann in einer gegebenen Zeit wohl daraus geworden? Gerade ein solcher Zustand wie der heutige: um so mehr sich die Familien einzelner vermehrt hätten, um so mehr hätte sich das Erbteil der Nachkommen derselben vermindert; die Arbeit der Besitzlosen wäre zum Vorteil der Besitzer vermehrt worden und jeder hätte, um seinen Unterhalt zu sichern, zu Kriecherei, Gewalt und List seine Zuflucht nehmen müssen. Wenn sich nun diese Bevölkerung bis auf hundert vermehrt hätte, und die zehn reichsten derselben hätten zu zehn

andern gesagt: werdet unsere Bediente, so sollt ihr zu essen haben, und zu wieder anderen zehn von den kräftigsten: beschützt das Gesetz des Eigentums, und zu noch anderen zehn: verwaltet unsere Vorräte, und zu wieder andereu zwanzig: baut uns Schlösser, Mauern und Gräben, macht uns Waffen, Luxusgegenstände u. dergl., so wären doch auf diese Weise fünfzig Menschen für die besonderen Vorteile der zehn reichsten beschäftigt worden; zehn andere wären als Kinder oder Greise zur Arbeit unfähig gewesen, und der Rest von dreißig hätte, um zu leben, sich aller ihm von den übrigen gemachten Bedingungen fügen, und außerdem mit dem geringsten und schlechtesten Teil der Bedürfnisse zufrieden sein müssen. Hätten sie sich beklagt, so hätte man ihnen die Arbeit entzogen und sie hungern lassen, hätten sie gestohlen, so hätte man sie ins Loch geworfen, und wären sie aufrührerisch geworden, so hätte man ihnen die Waffen anderer trauriger Sklaven entgegenhalten lassen.

Fügt zu diesem Gleichnis noch das Geldsystem, so habt ihr einen Überblick des Zustandes der heutigen Gesellschaft.

Seit Jahrtausenden geht das Eigentum der Reichen durch Erbschaft an ihre Kinder über, wie die Armut des Armen an die seinigen; könnte man denn da nicht einmal wechseln? Nein! denn damit wird nichts verbessert, wenn der oder jener würdige Mann ein Vermögen in die Hand bekommt, sondern wenn niemand eines bekommt, oder was dasselbe ist, wenn jeder der Erbe des ganzen Landes ist.

Ob die Erde dann nicht das wirkliche Eigentum aller wäre, wenn niemandem der Eintritt in ein Land, eine Stadt und ein Haus versagt wird, und wenn es niemanden gibt, der über einen Teil der zum Unterhalt aller nötigen Produkte nach seinem alleinigen Vorteil verfügen kann?

Fünftes Kapitel.

Die Entstehung der Kriege.

Die Streitigkeiten wurden nun immer ernster und arteten in blutige Kämpfe aus; hauptsächlich darum, weil man aus der Führung der Waffen nach und nach ein Handwerk gemacht hatte, und dieses Handwerk den freiheitsliebenden Naturen mehr zusagte, als die ungleiche, ungeregelte Arbeit. In diesen Kämpfen blieb es nun nicht bei der Beraubung der beweglichen Güter, sondern man nahm sich einander auch den zum Eigentum einzelner gewordenen Boden und nannte das eine Eroberung. Um von dieser Eroberung den gewünschten Nutzen zu ziehen, vertrieb man die Eigentümer desselben oder ermordete sie samt ihrer Familie. Die Furcht vor der Beraubung ihres Eigentums drängte nun die Eigentümer immer mehr zusammen und lehrte sie, zu ihrer aller Erhaltung ihre persönlichen Interessen in den Tagen der Gefahr schweigen zu machen.

Je länger diese Gefahr nun mehreren Stämmen drohte, je mehr blieben sie mit einander verbunden, um sie abzuwehren, und so gewöhnten sie sich durch eine genauere Bekanntschaft mit einander, durch die daraus entstehende Gemeinschaft der Sprache und Sitten, sich als eine besondere Gesellschaft zu betrachten, und so entstanden die Völker.

Wie nun jeder einzelne gegenüber dem einzelnen seine besonderen Interessen hatte, also hatte auch jeder Stamm anderen Stämmen, jedes Volk anderen Völkern gegenüber seine besonderen Interessen; das persönliche Interesse überbot jedoch alle andern.

Man hielt zu seinem Volke, wenn das persönliche Interesse durch ein anderes Volk mehr gefährdet wurde, und man kämpfte gegen dasselbe, wenn das persönliche Interesse darin einen größeren Vorteil sah.

Durch die beständigen Feindseligkeiten der Völker gegen die Völker, welche die Bewaffneten in der Aussicht auf Raub und Plünderung immer mehr nährten, hatte sich nach und nach eine Kluft gebildet, welche Volk von Volk trennte, indem sie sich von einander entfernt hielten. Diese Trennung so nahe wie möglich zu bezeichnen, nahm man die Natur zu Hülfe und erfand die Grenzen. Diese Grenzen wurden nun auch Eigentum, das Eigentum eines Volkes, das sich nun, um ja nicht mit dem Nachbarvolke verwechselt zu werden, durch eine besondere Kleidung, eine besondere Sprache, Sitten und Gebräuche auszeichnete.

So hatte denn der Begriff des Eigentums das scheußlichste, den Menschen unter das Tier herabsetzende Ungetüm, den Krieg, in die Welt gerufen, um seinen Basiliskenblick an den zuckenden Herzen der Menschen zu weiden.

Nicht die wildesten Bestien der Wälder wüten so gegen ihr eigenes Geschlecht als der Mensch; jene selbst gegen andere Tierarten nicht, als um sich zu nähren.

Die Menschen aber ziehen zu Hunderttausenden hinaus mit Sang und Klang in die blühenden Felder, deren Früchte die Räder ihrer Wagen und der Huftritt ihrer Rosse zermalmen, sich einander in wildem Jubel den Todesstoß gebend. Ein fürchterlich wildes Marionettenspiel, voller Trümmer, Blut und Leichen. Da rede man noch von einem Ebenbilde Gottes in Gegenwart der Beweise solcher schauderhaften Verrücktheiten; der Mensch ist kein Ebenbild Gottes, wenn er seine besten Jugendkräfte auf die Zerstörungskunst anwendet; ein Ebenbild Gottes übt sich nicht zum Mord.

Wenn man den Menschen betrachtet und bedenkt, welch ein zarter, zerbrechlicher Körper das ist, welche Sorge, Mühen und Fleiß man anwendet, um ihm, wenn er krank geworden, wieder die Gesundheit zu schenken; wie zart er behandelt werden muß; wie viele Geduld er selbst, der Arzt und seine Wärter haben müssen, und wie er in seiner Krankheit so zahm wird; und aus diesem Prospektus auf einmal überspringt in das Bild der Schlachten und des Krieges, welche fürchterlichen Maschinen er ersonnen, um den schwachen, zarten Körperbau zu zerstören, so möchte man bald an dem Dasein seiner Vernunft, die ihn vor den Tieren auszeichnet, zweifeln. Soviel ist gewiß, wenn ihn der Gebrauch dieser Vernunft von der einen Seite über das Tier erhebt, so erniedrigt er ihn von der andern Seite oft unter dasselbe.

Nun, werden einige sagen, der deklamiert auch gegen den Krieg, wo sollen denn die Menschen alle hin, wenn ein langweiliger, ewiger Frieden einträte. Da würden sie sich ja zuletzt so sehr vermehren, daß sie gezwungen wären, sich selbst einander aufzufressen.

Zuerst ist hier zu bemerken, daß die heutigen Kriege die Zunahme der Bevölkerung nicht durch den öffentlichen gegenseitigen Totschlag verhindern; wenn sie der Übervölkerung einen Damm entgegensetzen, so ist es nicht durch die Menge der in den Schlachten gefallenen Opfer, sondern vielmehr durch das Dahinsterben ganzer Bevölkerungen infolge des Elends und der Hungersnot, welche der Krieg über dieselben geführt hat.

Das Morden auf dem Kampfplatze vermindert die Bevölkerung nicht; denn die Opfer, die da fallen, sind männlichen Geschlechts, können also wohl zeugen, aber nicht gebären; ja, wenn einmal die Weiber zu hunderttausenden sich einander abwürgen würden, dann würden die Bevölkerungen auf eine erschreckliche Art abnehmen. Wenn heute auf einmal vier Fünfteile von den Männern von dem Erdboden verschwänden, so wäre die Bevölkerung in hundert Jahren immer dieselbe, die sie gewesen wäre, wenn die Zahl der Männer komplett geblieben wäre, denn die Weiber würden schon zusehen, jedes ihren Teil zur allgemeinen Fruchtbarkeit beizutragen; das ist ein Naturtrieb, der läßt sich nicht ersticken. Die einzige Folge einer bedeutenden Verminderung des männlichen Geschlechts wären Veränderungen im Gesetze der Ehe, oder wohl gar die Abschaffung derselben.

Sonach ist es doch erwiesen, daß der Krieg, wie er jetzt geführt wird, ein unzureichendes und schädliches Mittel ist, die Übervölkerung zu verhindern, von welcher wir übrigens noch lange nichts zu befürchten haben.

Erst laßt uns nur die Bevölkerung der Erde noch um das fünffache vermehren, und wenn das geschehen ist und die Menschheit sieht, daß etwas geschehen muß, um der Übervölkerung einen Damm zu setzen, dann ist es immer noch Zeit, denn da ist den Augenblick abgeholfen, da brauchts erst keine langen Vorkehrungen, die doch nichts nützen, sondern einfache, kräftige Mittel, die zugleich dienen, die menschliche Rasse zu verschönern und zu veredeln.

Wenn die Menschheit im Zustande der Gemeinschaft die Periode erreicht, in welcher sie für nötig hält, Maßregeln

gegen die Übervölkerung zu nehmen, dann werden in der Gesellschaft die wichtigsten Reformen vorgehen; dann ist die Zeit nicht mehr fern, wo die meisten Krankheiten verschwinden werden und wo das menschliche Geschlecht seinen ursprünglichen kräftigen Körperbau, Wuchs und Gestalt wieder erhalten wird, die Zeit, wo keine lebendigen Schatten, keine krüppelhaft oder mit Krankheiten geborene Wesen unter uns herumschleichen und ihre Schwächen den künftigen Generationen in ihren Kindern vererben werden; die Zeit, wo die Spitäler verlassener stehen werden als jemals, und wo mit den körperlichen Krankheiten auch die Quelle der geistigen immer mehr versiegen wird.

Der Krieg ist ein Übel, aber kein für immer notwendiges. Wenn wir nach ihm verlangen, so ist das nur in der Hoffnung, das Ende unserer Leiden zu sehen, und wenn unsere Bedrücker jetzt nach ihm verlangen, so ist das, um ihre Genüsse und Vorrechte zu vermehren. Gesetzt auch, daß die Natur gewollt habe, daß sich der Mensch, da er kein stärkeres lebendes Wesen über sich hat, sich selbst abwürge, um seiner Vermehrung einen natürlichen Damm zu setzen, und gesetzt, die Anwendung dieses Falles würde in späteren Jahrhunderten ebenso notwendig als heute das Abschlachten des Viehes zu seiner Nahrung, so braucht es dazu nicht des planlosen Totschlagens seiner kräftigsten und nützlichsten Glieder, was auch gegen alle Moral ist.

Welcher Unsinn, den Krieg für ein notwendiges Übel halten zu wollen, weil er der Übervölkerung vorzubeugen imstande ist!

Ganze Armeen Kinder aufzuziehen, ihren Verstand, den sie in der Geburt noch nicht hatten, zu entwickeln, um sie dann, wenn sie herangewachsen sind und der Gesellschaft die mit ihnen ausgestandenen Mühen vergelten und ihr wieder nützen können, sich einander abwürgen zu lassen!

Sorgen wir darum nicht um des Kaisers Bart, der wird ihn schon abschneiden, wenn er zu lang ist. Halten wir den Krieg für ein Übel, aber für kein für immer notwendiges, und suchen wir ihn nur als ein Gegengift gegen andere größere Übel zu benutzen; denn solange die Ungerechtigkeit auf Erden herrscht, ist der Krieg notwendig, muß ihr der Krieg gemacht werden; darum sagte Jesus: Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert!



Sechstes Kapitel.

Die Entstehung der Sklaverei.

Der Krieg schleppte in seinem Gefolge die schrecklichsten, dem Menschen bis dahin unbekannt gebliebenen Übel nach sich. So hoch der Mensch auf der Stufe der Bildung und über dem Tiere steht, so tief sinkt er wieder in mancher Beziehung unter dasselbe zurück. Eines dieser schrecklichen Übel war die Sklaverei. Da die Arbeit überhaupt angefangen hatte, dem Menschen beschwerlich zu werden, und der Krieger sie verachtete, so kam man auf die Idee, aus den in den Kriegen gemachten Gefangenen, statt sie umzubringen, den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen. Man legte sie in Ketten, verteilte sie unter die Krieger, und diese zwangen sie, für sie zu arbeiten, ihren Acker zu bebauen, ihre Hausgeräte und andere nützliche Gegenstände für sie zu verarbeiten. Dafür wurden sie genährt, hatten aber keinen Willen, als den ihrer Herren.

Hier trat dieses gehässige Wort zuerst recht hervor; bisher hatte der natürliche Trieb des Menschen sich immer noch gescheut, dieses Wort auszusprechen, mit der Sklaverei jedoch verstummte jedes leise Gefühl der Bruderliebe in dem unter der Eisrinde des Eigennutzes und der Herrschsucht erfrorenen menschlichen Herzen.

Zuerst hatte der Mensch seine Hand nach den Tieren des Waldes ausgestreckt und sein Lästermund das Mein dabei ausgesprochen; dann griff er nach dem Boden und seinen Produkten und sprach: Das ist mein Eigentum. Jetzt legte er auch noch die Hand an sein Ebenbild, um es mit seinem erschrecklichen Mein den Tieren des Waldes, dem Boden unter seinen Füßen und dessen Produkten gleich zu machen.

Konnte der Mensch wohl tiefer sinken?

Der Herr nicht, aber der Sklave wohl, wie wir später hören werden.

Wenn ihr mir nur von eurem Ebenbilde Gottes schwieget; man kann sich so leicht an solche verhöhnenden Ausdrücke gewöhnen. Nein! der Mensch ist kein Ebenbild Gottes; Unwissende und Spötter haben diesen Schnörkel erfunden, und unsere Eitelkeit hat ihn für bare Münze genommen.

Weg da Sklave! Marsch fort Eigentümer, und du Herr! Nein ihr seid kein Ebenbild Gottes, nicht wahr, nein? — Sie antworten nicht! — Sie haben mich verstanden. Nun laßt uns fortfahren:

Lasset dem Eigennutz einmal die Zügel schießen, so hat er keine Grenzen mehr. Bis auf den Menschen selbst hatte sich also jetzt der Begriff Eigentum ausgedehnt. Nichts war mehr sicher, dieser Benennung zu entwischen, ja selbst die Götter nicht; denn bald hieß es nicht mehr unsere, sondern meine Götter, nicht mehr unser Gott, sondern mein Gott. Wenn sie die Luft auch noch verteilen könnten, würden sie es tun.

Doch steigen wir zu dem Menschen wieder hinunter, dem von seinen Brüdern zum Eigentum und Sklaven gemachten Menschen.

Die ungleiche Verteilung der Arbeit hatte die Verachtung derselben und den Hang zur Trägheit erzeugt; der Hang zur Trägheit erzeugte die Sucht nach Beute und diese die Liebe zum Krieg. Man wollte also lieber sich einander totschlagen, als für sich und andere arbeiten. Da indes die Kriege nur vorübergehender Epoche waren, und man das Bluthandwerk damals noch nicht für seine ganze Lebenszeit betreiben konnte, so war man nach demselben doch wieder gezwungen, wieder zu arbeiten, und das eroberte Land zu bebauen. Dieser Mühe überhoben zu sein, erfand man also die Sklaverei.

Der Mensch wurde jetzt von dem Menschen dem Tiere gleich gehalten und mit Stock und Peitsche zur Arbeit getrieben. — Aber merken wir es uns wohl: er wurde dafür doch genährt.

Von dieser Zeit an gab es zweierlei Menschen, Menschen, die arbeiteten, und Menschen, die nicht arbeiteten. Herren und Knechte.

Heute gibt es viererlei Menschen in der Welt:

1. Menschen, die ein nützliches Geschäft betreiben;
2. Menschen, die ein unnützes Geschäft betreiben;
3. Menschen, die gar nicht arbeiten; und
4. Menschen, die ein schädliches Geschäft betreiben, oder ehrliche Leute, Affen, Umsonstfresser und Schurken.

Die Sklaven von damals hatten für ihren Herrn keinen höheren Wert, als den des Viehes. Man ließ sie sich vermehren und benutzte ihre Kinder wieder als Sklaven. Man brachte sie zu Markte und tauschte sie gegen Vieh oder andere Gegenstände ein.

In solch einen schrecklichen Zustand wurde die Menschheit durch die Erfindung des Eigentums gestürzt. Da sieht man, welche reißende Verheerung die nimmersatte Habsucht machen kann, wenn man ihre Wasser nicht künstlich abzuleiten versteht. Der Mensch selbst, der vernünftige Mensch, wurde samt seinen Anlagen und Kräften ein Eigentum der ungerechten Menschen.

Und dabei blieb es nicht. Das war nur erst das Vorspiel des großen Elends, das über die Menschheit heraufbeschworen wurde. Man raffinierte immer feiner und listiger, ja, man raffiniert immer noch über die Vervollkommnung der Mittel, aus dem Marke des Elends der einen Honig für die Genüsse der anderen zu pressen.

Ach! unglückliche Menschheit, du bist noch lange nicht am Ziele deiner Leiden! deine Tyrannen lassen die Mark- und Tränenpresse so bald und so leicht noch nicht fahren. Hast du noch Mark, Blut und Tränen, so halte dich bereit zum Abzapfen, denn deine Stunde schlägt. Du hast Abscheu vor der Marter und drängst dich doch herzu; denn du hast Hunger, und wirst ja dein Mark nicht ganz verlieren. Den wässerigsten Teil davon wird man dir zur Speise reichen. Dein Blut und deine Tränen brauchst du nicht umsonst zu vergießen, man wird mit einer Mischung derselben dir deinen trockenen Gaumen feuchten.

Ha, wie sie sich drängen um den Mark-, Blut- und Tränenverlust! — Einige sind abgewiesen, die hatten kein Blut mehr in den Adern, kein Mark mehr in den Gliedern, und keine Tränen mehr, ihr Schicksal zu beweinen. Da! aus ists mit ihnen, sie stürzen. Hui da! zehn andere ersetzen sie wieder; junge Leutchen mit frischen Gesichtern. Na! ihr werdet den Molchen eine willkommene Beute sein. — Der hat es für diesmal überstanden. Rühme dich nur noch lange deiner Marter, elender Sklave; pfui dir ins Gesicht! — — Nein! nein! Gott sei dem armen Burschen gnädig!

Du willst Herr sein über deinesgleichen, zweibeiniges, vernünftiges Ungeheuer, willst an Grausamkeiten den Panther und die Hyäne übertreffen, und deine falschen heuchlerischen Blicke, deinen Katzenkopf zum Himmel richten; der Gottheit

gleichsam zum Hohn und deinen Fähigkeiten zur Schande. Nieder mit dem Blick, zur Erde, solange noch ein Laut des Jammers aus den Höhlen der Sklaverei hervordringt, solange die Glut der Morgensonne noch eine Märtyrerträne rötet, solange sich noch ein Seufzer der Unterdrückung in die süßen Töne der Freude mischt. Und du auch! Sklave! zu Staube gekrochen! Was! den Blick, den du schüchtern und furchtsam vor deinem Herrn niederschlägst, getraust du dich frech gen Himmel zu richten? Soll sich der Himmel in deiner Schande spiegeln?



Siebentes Kapitel.

Die Entstehung des Handels.

Durch die Erfindung des Ackerbaues vervielfältigten sich die Genüsse des Menschen, mit der Zeit gewöhnte er sich an dieselben und sie wurden ihm nun zum Bedürfnis. Nach den verschiedenen Neigungen der Menschen waren diese Bedürfnisse nun sehr verschiedener Art, und eben deshalb war es auch ebenso die Arbeit zur Hervorbringung derselben. Der baute vorzugsweise Getreide, ein anderer Hülsenfrüchte, ein dritter Obst, ein vierter Kräuter usw. Die Bebauung des Ackers selbst erforderte die Anfertigung von Ackergeräten, und da sich nun in der Verfertigung derselben einer vor dem anderen auszeichnete, da wieder mancher deren mehrere im Vorrat gemacht hatte, die einem dritten mangelten, dem es an der nötigen Übung fehlte, sie ebenso geschickt zu machen; da überhaupt einer immer vor dem andern in irgend einer Arbeit mehr Übung erlangt hatte, und doch jeder von den von allen hervorgebrachten Produkten entweder nötig oder doch das Verlangen hatte, sie zu besitzen, so fing man an, die verarbeiteten Gegenstände, sowie die Produkte des Ackerbaues gegeneinander auszutauschen. Da tauschte man nun Ackergerätschaften gegen Getreide, Obst gegen Hülsenfrüchte, Kleider gegen Waffen usw. Den Wert jedes dieser Produkte bestimmte weniger die darauf verwandte Arbeitszeit, als vielmehr der Überfluß oder der Mangel, die Quantität und Qualität derselben.

Mit der Anerkennung des angemaßten Bodens als Eigentum waren natürlicherweise auch die Produkte desselben Eigentum geworden.

Da nun auf diese Weise die Arbeit des Menschen dem Zufall in die Hände gegeben war, weil niemand sie regelte, weil jeder dieselbe als das Mittel zur Erwerbung seiner persönlichen Bedürfnisse und Genüsse betrachtete, so nahm man

es auch nicht so genau, wenn das Mittel, das der eine anwendete, um diesen Zweck zu erreichen, dem Mittel und dem Zwecke des andern schadete.

Die einen speicherten die besten Materialien zum Häuserbau, zur Verfertigung von Ackergeräten und Waffen auf ihrem Eigentum auf, damit die anderen recht Mühe haben sollten, für ihren eigenen Gebrauch davon zu finden, um dann genötigt zu sein, dieselben gegen andere Produkte von den Aufspeicherern mit Verlust auszutauschen.

Im Tausch selbst suchte man sich gegenseitig zu überlisten, pries ein Produkt als gut an, das schlecht war, und erweckte auf diese Weise ein gegenseitiges Mißtrauen.

Dabei blieb es nicht. Die Geprellten suchten sich zu rächen, und nahmen gewaltsamer Weise, um was sie die anderen übervorteilt hatten, und noch mehr dazu. Daraus entstanden Zänkereien, Kämpfe, Blutvergießen und Mord.

So war denn mit dem Eigentum auch der Diebstahl und der Raubmord erfunden worden. Beide Erfindungen waren voneinander unzertrennlich. Das Eigentum war die Mutter des Diebstahls und des Raubmordes! Bald jedoch überzeugten sich die Menschen von den Schrecken dieser neuen Übel. Man ergriff also Maßregeln dagegen, und machte Gesetze, welche das Eigentum der einen heiligten, und die Mittel, welche sie angewandt hatten, um dazu zu kommen, bei anderen bestraften.

Die verschiedenen persönlichen Interessen gruppierten die Menschen immer feindlicher gegeneinander. Um den neuen Gesetzen Kraft zu geben, bedurfte es starker Verteidigungsmaßregeln. Es drängten sich daher die Eigentümer nahe aneinander; man umzog das Eigentum mit Hecken, Mauern und Gräben. Auf diese Weise entstanden Städte und Burgen.

In den verschiedenen Kämpfen, die nun eine Burg mit der anderen, eine Stadt mit der andern führte, gingen viele Menschenhände für die Bearbeitung nützlicher Gegenstände verloren. Während man das Eigentum verteidigte, während man Mauern, Gräben und Burgen baute, Waffen schmiedete u. dergl.; während man in den Kampf zog, mußte man die nützliche Arbeit liegen lassen; diese selbst wurde also durch den durch die Verteidigung entstehenden Zeitverlust noch vermehrt.

Die Arbeit fing darum schon an, dem Menschen eine Last zu werden, deren Druck ihm nur die Gewohnheit in etwas verwischte.

Der Tauschhandel breitete sich indes immer weiter aus, je mehr die Menschen aus entfernteren Gegenden Produkte brachten, die bis dahin unbekannt geblieben waren. Solche fremden Produkte, wenn sie das erstemal in einer Gegend erschienen, wurden vorteilhaft ausgetauscht, und erweckten so den Eifer anderer, auch diese Produkte in fernen Gegenden aufzusuchen, um auf diese Weise einer gleichen Vermehrung des persönlichen Interesses zu genießen. Man machte jetzt Reisen in bis dahin noch unbekannte Gegenden, unter noch unbekannte Menschen.

Dadurch lernte man eine unzählige Menge bis dahin unbekannter Produkte kennen und vermehrte auf diese Weise wiederum die Genüsse und die Arbeit.

Einige dieser Produkte eines fremden Bodens suchte man einheimisch zu machen; es gelang, und bisher unbebaute Gegenden, die nichts hervorbrachten als Holzäpfel, Schlehen, Rüben und ein wenig Getreide, verwandelten sich jetzt in blühende Gärten, in welchen Wein und Südfrüchte gediehen.

Aber die Arbeit zur Hervorbringung dieser Produkte war nicht jedermanns Sache, eben weil sie, wie wir schon gesagt, nicht geregelt war; weil ihr eine Menge Menschenhände durch die Hervorbringung unnützer, durch die fehlerhafte Organisation der Gesellschaft aber nötig gewordener Arbeiten entzogen wurde. So fing denn die Arbeit an, eine Last zu werden und jeder dachte auf Mittel, sich diese so wenig als möglich aufzubürden.

Die Kühnsten und Stärksten griffen zu den Waffen und machten aus der Kunst, sie zu führen, ein Handwerk. Der Raub wurde jetzt im großen getrieben, wie der Handel. Das Reisen der Karawanen in entfernte Länder wurde unsicher gemacht durch zahlreiche nach Beute herumschwärmende Räuberhorden. Dies machte die Erhaltung einer Anzahl Bewaffneter zum Schutze der Karawanen gegen den Überfall der Räuberhorden oder den freiwilligen Tribut eines Teils der Waren an die letzteren nötig. Der dadurch entstehende Verlust wurde nun aber teilweise wieder beim Umtausch anderer Produkte berechnet, so daß es doch nur eigentlich die Hervorbringer dieser Produkte waren, welche den Verlust hauptsächlich fühlten.

Durch die Erweiterung des Tauschhandels geschah es nun, daß mancher Unternehmer in den Besitz vieler Güter gelangte. Durch den Besitz derselben bekam der Eigentümer aber einen großen Einfluß auf die persönlichen Interessen der

weniger Begüterten; es hielt ihm daher nicht schwer, deren Interessen an die seinigen zu ketten, und so gewöhnte man sich daran, den Wert eines Individuums nach seinen Gütern zu bestimmen.

Man fing an, dem Begüterten mehr Respekt zu erweisen, in der Hoffnung, dadurch sein Wohlwollen zu erwerben, und durch dasselbe einen guten Tausch mit ihm machen zu können, oder sonst einen anderen Vorteil durch ihn zu genießen.

Je höher der Grad der Achtung war, den man dem Begüterten zollte, desto tiefer sank der Unbegüterte in den Augen der Massen. Der Eigennutz fing an, seine zarten Wurzeln in dem Begriff des Eigentums auszubreiten, und der Genius der Gleichheit floh die Werkstätten der Menschen, und flüchtete sich, um sich zu rächen, unter die Räuberhorden der finsteren Wälder und weiten Wüsten.

Von der Zeit an nannte man alles gestohlene Gut Eigentum, und den Austausch der gestohlenen Güter Handel.

Achtes Kapitel.

Die Erfindung des Geldes.

Die immer gesteigerten Bedürfnisse der Menschen und die dadurch vermehrte Produktion der Arbeiten hatten den Tauschhandel bedeutend vervielfältigt und erweitert. Durch die Vermehrung und Vervielfältigung der Produkte entstanden vielfache Verwickelungen und Irrtümer im Austausch derselben. Der eine hatte Leder zu Markte gebracht, um Werkzeuge dafür einzutauschen; der aber, der die Werkzeuge austauschen wollte, brauchte oft kein Leder, sondern Holz oder Eisen; der das Eisen vertauschen wollte, weder Werkzeuge noch Leder, sondern Stoffe oder Früchte oder sonst dergleichen Waren. Dadurch wurden der Bequemlichkeit des freien Austausches bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt. Um diese nun zu heben, kam man auf eine neue Erfindung, nämlich die des Geldes.

Man nannte Gold und Silber edle Metalle, und schlug sie zu kleinen Stücken, auf welche man die Bildnisse der Mächtigsten prägte.

Diese Stücke Metall, denen man einen eingebildeten Wert gegeben hatte, dienten nun als Wertbestimmung der umzutauschenden Waren. Auf diese Weise also bekamen diese Stücke einen Wert, den sie nicht hatten, und welcher sich je nach den Launen, dem Glück und der List des Besitzers oder Erwerbers vermehrte oder verminderte.

Welch fürchterliche Folgen diese neue Erfindung in späteren Zeiten für den gesellschaftlichen Zustand hervorrufen würde, war dem Erfinder des Geldes gewiß ebenso unbekannt, als dem Erfinder des Schießpulvers die Folgen der seinigen, ja, noch unbekannter als diesem, denn der konnte wohl von der nützlichen und schädlichen Anwendung seiner Erfindung eine Idee haben, jener aber weder das eine noch das andere, am wenigsten das letztere.

Früher zwang man den Sklaven mit der Peitsche zur Arbeit. Der Sklave war durch den Begriff des Eigentums ein erbeutetes, getauschtes oder geerbtes Gut geworden; er hatte also einen Wert wie der Ochs, der Esel und das Pferd, und zog daher dem Eigentümer, wenn er ihn verlor, einen Verlust nach sich.

Seit der Einführung des Geldes hat der Mensch gar keinen Wert mehr, nicht einmal den des Viehes, und man dürfte getrost den Menschenhandel in Deutschland, England und Frankreich erlauben, man würde nicht viel Geschäfte damit machen. Der Mensch hat in diesen Ländern den Preis verloren, um ein Stückchen Brot kann man ihn haben, und noch dazu einen recht frischen, jungen kräftigen Menschen, und hat alsdann auch noch die Wahl, und Dank und Handkuß obenein.

Damals hatte jeder Eigentümer ein Interesse, daß sein Sklave nicht zu stark angestrengt wurde, weil er befürchtete, er möchte ihm sonst krank werden und sterben, was er als einen Verlust betrachtete, wie, wenn heutzutage einem ein Pferd stirbt; jetzt schindet man sie bis aufs Blut, um von ihren Kräften Vorteil zu ziehen, und wenn sie dann krank, alt und schwächlich werden, so jagt man sie zur Werkstatt, zur Fabrik und zum Hause hinaus, um sie nicht mehr nähren zu müssen, und draußen stehen sie schon zu Haufen und drängen sich hinein in die Marterhöhlen, aus welchen ein Opfer nach dem andern wankt, sowie ihre Kräfte verbraucht sind.

Oft hat es nicht die geringste Mühe, für die beschwerlichsten Arbeiten eine Herde dienstwilliger Sklaven zu finden, man hat in manchen Gegenden und zu manchen Zeiten nur ein Stück Brot vor das Fenster hinauszuhängen, so kann man sie zu Hunderten daran hineinziehen.

Früher hatte der Herr des Sklaven ein Interesse, diesem eine nahrhafte Kost zu geben, damit er Kräfte zur Arbeit habe und ihm so desto mehr Vorteil bringen könne; jetzt gibt man ihm für seine Arbeit nur eben soviel, daß er nicht gleich vor Hunger umfällt und stirbt. Auf diese Weise braucht man seine Jugendkräfte langsam auf, und wenn er verbraucht ist, dann hinaus mit ihm und andere Frischere herein, denen sie es dann ebenso machen.

Mit der Einführung des Geldes bekam der Zustand der Sklaverei eine ganz andere Richtung als die frühere war.

Das äußerlich Gehässige derselben verbarg sich mehr unter dem Schatten von Verträgen und Gesetzen. Dem Namen nach wurde die Sklaverei in neuerer Zeit wohl teilweise abgeschafft, der Zustand derselben besteht jedoch in vieler Beziehung in einem noch schlimmeren Grade fort.

Ja! wenn wir nur drei Tage die Macht unserer Bedrücker hätten, wie wir dieser bunten Maskerade des Betruges, der Ungerechtigkeit und der Täuschung ein Ende machen wollten!

Da fällt mir gerade die Komödie ein, die man seit einigen Jahren spielt, und die man Abschaffung der Sklaverei nennt. Die menschenfreundlichen Engländer figurieren darin obenan; dieselben, die dem Chinesen gleichsam sagen: „Wir wollen, daß du diesen Opium nimmst, um dich damit zu vergiften, und daß du uns den Tee dafür gibst, damit wir unser Beefsteak leichter verdauen können.“ In entfernten Ländern verbieten sie den Sklavenhandel und im eigenen wimmelt es von unglücklichen Sklaven, die zu Tausenden Hungers sterben.

Und überall macht man die gleichen Maskeraden, überall spielt man ähnliche Komödien. So gründet man auch Vereine zur Verhütung der Tierquälerei.

Wenn ich Mitglied einer solchen tierfreundlichen Gesellschaft wäre, ich würde ihnen alle Tage zweibeinige Tiere als Ankläger vor die Augen führen, würde ihnen ihre abgemagerten Gerippe, ihre hohlen Augen und eingefallenen Wangen zeigen und sagen: „Meine Herren! sehen Sie das arme Tier! so schändlich ist es von seinem harten Herrn behandelt worden, vierzehn bis achtzehn Stunden des Tages hat er es arbeiten lassen und es dazu noch lieblos behandelt; und sehen Sie, da hier! das war seine ganze Nahrung! dabei hat es seine Jungen säugen und von diesen Hadern sein Nest bauen sollen, um seine Jungen und seine alte Mutter zu erwärmen!“ — Was hätte mir der Präsident der tierfreundlichen Gesellschaft dann wohl geantwortet? —

Welch beißender Spott! die teilweise Befreiung der Schwarzen eine Aufhebung der Sklaverei zu nennen, Vereine gegen die Tierquälerei zu gründen und die Menschenquälerei nicht zu rügen!!! —

Mit der Einführung des Geldes erreichte das Elend diesen fürchterlichen, unabsehbaren Höhepunkt. Der Menschheit war eine Geißel geschaffen worden, deren Striemen tief in Herz und Mark eindrangen.

Der Eigennutz hatte seine Grenzen weit über die Schranken des Gefühls der Selbsterhaltung ausgedehnt. Keine Scham hielt sich mehr zurück. Regierende, Priester, Gesetzgeber, Lehrer, Richter, Räuber, Mörder und Diebe, alles streckte die gierige, unersättliche Hand nach dem Golde aus; jeder glaubte sein zeitliches Glück darin suchen zu müssen.

Alle Mittel und Wege, sich dieses Metall zu verschaffen, wurden benutzt. Hunderttausende von Menschenleben wurden geopfert, um es aus den Tiefen der Erde hervorzuholen, in welche es die weise Vorsehung so sorgfältig versteckt hatte.

Was die Übermacht des Starken in früheren Zeiten nicht zustande bringen konnte, brachte jetzt die Verkäuflichkeit zustande.

Früher war der Sklave doch versichert, von seinem harten Herrn immer Nahrung und Obdach zu erhalten; jetzt wurde er hinausgestoßen in die peinliche Sorge, die den dritten Teil seines Lebens wegfrißt und seiner Physiognomie den Stempel des Elends aufdrückt, der ihn in den Augen seiner Bedrücker nur noch verächtlicher macht.

Die Sorge kannte früher niemand, selbst der Sklave nicht, und dem Arbeits- und Besitzlosen wurde immer noch ein notdürftiger Teil, wenn ihn hungerte, denn die Gastfreundschaft war noch ein heiliges Recht. Aber mit der Einführung des Geldes verdunkelte der Rest schöner Tugenden der ursprünglichen Menschheit. Die nun im großen betriebene Spekulation der Habsucht erzeugte ein Heer von Lastern, die bis dahin unbekannt geblieben waren.

Früher machte man den Menschen mit Gewalt zum Sklaven; jetzt verkaufte er sich selber, seine Gesundheit, seine Jugend und sein Blut für das, was man ihn Vaterland zu nennen gelehrt hat, und was soviel sagen will, als die Gesamtheit alles Eigentums und aller Eigentümer in dem Lande, wo er geboren wurde und wo er und seinesgleichen nichts besitzen und ebensowenig Hoffnung haben, je etwas darin zu besitzen.

Früher raubte man junge Mädchen und Weiber, tauschte und vertauschte sie wie das Vieh, entriß sie mit Gewalt den Armen ihrer Eltern, Brüder und Gatten; das Geldsystem hat es soweit gebracht, daß sie sich selber an die Geldmänner verkaufen, und Schönheit und Reize, sowie Tugend und Unschuld gegen das verführerische Gold der Wollust umtauschen.

Aber sie müßten, wenn sie es nicht täten, vielleicht am Hungertuche nagen und sterben; das aber will der edelmütige Wollüstling nicht, sie sollen leben, leben um den Preis ihrer Schande, von welcher öfter Väter, Mütter, Gatten und Brüder auch noch ein Stückchen Brot essen. —

Früher stahl und raubte man einander die materiellen Bedürfnisse des Lebens, unter dem Geldsystem ist außerdem auch niemand seiner Ehre und seines guten Namens mehr sicher.

Der schimmernde Glanz des verlockenden Goldes machte Tausende von Heuchlern und Schmeichlern vor den Mächtigen dieser Erde in den Staub kriechen. Die natürliche männliche Seele verwandelte sich in eine Hundeseele! — Hundeseele? Nein! nicht doch! das ist doch wenigstens eine treue Seele, so eine Hundeseele. Ich finde keinen Vergleich unter den Tieren, der Schmeichler steht tief unter denselben. Der ehrliche, gerade, offene Mann, der solch einem Auswuchs der Verworfenheit auf dem Wege der Kriecherei und Niederträchtigkeit nicht folgt, wird verachtet und verspottet, verfolgt, mißhandelt und verurteilt.

Früher wurde niemandem eine Handvoll Frucht von dem Felde des Nachbars verwehrt, um das dringende Verlangen des Hungers zu stillen; jetzt durchziehen hagere, verlumpte Gestalten, zwischen deren Backenknochen man in tiefen Furchen die vierte Bitte lesen kann, unsere Straßen. Für sie stehen wenige Türen mehr offen. Was sollen sie tun, wenn die Erschöpfung ihren Gliedern den Dienst zur Arbeit versagt? Stehlen? — Eure Gesetze haben es verboten, seit eure Vorfahren das Eigentum und das Geld erfunden haben. Arbeiten können sie nicht mehr wie früher, seit ihre Kräfte abgenommen haben, oder sollen sie euch helfen, d. h. faulenzen wie ihr? Da wolltet ihr wieder nicht mit ihnen teilen. Nun, was soll dann mit ihnen geschehen? Wollt ihr sie nicht totschlagen? — Ihr schaudert zurück, und doch muß etwas für sie geschehen. Ihr denkt: laßt sie betteln, wir werden ihnen dann und wann ein Stückchen Brot geben. — Aber ihr habt das Betteln auch verboten, weil es anfing, euch unbequem zu werden; nehmt euch in acht, daß der Diebstahl euch dereinst nicht noch unbequemer wird: denn in einem blühenden Garten, voll der lieblichsten Früchte, Hungers sterben, das wäre ein Gemisch des größten Mutes und der größten Feigheit, für das ich keinen Namen finde.

Wenn das Schreckbild des Mangels ein reißender Tiger wäre, der seine Beute schnell verschlingt, dann würde euer Geldsystem, euer Eigentumsbegriff und alle die Mängel eurer gesellschaftlichen Ordnung bald zu Grabe geläutet werden; denn alle Welt würde sein Gebrüll von weitem erkennen. So aber ist es ein schleichendes Gift, welches den Körper nach und nach zerstört; man verblüht, wird schwach, siech und stirbt, ohne die Ursache seines Unterganges zu ahnen.

Es gab Verräter seit der Erfindung des Eigentums, aber scheußlichere Verräter gab es nicht, als es seit Erfindung und Einführung des Geldes gegeben hat. Nur der damit verbundene Eigennutz läßt den Verrat den höchsten denkbaren Gipfel der Schande erreichen.

Schändlicher Verräter! wer du auch seiest, der du diese Zeilen liest, sei verflucht und verdammt auf ewig!

Unsere deutsche Jugend, die kein Vaterland hatte und eines haben wollte mit den andern, ruft dir mit Geisterstimme aus ihren finsteren Kerkern zu: du hast uns von unsern Eltern und Brüdern getrennt, so sei denn verflucht, du schändlicher Verräter, und von den Brüdern getrennt auf ewig!

Unsere deutschen Mädchen, deren Auserwählte im Gefängnis seufzen, rufen dir mit gebrochenem Herzen zu: schändliches Scheusal! sei verflucht auf ewig! Unsere alten Väter und Mütter mit den grauen Haaren ballen in wilder Verzweiflung die Hände; du hast ihnen die einzige Freude und Hoffnung, die sie noch auf dieser Welt hatten, hast ihnen ihre einzige Stütze im Alter geraubt und in einen dumpfen, finsteren Kerker werfen lassen. Wenn du noch einen kleinen Funken Reue fühlst, so gehe hin und wirf die dreißig Silberlinge auf den Tisch ihrer Richter samt deinem Ämtchen und Käppchen und sage vor Gott und der Welt: ich habe gesündigt! hier ist euer Sündengeld, euer Sündenamt und eure Sündenkappe! ich will gehen Buße tun und mich bessern.

In welchen Winkel des alten morschen Baues der gesellschaftlichen Ordnung unsere Blicke dringen, überall stoßen wir auf Verbrechen und Mängel, deren Ursache die Ungleichheit ist, und das Mittel, diese Ungleichheit zu erhalten, das ist das Geld!

Besuchet unsere Galeeren, unsere Zucht- und Arbeitshäuser, unsere Gerichtssäle, Armen- und Waisenhäuser, macht euch ein Verzeichnis von allem, was ihr Übel und Verbrechen nennt, und gehet jedem derselben ohne Vorurteil genau auf den

Grund, so werdet ihr finden, daß ohne das System des Geldes nicht der zehnte Teil dieser Übel vorkommen würde.

Was macht den Sohn des wohlhabenden Handwerkers zum Kaufmann, den Kaufmann zum Betrüger, den Betrüger zum Faulenzer und den Faulenzer zum eigennützigen, hartherzigen Geizhals, der imstande wäre, den Arbeitern fürs Geld die Haut herunterzuschinden, wenn er seinen Vorteil dabei fände? — Was anderes, als die Liebe zum Gelde?

Was macht die aufgeputzten Töchter unserer wohlhabenden Handwerker die Nase rümpfen, wenn sie in den Fall kommen, mit einem Arbeiter sprechen zu müssen? Warum sehen sie ihn über die Achsel an, obgleich derselbe öfter geschickter und gebildeter ist, als der Vater der Zierpuppen, der doch auch Arbeiter war? — Was sonst als das Geld!

Woher kommt dieses freie, dreiste, ungezwungene Benehmen des einen, diese blöde, schüchterne Haltung des andern? — Weil der erste Geld hat und der andere keins!

Warum auf einmal diese Furchen der Sorge auf der Stirn sonst zufriedener Gatten; diese plötzlich eingetretene Kälte und der daraus hervorgehende Unfrieden? — Eben darum, weil im Geldsystem die Menschen dem Zufall des Glücks und Unglücks preisgegeben sind.

Warum dieser empörende Unterschied der Klassen in der Gesellschaft und das daraus hervorgehende widrige Bitten, Verweigern, Befehlen, Gehorchen; dieses gehässige Heucheln und Schmeicheln, Verleumden und Verraten? — Auch wieder des Geldes wegen; denn jeder verdorbene Mensch, jede feige und furchtsame Kreatur sucht durch diese erlaubten und begünstigten Laster irgendein Interesse zu erreichen, und sollte es nur das sein, einem andern, dessen vorteilhafte Lebenslage man beneidet, heimlich zu schaden. Was erkältet das warme Gefühl der Freundschaft und träufelt in den Hohn und Spott des Feindes ein beißendes, bitteres Gift? — Das Geldsystem durch seinen Wechsel von Mangel und Wohlstand, von Überfluß und Elend.

Was erregt Groll, Mißtrauen und Gleichgültigkeit unter Brüdern und Freunden? — Das Geldsystem durch den Mangel der einen, die dann glauben, die andern können helfen und tun es nicht.

Warum dies saure Gesicht des einen, diese traurige Miene des andern? — Weil beide Geld zu fordern haben, das sie nicht bekommen können.

Warum dieses scharenweise Dahinsterben der Kinder der Armen? — Weil es ihren Eltern an den Mitteln fehlt, sie gehörig zu pflegen und weil das Geldsystem ihnen diese Mittel verweigert.

Warum diese Ehrenbezeugungen gegen den eingebildeten Dummkopf im schönen Gewande, diese Verachtung des gebildeten Mannes in der ärmlichen Kleidung? — Dem Unterschied des Standes, dem Mangel und Überfluß des Geldes wegen.

Warum werden diese Kinder, die gestern ungerügt einen Unglücklichen verspotten durften, heute von ihren viehischen Eltern so erbärmlich geschlagen? — Des Geldes wegen, das sie heute verloren; die Bosheit derselben von gestern blieb auf den Pfennigfuchserverstand der sauberen Erzieher ohne allen Eindruck.

Warum warf dieses Mädchen dem häßlichen, dummstolzen Nimmersatt mehr Blicke zu, als dem jungen gebildeten Habenichts? — Weil sie gern heiraten möchte, und weil der erstere Geld hat und der andere keines. Aber der Stoffel merkt's nicht, daß sein Geldsack das Gewicht der Entscheidung so tief ins Herz seiner Schönen drückte, bis die Nachbarn ihm spöttelnd unter den Hut fühlen. Dann aber wird aus der Ehe eine Wehe, und aus der Komödie ein Trauerspiel, in welchem die Klagen und Seufzer des Schmerzes, das Geschrei der Verzweiflung und das Gebrüll des Zornes mit dem Rasseln der harten Taler ein widerliches Konzert bilden.

Das sind die Geldheiraten! — Wer heiratet, tut wohl, wer nicht heiratet, tut besser, sagte Paulus; und warum? weil er eben so wenig Geld hatte, als heutzutage die vielen armen Teufel.

Hat sich ein Handwerker durch Glück und Spekulation ein bedeutendes Vermögen erworben, d. h. hat er von seinen Arbeitern und Kunden den größtmöglichsten Vorteil zu ziehen gewußt, so wird meistens seinen Kindern schon von Jugend auf eine Verachtung des Arbeiterstandes eingeflößt. Dies liegt schon gleichsam in den Sitten aller derer, welche eine bevorzugte Erziehung leiten. Wenn auch diese Verachtung nicht wissentlich gepredigt wird, so geht sie schon aus dem Unterschied der gesellschaftlichen Klassen, an welchen man die Jugend frühzeitig gewöhnt, hervor. Die Mütter besonders geben sich die größte Mühe, die Begriffe der Eitelkeit und des dummen Stolzes ihren kleinen Gänsen einzuprägen, und diese da würden

dann um keinen Preis sich unter den Handwerkern um einen Mann umsehen, solange sie noch Hoffnung haben, einen andern zu bekommen; und warum? der Geringschätzung wegen, die auf dem Arbeiterstande haftet, des Geldes wegen, das andere mit leichterer Mühe verdienen können. Und kann man ihnen dies verargen? Nein! weil die Sicherung des häuslichen ehelichen Friedens nur auf die Sicherung einer bequemen, möglichst sorgenfreien Existenz gegründet werden kann. Wo die Existenz bedroht ist, ist alle Tugendübung nicht imstande, den Frieden und die Freiheit zu erhalten.

Die Mädchen, die keinen reichen Mann bekommen können, wählen darum auch lieber unter den Angestellten, den Beamten, Krämern und andern halben oder ganzen Umsonstfressern, ehe sie ihre Wahl auf einen braven Handwerker richten.

So wird das, was sich der glückliche Handwerker mit Hülfe seiner Arbeiter erwirbt, dem Handwerkerstande durch Heiraten entzogen und Leuten zugeschoben, die durch ihre Beschäftigung der Gesellschaft wenig oder gar nichts nützen.

Wenn die Erfindung des Geldes die Bestimmung hatte, den gegenseitigen Austausch der Produkte und die zur Hervorbringung derselben nötige Arbeitszeit zu regeln, warum ließ man dann nicht einen bestimmten Wert auf dasselbe prägen, als: Wert von einem Pfund Brot, einem Pfund Fleisch, Wert von einer Stunde Arbeit in der Ernte, Wert von einer Stunde Arbeit mit der Nadel, Wert einer Flasche Wein, eines Huhnes, einer Gans usw. Ob man da eine Menge verschiedener Regentenköpfe mit Wappen, Kronen und Szepter darauf geprägt oder die Köpfe von Gänsen, Ochsen, Eseln und Schweinen, ob man da einen Szepter und eine Krone daraufsetzt, oder das Bügeleisen und einen Hammer. Wenigstens wäre das Volk nicht so leicht übers Ohr zu hauen gewesen, wenn es auf den Münzen gelesen hätte: „Wert von einer Stunde Arbeit", und auf der andern Seite den Ambos, Hammer, Pfriem, Bügeleisen, die Säge, den Meißel, das Beil, den Zirkel usw. Alles in einem Wappen zum Beweis, daß diese Arbeitsstunden einen gleich bestimmten Wert haben wie alle durch sie hervorgebrachten Produkte.

Aber wie man alle Gesetze, welche die Interessen der bevorzugten Klassen berühren, so deutlich als möglich macht, so undeutlich und unbestimmt sucht man alles zu machen, was das allgemeine Interesse betrifft.

Als die Pharisäer an Jesus eine Ursache finden wollten, ihn entweder bei der Regierung als Rebellen gegen den Kaiser, oder beim Volke als einen Verräter, der dem Druck der Römerherrschaft das Wort redet, anzuschwärzen, und ihn hinterlistig frugen: Ist es recht, daß man dem Kaiser Abgaben gibt, ließ er sich eine Münze geben und frug sie, wessen Bildnis darauf sei; des Kaisers, antwortete man ihm. Nun, sagte er, so gebt dem Kaiser, was des Kaisers und Gott was Gottes ist. Ihr aber, sagte er weiter, sollt weder Gold noch Silber in euren Gürteln tragen. Der wollte denn doch auch nichts von dem Geldsystem wissen; darum ließ ihn das Geldsystem für dreißig Silberlinge an das Kreuz schlagen.

Früher konnte außer den Mächtigen und Starken nur der eine Herrschaft über seine Mitmenschen ausüben, welcher irgendein bewegliches oder unbewegliches Eigentum, als: Warenlager, Herden, Häuser und Grundstücke besaß; jetzt ist es den listigen Menschen viel leichter geworden, Bedrückungen und Übervorteilungen gegen andere auszuüben. Wenn jetzt jemanden nach irgendeinem Produkte der Arbeit gelüstet, so hat er nicht nötig, sich gewaltsamer Weise einen Sklaven zu verschaffen, der ihm dasselbe verarbeitet, noch hat er nötig, irgendein anderes von ihm verfertigtes Produkt der Arbeit dafür anzubieten, er braucht nur zu verkünden, daß er Geld hat und kaufen will, so stehen ihm alle fleißigen und geschickten Hände, und alle talentvollen Köpfe zu Gebote. Da kann hernach der Arbeiter dastehen und die nützlichen Produkte seines Fleißes anbieten und schreien: Gebt mir auch von euren schönen Stoffen zu Kleidern, oder von euren Möbeln, ich gebe euch die Produkte meiner Arbeit dafür. Deine Arbeit, antwortet man ihm, ist nicht der schönen Stoffe und Möbel wert, die sind nicht für Leute, die arbeiten, sondern für die, welche Geld haben.

Die Minderschätzung des wahren Wertes der Arbeit war unter dem Systeme des Tauschhandels nicht so leicht möglich, als unter dem Systeme des Geldes, denn der jedesmalige Vergleich der auszutauschenden Produkte verhinderte meistens eine zu geringe Anschlagung derselben.

Im Geldsystem vergaß der Arbeiter nach und nach den richtigen Vergleich über das Verhältnis eines für ein Stück Geld zu liefernden und eines dafür zu erhaltenden Produkts anzustellen. So geschah es, daß man bald gar keinen Vergleich

mehr anstellte und das Geld für ein wirkliches Produkt der Arbeit nahm, dessen Wert der Geldmann fast unmerklich verringern und erhöhen konnte, je nachdem dieses seinem Vorteile zusagte. Das System des Geldes hatte für die Reichen und Mächtigen noch das Bequeme, ihre verschiedenen Genüsse und Begierden augenblicklich befriedigen zu können, und zwar mit einer solchen Sicherheit und Leichtigkeit, als wäre dasselbe nur zum Vorteil des Müßigganges und der Herrschsucht erfunden. Die Begierden und Genüsse der bevorzugten Klassen wurden daher unter dem neuen Tauschsystem immer häufiger und unersättlicher, und mit ihnen wurde die Last der Arbeit und die Verschlechterung und Verringerung der Lebensbedürfnisse der untersten, arbeitenden Klassen immer fühlbarer. Dies ist auch ganz natürlich, denn wenn mehrere einen Baumstamm tragen und einer läßt absichtlich die Achsel darunter sinken, so fällt auf die übrigen die ganze Last; wenn ein Pferd am Wagen nachläßt im Ziehen, so müssen sich die übrigen desto mehr anstrengen; wenn sich einer vorher die beste Brühe von der Suppe abgießt, so müssen die übrigen mit dem wässerigen Rest vorlieb nehmen.

Es ist erschrecklich, welche Demoralisation das Geldsystem imstande ist, in der Gesellschaft anzurichten. So ein Geldhaufen kommt mir vor wie ein großer Taubenschlag; man läßt kleine Summen ausfliegen, damit sie andere größere einbringen, die man dann, sobald sie eingefangen, in Sicherheit bringt. So fangen sich einander die Spekulanten die Kapitalien ab, wie die Taubenliebhaber die Tauben; und wie dem armen Landmann die letzteren den Samen von den Feldern fressen, ebenso fressen ihm die Männer des Geldes mit ihren Steuern und Zinsen den besten Ertrag seiner Arbeit.

Das dem Müßiggang, der Herrsch- und Genußsucht so behagliche System des Geldes wurde nun immer mehr vervollkommnet. Man hatte den Arbeiter an das Geld gewöhnt und an seine für ihn nachteiligen Folgen, ohne daß er den Nachteil selbst bemerkt hatte; man konnte also getrost weiter schreiten; man führte das Zinswesen ein.

Um nämlich eine gewisse Quantität von Produkten auf einmal aufkaufen zu können, brauchte man oft mehr Geld als man hatte; gleichwohl wollte man den Ankauf des ganzen Vorrats nicht unterlassen, obgleich man ihn nicht brauchte, weil man durch dieses Aufkaufen ein Nachfragen nach den Pro-

dukten, ein Seltenwerden derselben, oder einen Mangel bewerkstelligen wollte, der dann erlaubte, einen beliebigen Preis für die Produkte zu fordern und so einen bedeutenden Gewinn aus ihnen zu ziehen. Man borgte sich also die zu solchen Spekulationen fehlenden Gelder bei andern, welche aber bei dem zu machenden Raub auch nicht leer ausgehen wollten, und sich einen Teil der zu machenden Beute unter der Benennung Zins für ihre Gefälligkeit ausbedingten.

Wenn der Spekulationsgeist des Menschen sich einmal den Eigennutz zum Tummelplatz seiner Leidenschaften gewählt hat, so kennt er keine Grenzen mehr; je mehr ihm eine schlaue Übervorteilung des andern gelingt, desto mehr treibt er sie ins große. Was der Mensch sieht, das will er haben, und das ist ein ganz natürlicher und sehr guter Trieb, der ihm das Leben angenehm macht, wenn er nicht erstickt wird bei einigen und genährt bei andern. Welche Kinder naschen und stehlen am meisten? Die, welche man am strengsten hält, denen man alles verbietet und wenig gewährt. Gebt ihnen alles, was die Kinder der andern auch haben, so werdet ihr euch keinen Vorwurf zu machen haben, daß ihr den Hang zum Diebstahl bei ihnen genährt, und wenn sie dann später in der Gesellschaft doch Diebe werden, so liegt das eben an der Gesellschaft, die nicht jedem die Mittel gewährt, alles haben zu können, was ein anderer auch hat, und nicht an euch.

In der heutigen Gesellschaft gilt aber gerade der verkehrte Grundsatz. Wird aus einem jungen Menschen ein Dieb, so heißt es: „Da sind die Eltern daran schuld, die haben dem Jungen allen Willen gelassen." Nein! das Geldsystem ist daran schuld, welches dem einen erlaubt, soviel zu genießen und so wenig zu arbeiten als ihm beliebt, während es andere zwingt, sich allen daraus entstehenden für sie nachteiligen Folgen zu fügen.

Warum lügt der Zeitungsschreiber, warum stiehlt der Dieb, warum betrügt der Kaufmann, und warum verteidigt der Advokat eine schlechte Sache? — Alles des Geldes wegen.

Warum schimpfen, schlagen und verklagen sich Kreditoren und Gläubiger, warum zanken sich Gesellen und Meister, Kunden, Krämer und Käufer? — Immer des Geldes wegen.

Warum verfälscht der Wirt das Getränk, der Bauer die Milch und Butter, warum backt der Bäcker das Brot zu klein? — Alles des Geldes wegen.

Warum bringt der Bauer unreife Früchte auf den Markt, warum verkauft der Fleischer das Fleisch kranken Viehes oder zu junger Kälber, warum bedienen manche Speisewirte großer Städte ihre Gäste mit Pferde- oder Katzenfleisch? — Alles des Geldes wegen.

Warum gibt es Leute, die gegen ihre Pflicht, ihr Gewissen und ihre Überzeugung lehren, schreiben und handeln? — Des Geldes wegen.

Wenn unsere unermüdlichen Gesetzfabrikanten nur Gesetze machen können, dann sind sie in ihrem Elemente; macht man sie aber auf die Wurzel des Übels aufmerksam, so machen sie gleich wieder neue Gesetze und neue Strafen, um die Verbreitung der Wahrheit zu verhindern. Warum das? — Weil sie selbst sich von der Wurzel des Übels mästen, und nicht den Mut haben, einige ihrer besonderen Vorteile dem Wohle der Gesellschaft aufzuopfern.

Gegen die Begierde alles haben zu wollen, was ein anderer auch hat, sind die gröbsten Geschütze ihrer Gesetze gerichtet. Die, welche das Geld haben, laden und richten die Batterien der Gesetze und Strafen gegen die, welche es nicht haben. Die Folgen davon sind die gewaltsamen und listigen Beraubungen, welche sich die zuschulden kommen lassen, welche die Arbeit hassen, oder welchen sie nicht die nötigen Mittel zu ihrer Erhaltung gewährt. Der Starke beraubt den Schwachen öffentlich, und gibt der Beraubung einen nicht vom Gesetz strafbar gemachten Namen, als: Kontribution, Steuer, Eigentum, Spekulation, Zins, Pfändung, Prozeßkosten, Lohnverkürzung, Wucher und dgl. Der Schwache beraubt den Starken heimlicher Weise, und wird Betrüger, Dieb, Verfälscher usw. In unseren Kriminalakten wimmelt es von schauderhaften und komischen Geschichten solcher gegenseitigen Beraubungen; ja die Weltgeschichte selbst ist nichts als eine große Räubergeschichte, worin die ehrlichen Leute zu allen Zeiten die Geprellten waren.

Wenigstens die Hälfte unserer heutigen Ehen sind Geldspekulationen, worin Mitgift, Erbschaft, Hoffnung auf Ämter und frühen Todesfall eine Hauptrolle spielen. Trotz aller dieser unbestreitbaren Wahrheiten meinen einige Gelehrte: die Angriffe auf das Geldsystem seien der Sache der Freiheit schädlich!!!

Alles Blut und alle Tränen, mit welchen das Volk bisher den welken Baum der Freiheit aufzufrischen gedachte, waren

umsonst, weil seine Krankheit tiefer steckt als man bisher wähnte. Bis zu seiner Wurzel, Brüder, laßt uns graben, denn da birgt sich die Larve des Eigennutzes, da frißt sie verborgenerweise das Lebensmark des jungen Baumes und bringt ihn der Verwelkung nahe! —

Verächtliches Metall! Ausfluß der Hölle! der du das Samenkorn der Liebe in den Herzen der Menschen mit deinem siedenden Guß versengst wie der Sirokko die grünenden Matten paradiesischer Ebenen, möchte ein Wunder dich wieder in die Tiefen der Erde versenken, aus welchen dich der Eigennutz mit der Aufopferung des Lebens ganzer Völker hat hervorholen lassen.

Unnütze Schlacke! an welcher das Blut von Millionen klebt, die den armen Arbeiter mit Weib und Kind den Tod des Elends sterben läßt, weil sie dem Schwelger und Müßiggänger erlaubte, das Fett von ihren Suppen zu schöpfen und das Mark aus ihren Knochen zu saugen, die der Arbeiter in Tränen arbeitend und bittend empfängt und mit Fluch und Tränen wieder ausgibt, fort! verschwinde endlich aus der Gesellschaft, die dein Götzendienst entweihte!

Dein funkelnder Glanz ist das Widerleuchten der bitteren, heißen Tränen der Armen, der Witwen und Waisen. So bitter und heiß diese Tränen auf das Gepräge deines Fürstenbildes fielen, so haben sie dasselbe doch noch nicht erweichen können, denn es ist in ein kaltes Erz gegraben.

Totes Metall! dessen Zauberglanz den ersten Krieg entzündet, den ersten Dolch geschliffen und das erste Schaffott gebaut, verschwinde aus unserer Mitte, damit Verzeihung, Sicherheit und Friede ihre Wohnsitze wieder unter uns aufschlagen!

Falscher Götze! unter dessen Kultus die Schatten der Vorurteile, des Aberglaubens und der Unwissenheit der Menschheit Aufklärung, Freude, Licht und Leben rauben, entweiche von uns mit deinen Lügenpriestern, damit der Mensch wieder wisse, daß er Mensch sei und nicht geschaffen ist, sich selbst zur Plage zu leben!

Scheußlicher Klumpen! dessen sich die Ungerechtigkeit bediente, um das Heiligste zu verraten, der Millionen in die Kerker warf und auf die Schafotte schleppte, der einen Heiland an das Kreuz schlug, weil er seinen schädlichen Einfluß bekämpfte; sei verflucht von nun an bis zu ewigen Zeiten!

Das Verblühen stolzer Manneskraft zwischen feuchten und finsteren Kerkermauern ist dein Werk! Du hast die zitternde Hand des bleichen Verräters mit deinem Gewichte beschwert und seine Zunge verhindert, ein „Führe uns nicht in Versuchung“ zu stammeln. Du bist es, der diese hoffnungsvolle Jugend vor die Schlünde der Kanonen trieb, du hast sie gezwungen, kämpfend zu sterben, weil du ihnen verweigertest, arbeitend zu leben.

Die Träne der Wut, die im Auge des greisen Vaters blitzt, die des Kummers und der Angst, welche das Brot der Mutter netzt, die heißen Perlen, die auf den Busen der armen, verlassenen Schwester fallen, hast du ausgepreßt.

Ha! wie sie weinen, stöhnen, klagen und jammern in ihren verborgenen Kammern, diese armen, unglücklichen Geschöpfe, und keine Hülfe! Wie sie sich drehen und wenden auf dem dürftigen Lager der Entbehrung, während da drüben die Freude in Samt und seidenen Kleidern rauscht. Hier der herzzerreißende Schrei der Verzweiflung, dort der wilde Jubel der Ausgelassenheit.

Hier die feine Damenwelt, widerleuchtend vom Glanz der Juwelen und Perlen, die Kleider beschwert mit den kostbarsten Spitzen; dort nicht einmal der Fetzen einer wollenen Decke, um das arme, kranke Kind vor der Kälte der Jahreszeit zu schützen.

Hier die feinsten Weine, um die Lippen der müßigen Welt zu begießen; dort den Wasserkrug dem nach des Tages Last und Hitze erschöpften Arbeiter.

Hier weitläufige, reichgeschmückte Paläste für den Müßiggänger; dort dumpfe, finstere, stinkende Winkel für den Arbeiter.

Hört ihr, wie sie Geld schreien von einem Winkel der Erde bis zum andern?

Der Fürst und der Räuber, der Kaufmann und der Dieb, der Advokat und der Betrüger, der Priester und der Charlatan, alles schreit: Geld!

Und auch du, Bettler, schreist Geld?

Sie wissen und merken nicht, daß ihre Stunde kommt, die Stunde, wo es eine Schande sein wird, nach Geld zu schreien, und eine Sünde, welches erpressen zu wollen.

Armer Bettler! Bettle noch eine Weile fort mit deinem Bettlerverstande. Man hat dir in deiner Jugend dein Silber genommen, das du dir mühsam verdientest; geh, verlange von ihnen jetzt, da du nicht mehr arbeiten kannst, ihr Kupfer, weil

du dich denn doch an die Pfennige gewöhnt hast wie der Teufel an die Hölle. Es wird aber eine Zeit kommen, wo man nicht mehr schreien wird: Geld! Geld! sondern: Kein Geld! Kein Geld!

Es wird eine Zeit kommen, wo man nicht mehr bitten und betteln, sondern verlangen wird.

Zu dieser Zeit wird man große Feuer mit Banknoten, Wechseln, Testamenten, Steuerlisten, Miet- und Pachtkontrakten und Schuldverschreibungen anzünden, und in das Feuer wird jeder seine Börse werfen; der Arme sein Kupfer, der Wohlhabende sein Silber und der Reiche sein Gold.

Zu dieser Zeit wird die Tränenfeuchte der Bruderliebe wieder in das vertrocknete Auge des Eigennutzes zurückkehren, das Herz des Lasterhaften wird sich von einem nie gekannten Tugendgefühle ergriffen fühlen und der Gottesleugner ein Dankgebet zum Himmel schicken.

Heil denen, welche diesen Tag erleben! In den Annalen der Weltgeschichte wird sich kein zweiter solcher finden; denn das wird der Tag der Erkenntnis und Versöhnung sein!

Dann, Bettler, brauchst du nicht mehr zu betteln, und du, Dieb und Räuber, nicht mehr zu stehlen, du, Kaufmann und Krämer, nicht mehr zu verfälschen und zu betrügen; denn der Mensch wird den alten Menschen ausgezogen haben und die Gesellschaft wie von neuem geboren sein.

Aber noch haben wir eine schwarze Kluft zu durchschreiten, ehe uns das holde Gestirn des Tages der Wiedergeburt der Menschheit lacht. Noch wird manche frische Lebenskraft sich in dumpfer Kerkerluft verhauchen, manches Auge und manches Herz wird brechen, mancher kühne Streiter fallen, ehe dieses in Erfüllung geht. Noch manchen wackeren Verkünder des Prinzips der Harmonie und Freiheit wird das trügerische Netz des Mammons verstricken und seine jugendliche Tatkraft lähmen. Noch manchem armen erschöpften Wesen wird der bittere Mangel die letzten Lebenssäfte rauben, und das Elend die Wimpern feuchten; noch mancher alten Mutter wird die Sehnsucht nach dem einzigen, vom unerbittlichen Schicksal in die weite Fremde hinausgestoßenen Kinde das Herz brechen.

Aber auch mancher feurige Verfechter der guten Sache wird Leben, Wohlstand, Hab und Gut in die Schanze schlagen, und sich in die durch Gefängnis, Elend und Tod gelichteten Reihen der Verteidiger der Wahrheit drängen und

durch seine Kühnheit und Ausdauer den gesunkenen Mut der Schwachen und Kleingläubigen wieder aufrichten. Noch manches verjährte Vorurteil wird umgestürzt, mancher Zweifel beseitigt und manche Wahrheit enthüllt werden, ehe das Reich der Harmonie und Freiheit beginnt.

Zwei Wege sind es, die zum ersehnten Ziele führen; den geraden breiten und ebenen hat uns die Macht der Willkür, der Herrschsucht und des Eigennutzes verwehrt, und viele Mühen und viele Ausdauer sind nötig, um auf dem schmalen und schlüpfrigen Pfad, den wir betreten, zum Ziele zu gelangen. Aber nur kühn vorwärts gedrungen, Leidensgefährten, wir kommen doch dahin, und je größer die Mühe ist, desto süßer schmeckt der Lohn.

Seht ihr die unabsehbaren Massen, die uns nachdringen? Wenn auch von beiden Seiten des Zuges die Geschütze der Tyrannei, des Verrats und der Lüge einige darniederstrecken, unaufhaltsam dringen die übrigen nach, den Gefallenen tröstend zusprechend:

Kann dir die Hand nicht geben,
Dieweil ich eben lad';
Bleib du im ew'gen Leben
Mein treuer Kamerad.

Also vorwärts, Brüder! Den Fluch des Mammons auf den Lippen, laßt uns die Stunde der Befreiung erwarten, die unsere Tränen in erquickende Tautropfen, die Erde in ein Paradies und die Menschheit in eine Familie verwandeln wird.

Neuntes Kapitel.

Die Entstehung der Titelkrämerei.

Alle Kräfte des menschlichen Wissens wurden nun auf den Punkt geleitet, auf welchem sie imstande waren, den Begierden **einzelner** die größtmöglichsten Genüsse zu gewähren und ihnen da überall entgegengewirkt, wo sie den Begierden der Reichen und Mächtigen zum Wohle **aller** Grenzen zu setzen drohten. Bald hatte auf diese Weise die Genußsucht mit Hülfe des Geldsystems den Kreis der natürlichen Begierden erschöpft. Das nützliche Wissen genügte mit seinen Produkten des Neuen und Nützlichen den ungestümen, schrankenlosen Begierden der Reichen und Mächtigen nicht mehr; diese schufen sich daher in der Phantasie, was ihnen die Wirklichkeit nicht leicht und schnell genug gewähren konnte.

Je mehr man auf Unkosten anderer hatte und genoß, je mehr wollte man haben und genießen. Hatte man das beschwerliche Erwerben des Eigentums durch die Erfindung der Erbschaft und des Geldes beseitigt, so beseitigte man nun mit Hülfe der durch das Erb- und Geldrecht gewachsenen Macht auch noch die Erwerbung des Ruhmes, der Ehre, des Ansehens, der Gewalt und des Vorrechts; man machte sie erblich! Sie machen alles erblich, was zu verdienen sie nicht den Mut und die Kraft in sich fühlen.

Seitdem heißt es: der junge Prinz, der junge Graf, der junge Baron, der gnädige Herr, die gnädige Frau; ferner: Ew. Hochwürden, Ew. Gnaden, Ew. Majestät, Ew. Durchlaucht, Ew. Heiligkeit, Ew. Eminenz, Ew. Exzellenz, Ew. Pestilenz usw.

Uns, wenn wir soviel blaue Montage machen wie obige blaue Monate und Jahre, betitelt man: Faulenzer, Tagedieb, Vagabond, Landstreicher u. dergl.

Noch andere nennt man: Geheimräte, Legationsräte, Oberlandesgerichtsräte, Konsistorialräte Hofräte u. dergl.

Ob nun wohl unter 100 Bauern einer ist, der mir sagen kann, was denn eigentlich jeder der hier angeführten Titelmänner für Pflichten auf sich hat? Ich glaube es nicht. Ich befände mich in derselben Verlegenheit, wenn man mich z. B. früge, was denn ein Hofrat zu tun hat. Der Hofrat selber würde vielleicht bei einer solchen Frage noch verlegener werden als ich und die 100 Bauern.

Jedenfalls ist soviel gewiß, daß diese Herren, wenn sie sich wirklich mit etwas allgemein Nützlichem beschäftigen sollten, sich es jedenfalls dabei nicht sauer werden lassen. Das, was ihr Ämtchen und Titelchen Lästiges hat, übertragen sie einem Unterbeamten, Schreiber, Gehülfen, Assessor u. dergl. und das, was das Ämtchen Angenehmes hat und Funkelndes einbringt, das schieben sie in die Tasche.

Wenn ich in den großen Städten die vielen dekorierten Männer an Arbeitstagen sich müßig kreuzen sah, machte ich oft darüber Vergleiche so nach meiner Art. Zuerst dachte ich: Eigenlob stinkt, und wenn man geschickt, gelobt und geehrt ist, so soll man damit nicht prahlen, denn was ist widerlicher anzuhören, als das Herauskramen aller guten Eigenschaften, wovon manchmal die Hälfte übertrieben ist und das, was daran Wahres bleibt, eben darum wenig Glauben findet.

Sind diese bunten Ordensbänder etwas anderes als ebensolche faden Plackierereien? Wenn es Mode würde, daß die Meister einem geschickten Arbeiter ein buntes Band ins Knopfloch bänden, damit jeder an diesem Zeichen den Grad seiner Geschicklichkeit erkenne, wie würdet ihr einen solchen verhöhnen, wenn er auf der Straße daher stolziert käme, mit seinem Plackierfetzen im Knopfloch!

Wenn du Vorzüge vor andern hast, wenn du einmal der Menschheit etwas Nützliches und Wichtiges geleistet hast, so behalte es für dich; das schwatzhafte Maul wird dir dabei ohnehin manchmal zum Verräter und andern zum Ekel; was braucht es auch noch ein buntes Aushängeschild dazu!

Ein Schreiner hatte einem gefangenen Sperling ein rotes Läppchen auf den Kopf geleimt und ihn dann fliegen lassen; seit der Zeit mieden alle vereinzelten Spatzen seine Gesellschaft, und wenn sie in der Mehrzahl waren, verfolgten sie ihn, und das so lange, bis sie ihm den Kopf kahl gerupft und das Läppchen heruntergerissen hatten.

Meinethalben können alle diese Individuen mit ihren Titeln, Orden, Ämtern und Kappen auf einmal verschwinden, weder mir noch sonst einem Arbeiter der Erde würde der Kummer darüber die Haare bleichen. Könnt ihr von uns auch so sagen, ihr Titelkrämer?

Schwerlich! Nun, so müßt ihr wenigstens eingestehen, daß das daher kommt, weil ihr uns braucht und wir euch nicht.

Eure Existenz, sowie die aller Geldmänner werden wir gewahr an den unerschwinglichen Steuern, die wir zahlen müssen, an der Vermehrung unserer Arbeitszeit, sowie an der Verkürzung unseres Lohnes, außerdem wüßten wir nicht, daß es solche Vögel im Lande gibt, denn eure Titel sind unsern Ohren fremde, barbarische Töne.

Unsere Existenz könnt ihr nicht leugnen; eure Wohnungen, Möbel und Equipagen, eure Kleider, euer Schmuck und eure reichbesetzten Tafeln können davon Zeugnis geben.

Nicht wahr, das sind schlagende Beweismittel, die eine Partei von der andern hat; denn wir sind Parteien, das unterliegt gar keinem Zweifel; denn ihr verbraucht und wir bringen hervor! Ihr habt Ämter und Titel und wir nichts als unsern ehrlichen Namen! Ihr habt das Geld, und wir hätten es gern! Ihr habt das Recht, und wir immer unrecht, und zwar am meisten, wenn wir euch recht lassen!

Alle diese Herren, Herrchen und Herrlein mit den unnützen Ämtern, Ämtchen und Ämtlein hat uns das Geldsystem aufgepackt; und unsere Armut und Mühen sind der Dank dafür, daß wir sie nähren.

Und noch immer mehr neue Ämter und Titel werden erfunden, um darunter den Müßiggang zu verdecken, und die Schwelgerei, den Luxus und den Überfluß zu beschönigen. Alle diese Leute mit ihrer unfruchtbaren Arbeit und ihren überspannten Genüssen sind die Ursache der Vermehrung unserer Arbeit und der Verminderung unserer Genüsse.

Für sie alles, was ihnen gefällt; für uns der Rest!

Die feinen Bäckereien und künstlichen Zuckersachen, die köstlichen Pasteten, Wildbret, Geflügel, Fische und Südfrüchte, die feinsten Liköre und Weine und andere Schleckereien sind für *sie*!

Die herrlichen Paläste mit den Prunksälen, den kostbaren Möbeln, Gemälden und Teppichen; die elegantesten Häuser

in den schönsten Straßen der Stadt, die geräumigen, verzierten Wohnungen darin; die schönen Gärten mit den Fontänen und Marmorstatuen; die Treibhäuser mit den Orangenbüschen sind für sie!

Die Tapeten, Vergoldungen und Zieraten ihrer Zimmer, der getäfelte und gebohnte Boden derselben, die seidenen Vorhänge und der weiche Pflaum ihrer Betten, die kostbaren Spitzen ihrer Kleider, die oft zu einem einzigen Kleide jahrelange Arbeit kosten und in ein paar Tagen ausgedient haben, sind für sie!

Die feinen Handschuhe, die der elegante Herr und die elegante Dame nur einmal anziehen, und welche man der Näherin das Paar einen Groschen bezahlt, wobei sie dann, wenn sie fleißig ist, zwei Groschen des Tages verdienen kann; diese Handschuhe sind für sie, für ihr Nichtstun; das Tagelohn von zwei Groschen ist für uns, für unsere Weiber und für unsere kleinen Kinder, damit sie ja sich recht früh zum Krüppel sitzen, während die andern mit den Handschuhen einigemal spazieren gehen und sie dann wegwerfen.

Die verschiedenen prachtvoll gearbeiteten Waren, die künstlichen Gefäße von Gold und Silber, die Geschmeide mit den Diamanten und Perlen, die schönen und reichen Bibliotheken mit den prachtvoll gebundenen Büchern, die elegantesten Gasthäuser, die schönsten Ballsäle, die ersten Plätze in den Konzerten und Theatern sind für sie. Für sie sind die Heilquellen und Bäder; für sie die schönen Landhäuser; für sie der Genuß des Frühlings, das Leben auf Reisen; für sie die Kräfte unserer Arme und das Blut in unsern Adern; für sie unsere Jugend, und die Jugend und Schönheit unserer Mädchen und Weiber: für sie endlich alles, was notwendig, nützlich, angenehm und käuflich ist.

Alles das war für sie, und wer gibts ihnen? Wir. Warum? Wahrscheinlich, weil wir durch die lange Sklaverei zahme und feige Subjekte geworden sind. Wofür? Wahrscheinlich aus Dankbarkeit für die brüderliche Behandlung, der wir uns von ihrer Seite zu erfreuen haben.

Nun, wenn denn alles das für sie ist, was bleibt denn für uns, wir gehen denn doch nicht ganz leer aus?

Davon ist auch keine Rede, denn es gibt außer oben erwähnten Produkten noch genug andere, die niemand von denen will, die die oben erwähnten gewohnt sind.

Die schmutzigen Betten mit den groben Leinen und den harten Strohsäcken, die hölzernen Bettstellen voller Wanzennester sind für uns!

Die zerbrochenen wurmstichigen Möbel, die verfaulten Dielen und feuchten Wände, die schmutzigen, zerbrochenen Fenster mit der Aussicht auf eine kahle Mauer, eine Dachrinne oder einen Misthaufen sind für uns!

Die bloßen Füße in den Schuhen ohne Absatz und Sohlen, die dünnen Hosen ohne Boden oder mit geflicktem Hinterteil und Knien, die rot und grau gewordenen Hüte mit den schmutzigen und gebrochenen Rändern und weißen Kanten sind für uns!

Die irdenen Pfeifen mit dem schlechten Knaster, die verdorbenen, schlechten und verfälschten Weine, Fuselbranntweine und der Wasserkrug sind für uns!

Die Würste von verdorbenen Fleischbrocken, erfrorene Kartoffeln, alte, holzig und bitter gewordene Rüben sind für uns!

Das Fleisch alter Kühe, die keine Milch mehr geben, die Kälber, die in der Geburt geschlachtet werden, und die Schafe, die an Altersschwäche sterben, sind für uns!

Alles, was verdirbt und sauer wird, ist für uns, da können wir sicher darauf rechnen; wer will es sonst essen, wenn es das arme und arbeitende Volk nicht ißt; wer es kochen, als die, welche die letzte Spekulation machen, welche aus den paar Pfennigen, die wir für unsere Nahrung ausgeben, auch noch einen Gewinn herauspressen müssen, um in unserer verkehrten Organisation der Gesellschaft leben zu können.

So wird außer den täglichen Sorgen und Plagen auch noch immer einer dem andern zur Last, zum Ärger und zur Plage, ohne daß sie selber schuld wären. So hat man nach und nach dem arbeitenden Volke aus dem Paradiese dieser Welt ein Jammertal geschaffen, voller bitterer Elendskräuter und heißer Tränenquellen.

Alle diese Tränen des Elends, von welchen der Reiche und der Wohlhabende nichts wissen, fließen aber doch, und zwar stärker als wir selber es beschreiben können; denn der Leidende geht nicht im höchsten Gefühl des Schmerzes auf die öffentlichen Plätze oder zu einem Freund, sich auszuweinen; da sucht er im Gegenteil seine Tränen zu verbergen und Heiterkeit zu heucheln. Im stillen Winkel seines Hauses, auf seinem

harten Lager, auch wohl auf einsamen Spaziergängen, da fließen seine Tränen, unbemerkt von Freund und Feind, unbemerkt von dem Priester, der auf die himmlischen Freuden vertröstet, wenn einen die irdischen Leiden zu Boden drücken, unbemerkt von dem Richter, der unsere Schilderung zu grell findet, weil er keine Gelegenheit hatte, davon die Erfahrung zu machen; unbemerkt von dem reichen Verschwender, der kaum an die Möglichkeit der Tränen des Elends glaubt, so wenig wie an die Tränen seines Reitpferdes oder seines Hundes.

Was kann jemand, der im Wohlstand lebt, von unserm Elend urteilen; er kann unmöglich einen wahren Begriff davon haben. Stellt mir, wenn ich euch so die Bilder des Elends male, gute Speisen und Weine auf den Tisch, gebt mir überhaupt viel Geld und eine liebenswürdige Frau, ob ich da wohl imstande wäre, die Bilder des Elends und der Bedrückung der Wahrheit getreu aufzufassen; ich glaube es nicht, denn die Gegenstände, die uns umgeben, die Lebenslage, in der wir uns befinden, üben einen bedeutenden Einfluß auf uns, und der Mensch, der sich mit seinen persönlichen Interessen beschäftigt, ist nicht imstande, ein kräftiges Unternehmen für die allgemeinen Interessen zu wagen. Merken wir uns das genau. Es wird in Ewigkeit nicht besser, solange das Volk die Leitung seiner Interessen Leuten anvertraut, die reich sind und bleiben wollen, oder die gutbezahlte Ämter haben und nach noch höheren streben.

Zehntes Kapitel.

Das Soldatenwesen.

Das ist eine lebendige, willenlose Maschine, aus unserem besten Mark, Blut und Knochen zusammengefügt und bestimmt, unsere besten Knochen zu zermalmen, unser bestes Blut zu vergießen und uns unser bestes Mark auszupressen. — Die Gewaltigen geben den Plan, nach welchem die Bevorrechteten diese Maschine in Bewegung setzen; der seßhafte Bürger liefert dazu sein Geld, das arbeitende Volk die Blüte seiner Jugend, den Rest seiner Gesundheit und seines freien Willens. Witwen und Waisen bezeichnen das Ganze mit ihren Tränen. —

Die Arbeit dieser Maschine ist Schrecken, Greuel, Verwüstung und Krieg!!!

Soviele Sterne am Firmamente leuchten, soviele Sandkörner das Meer an seine Ufer spült, soviele Herzen hat der Krieg zerrissen, soviele Stützen hat er gebrochen, soviele Lebensflammen erloschen.

Soviele Tautropfen an den Gräsern hängen, soviel Tränen hat er der leidenden Menschheit erpreßt, und noch gar viele wird er erpressen, ehe er von der Weltgeschichte seinen blutigen Abschied nimmt! —

Hast du Lust Soldat zu werden, junger Bursche? So gehe hin und siehe dem Exerzieren und dem Kasernenleben eine Weile zu. Ich will dir einige Beispiele davon vor die Augen führen. Wisse, auch mir pocht das Herz wie dir beim Klange der rauschenden Musik, auch mich hätte der majestätische Marsch der Truppen in deinen Jahren bald ins Garn gelockt.

Es ist nicht alles Gold was glänzt; denken wir uns darum einen Augenblick den Zauber der Musik und die majestätische Haltung der Truppen hinweg und durchmustern wir kaltblütig den Rest.

In Preußen z. B. ist es dem Vorgesetzten verboten, den Soldaten zu schlagen; deshalb aber machen jene doch, was sie

wollen. Ich sah einen Unteroffizier einigen stämmigen Bauernburschen, welche er exerzierte, unter dem Vorwande, daß sie nicht gut schultern, mit dem Gewehr zu wiederholten Malen vorne auf den Achselknochen schlagen, daß den Kerlen die Tränen aus den Augen liefen vor Schmerz. Da sollten sie nun das Gewehr so stark aufschlagen, daß man den Ladestock beim Schultern klirren hören konnte. Schönen Dank vor eurer Marterschule! Ihr schlagt die Leute nicht. Nein! das war nicht geschlagen! — Der Arm, den mir in Potsdam ein Grenadier von der Garde zeigte, war auch nicht geschlagen! Stellt euch vor: oben an dem Achselknochen sah ich eine harte Rinde, wie sie der Schneider am Fußknöchel vom Sitzen und der Schmied und Schreiner an den Händen vom vielen Arbeiten bekommen; dann war der ganze linke Arm von oben bis unten herunter braun, rot, blau und grün; er spielte alle Farben, und dieser Mensch hatte doch seit acht Wochen schon nicht mehr exerziert. Na! dachte ich mir, wenn ihr Soldaten braucht, so kauft euch welche. Ein andermal sah ich einen preußischen Unteroffizier, welcher bald hinter bald vor der Front die vorstehenden Füße und Knien mit der Kolbe zurecht stieß. — Das ist alles nicht geschlagen!

Einer der gestoßenen Rekruten mochte vielleicht eine Miene des Schmerzes gemacht haben — der Mensch ist doch, hols der Teufel, nicht von Holz — oder konnte ihn der Leutnant nicht leiden, kurz und gut, das blutjunge adelige Bürschchen sprang herbei und zog den erwähnten Rekruten unter höhnischen Reden bei der Nase und den Ohren und grinste ihn ungefähr dabei so an: Ah sooooooo!!! Bengel! — Bengel!! — Flegel!!! — Dir ist es wohl nicht anständig? — Du willst wohl noch den Mucker spielen? — Verziehe mir eine Miene, so holt dich das Donnerwetter! — Rechnet nun noch dazu die Betonung des Spottes in den Worten und die Verhöhnung in den Mienen, welche der andere geduldig hinnehmen und sich dabei an der Nase ziehen lassen mußte von dem jungen Laffen, stellt euch dies alles so gehässig wie möglich vor, so habt ihr das Bild, von dem ich Zuschauer war. — Na, guten Appetit! dachte ich mir. Wohl bekomme euch Preußen die Geißel des Hohnes! und euch Österreichern, die Spießruten.

Unter den preußischen Unteroffizieren gibt es viele verheiratete. Diese nun sind gezwungen, alle Löcher auszustöbern, wo es etwas für sie zu krebsen geben kann; denn von ihrem

knappen Sold können sie kaum ein Glas Schnaps zu ihrem Kommisbrot trinken. Da müssen denn nun wieder die armen Rekruten herhalten und Gnade Gott dem, der zufälligerweise ein armer Teufel ist und nicht spicken kann, dem wird strenge auf die Finger gesehen; der wird kujoniert bis aufs Blut und folglich auch oft bestraft. Ich habe einigemal solcher moralischen modernen Folter mit beigewohnt, die um so empörender ist, als der Rekrut oft ein gebildeter, geschickter Handwerker und der Unteroffizier ein roher Klotz ist, der, weil er keine Gelegenheit hatte, ein geschickter Arbeiter zu werden, vorzog, Soldat zu bleiben; der von der ABC-Fibel zu der Mistgabel und von der Mistgabel zum Gewehr gegriffen; der von seiner Hütte auf seinen Acker gegangen und von seinem Dorf in sein Regiment eingetreten ist.

Wenn dann ein solcher sich verheiratet und einen Rekruten bekommt, der nicht spicken kann, da hört man denn oft die Worte: Gerade gestanden! sonst soll dir das Ungewitter in den Magen fahren! — Steht der Geisbock da als wenn er Zwirn wickeln wollte. Fest angepackt das Gewehr! es zerbricht nicht! oder: Glaubst du Schneider, du hast eine Nähnadel in der Hand! — Schuster! Schuster! hast du Pech an den Fingern? Das geht ja, kommst du heute nicht, so kommst du morgen. Rasch geschultert! Eins! Zwei! Drei! Wenn es ein Pechdraht wäre oder was zu fressen, da würde es wohl besser gehen usw. — Dieses alles ist mit der Miene des Spottes oder der Wut ausgesprochen und mit Betastungen, Schütteln und Stößen begleitet und darf nicht mit einem Laut, mit keiner Bewegung und keiner Miene erwidert werden. Es gibt allerdings Ausnahmen unter den Unteroffizieren; ich selbst habe einen gesehen, unter dessen Leitung die ganze Korporalschaft mit heiteren, freundlichen Mienen exerzierte; aber dieses sind Seltenheiten, und niemand kann darauf rechnen, einen solchen zu bekommen.

Es heißt freilich, der Soldat hat das Recht, seinen Vorgesetzten zu verklagen, wenn ihm zu viel geschieht; die Soldaten wissen indes recht gut, was an diesem Verklagen ist. Ein solcher wird für einen Schwätzer und Angeber bekanntgemacht — was er natürlicherweise dann auch ist — nnd dann von jedem Unteroffizier, dem er von neuem zugeteilt wird, mit Mißtrauen und Verachtung behandelt; denn wenn der Unteroffizier auch wirklich ein guter Teufel wäre, so hat er doch Furcht, daß ihn der Neuangekommene nicht auch eines Fehlers

wegen bei den Obern anzeigt und hält ihn deswegen unter strenger Aufsicht. Mit dem Rechtsuchen bei den Obern ist es also doch soviel wie nichts, damit verschlimmert der Rekrut eher seine Lage, als daß er sie verbessert. Die Strafen gegen solche, die sich im Zustande höchster Gereiztheit gegen ihre Vorgesetzten in Worten oder tätlich vergehen, sind so fürchterlich streng, daß es in einem solchen Falle fast gleich ist, welchen Grad von Widerstand gegen seine Obern er sich zuschulden kommen läßt; denn die Folgen jedes Widerstandes sind beinahe immer die Vernichtung des ganzen künftigen Lebensglückes des handelnden Individuums. Das Ende des Dramas eines solchen durch die schlechte Behandlung hervorgerufenen Widerstandes ist auch fast immer Gefangenschaft und Tod.

In Wien vergeht kein Monat, in welchem nicht einer oder einige von der Garnison wegen Mordes oder der Widersetzlichkeit gegen ihre Obern wegen gehenkt werden; andere desertieren, noch andere erschießen sich, und diese letzteren sind in der Anzahl nicht unbeträchtlich. So lustig ist das Militärwesen! — Alle diese fürchterlichen Strafen hat man ersonnen, um die Leute durch Furcht und Schrecken zu einer willenlosen Maschine zu machen. Aber immer gelingt der Plan nicht, das haben wir nach den dreißiger Jahren gesehen. In Hanau weigerte sich ein ganzes Bataillon, auf das Volk zu feuern; ein andermal marschierte im Hannoverschen ein ganzes Regiment statt gegen eine im Aufstande begriffene Stadt, den Befehlen seiner Offiziere zuwider, gerade den entgegengesetzten Weg; noch ein andermal weigerte sich ein Teil der preußischen Landwehr in Görlitz, nach der polnischen Grenze zu marschieren; andere 400 preußische Polen, die man unter die Garnison einer preußischen Festung stecken wollte, kehrten auf halbem Wege dahin um und gingen wieder nach Hause. Und die Militärverschwörung im Württembergischen, von deren Opfern die Gefängnisse damals voll waren! Das war damals eine kritische Zeit für die alten Institutionen; aber der Epoche haben Männer gefehlt, die sie zu benutzen verstanden. Bei der ganzen Bewegungspartei war kein Kopf am rechten Platze, und keiner von denen, die sich bemerkbar machten, brachte etwas zustande oder wagte etwas zustande zu bringen, das geeignet gewesen wäre, auf das Geschick Deutschlands und der Menschheit einen Einfluß auszuüben. In Spanien und Portugal trat man kräftiger auf. Hier bewerkstelligten die gemeinen Soldaten

einige Male Revolutionen für eine politisch-radikale Sache. Einmal sahen wir hier einen Leutnant mit 500 Mann ohne alle übrigen Offiziere sich im Posthause verschanzen und der ganzen Garnison Schach bieten; ein andermal waren es die Soldaten und Unteroffiziere eines im Palaste bei Madrid die Wache habenden Regiments, welche die Königin zwangen, die Konstitution zu beschwören. Die Offiziere hatte man unterdessen eingesperrt. Das Unternehmen gelang und die Rebellen wurden in der Folge zu höheren Graden befördert. Wäre es nicht gelungen, so hätte man sie erschossen. Auf dem Wege der Revolution bringt jeder Stillstand Verderben. Wer hier den ersten Schritt tut, muß auch schnell die folgenden tun.

Wer weiß, was in den nächsten Ereignissen geschehen kann?

In den Tagen der Krisis ist ein einziger Mann, sei er noch so einfach, unberedt und schlicht, imstande, unglaubliches zu leisten, wenn er Mut und Geistesgegenwart hat; besonders bei einem Volke, dem Aufstände und Revolutionen etwas Neues sind.

Wer weiß, welche Ideen in den jungen Köpfen brüten, welche uns die dreißiger Jahre herangebildet haben, und welche Gelegenheit ihnen noch geboten wird, ihre Tatenlust zu befriedigen.

Ich habe oben in bezug auf den Unfug und die Barbarei beim Militärwesen vorzüglich das preußische berührt; nun fällt mir aber just ein Fall ein, der im Österreichischen stark gebräuchlich ist und den ich um keinen Preis hier mit Stillschweigen übergehen will, weil vielleicht außer mir niemand sich die Mühe nimmt, auf dergleichen Unfug aufmerksam zu machen.

Ich hatte in Wien einen Kameraden, einen Prager, dieser bekam eine Zustellung, um bei der Konskription zu erscheinen. Dazu hatte er wenig Lust und erkundigte sich deshalb, was da zu tun sei. Ja, sagte man ihm, Sie müssen zu einem Konskriptionsarzt gehen und sich ein Zeugnis geben lassen, daß Sie untauglich zum Militärdienst sind, das kostet, glaube ich, fünfzig Gulden. Gut! der geht und erkundigt sich und findet auch einen solchen, der ihm zugleich sagt, wieviel Geld er ihm geben müsse. Den andern Tag fragt ihn der Meister: Na, haben Sie einen gefunden? Ja, sagt er, er verlangt aber so und soviel. A, bah! antwortet der Meister, da gehen Sie zu dem und dem, der macht es billiger. Na! dachte ich mir, da wird ja um das

Bestechen und Spicken der Beamten noch öffentlicher verhandelt, als um den Verkauf alter Kleider! Der geht darauf zu dem frisch rekommandierten Arzt und will da noch mit ihm handeln. Nein! antwortet ihm der, da kann ich nichts herunterlassen; denn wir sind unser drei, ich und der Konskriptionsleutnant und der — da weiß ich nicht mehr wer, kurzum, es war noch ein solcher Kerl. — Wenn Ihnen, fuhr der Arzt fort, einer von denen seinen Teil billiger läßt, will ich es auch tun. Wie er sah, daß es keine Möglichkeit war, ein falsches Attest billiger zu bekommen, gab er ihm das Geld hin und erhielt darauf seinen Schein, wobei er ihm bemerkte, wie er oben bei der Untersuchung sagen und wie ers machen müsse, wenn er ihm dieses oder jenes Glied untersuche. —

Ich traute kaum meinen Augen bei der öffentlichen Verhandlung solcher Spitzbüberei. Der arme Kerl, mein Kamerad, der sich seine paar Kreuzer so sauer hat verdienen müssen, mußte sie so schändlicherweise den kaiserlichen Beamten in den Rachen werfen.

Warum, frug ich, riskieren aber diese Beamten so leicht eine Angeberei? Weil nur der Angeber sein kann, welcher gespickt hat, und dieser dann vom Gesetz bestraft wird, antwortete man mir!! —

Welche ungeheure Last die stehenden Heere auf das arme ausgesaugte Volk werfen, und was durch sie alles verloren geht!

Die besten Kräfte, die rüstigsten Arme, werden der Gesellschaft entzogen, um sie in einem dem Wohle aller schädlichen Wirkungskreise, für die Sicherung der Vorrechte unserer Tyrannen zu vergeuden.

Wenn man die verschiedenen Armeen Europas zusammenzählt, so findet man die Zahl von ungefähr zwei Millionen Soldaten.

Diese, aus den kräftigsten Individuen bestehend, schaffen nicht nur allein nichts Nützliches, sondern die übrigen minder kräftigen müssen auch noch den Unterhalt dieser, in die Zerstörung von Leben, Arbeit und Eigentum eingeübten zwei Millionen herbeischaffen.

Da ist es wahrlich kein Wunder, wenn das Elend fürchterlich überhand nimmt! Nicht genug, daß das Volk ganze Herden Faultiere und Vielfräße erhalten muß, auch noch ganze Armeen kräftiger Jünglinge, die man der nützlichen Arbeit entzogen und gezwungen hat, das System der Unter-

drückung zu verteidigen, muß es füttern, herbergen und kleiden. —

Es ist entweder zum Totlachen oder zum Tollwerden! ärgern kann man sich darüber bald nicht mehr. Die verschiedenen Armeen werden von den verschiedenen Machthabern in den Krieg geschickt, und im Rücken derselben schreien die Pfaffen vor den Altären und von den Kanzeln: Gott ist mit uns, mit der gerechten Sache! Aus dem Wirrwarr soll sich nun der liebe Gott herausfinden! die Sache eines jeden Tyrannen soll er für gerecht halten und ihr als einer solchen den Sieg verschaffen: um Lappalien soll er sich bekümmern, als: König, Grenze, Sprache, Vaterland; Lappalien, die nicht er, sondern die Vereinzelung des Menschen von dem Menschen, ihr Eigensinn, ihre Dummheit und Herrschsucht herangebildet hat.

Da wollen sie unsern Herrgott zum Mitschuldigen ihrer Albernheiten machen, gleichsam um dieselben dadurch vor den Augen des geblendeten Volkes zu heiligen.

Wie lange wird denn die Komödie noch gespielt werden! — Es wäre wahrlich Zeit, die Faxe ginge zu Ende.

Elftes Kapitel.

Vaterland, Grenzen und Sprachen.

Vaterland! süße Täuschung! heilig gewordene Lüge! die mit bezaubernden Enthusiasmus die Herzen der Menschen umstrickt, ihren Verstand umnebelt und ihre Sinne verwirrt; die den wütendsten Feinden des Fortschrittes und der Freiheit aller zum letzten Notanker ihrer Irrtümer, zum Rettungsbalken ihrer Vorrechte dient; alte zweideutige Überlieferung! den Schleier herunter, den der Staub der Jahrtausende bedeckt, damit man sehe, wes Geistes Kind du bist!

Was ist denn nun eigentlich das, ein Vaterland? — Was ist das, Vaterlandsliebe? — Jetzt wird der Wirrwarr angehen.

Wie es da vor mir liegt auf der Karte von Europa mit seinem buntberänderten Kleid! und alle diese Schwestern in mehr oder minder weiten Grenzen rund herum! Und überall Regierungen, Polizei und Pfaffen, welche ein Interesse haben, jedem Menschen zwischen diesen buntbegrenzten Ländern seinen Teil Vaterlandsliebe gegen einen dafür zu erstickenden Teil Menschenliebe anzuweisen.

Untersuchen wir nun, auf welche Weise diese trügerische Komödie ihren Anfang genommen hat und wie diese Grenzen entstanden sind.

Wenn wir auf den Anfang der deutschen Geschichte zurückgehen, so finden wir, daß viele hundert Jahre vor Christi Geburt kühne Völker von den Gebirgen des Kaukasus herniederstiegen, aus dem Morgenlande und vom schwarzen Meere herangezogen kamen und sich endlich nach langem Umherziehen in den Gegenden niederließen, welche einen Teil des heutigen Deutschlands bilden.

Diese da hatten nun unstreitig noch keinen Begriff vom Vaterland, sowenig als überhaupt die Nomadenvölker, die die

ganze Zeit ihres Lebens aus einer Gegend in die andere ziehen, davon einen haben können. Sie kamen nur, um Nahrung für sich und ihre Herden zu finden, welche ihnen das unbewohnte, mit dichten Waldungen bedeckte Land im Überflusse bot.

So lange dem Menschen die Arbeit noch nicht nötig war, um zu leben, zog er mit seinen Herden und Waffen von Tal zu Tal, von Wald zu Wald; in den fruchtbarsten Gegenden immer am längsten verweilend.

Je mehr sich nun diese herumziehenden Hirten- und Jägerstämme vermehrten, um so mehr stellte sich auch auf den steten Umzügen bei einzelnen Haufen derselben Mangel ein, je nachdem dieselben mehr oder weniger gute Beute auf der Jagd gemacht oder gute Weiden für die Herden gefunden hatten.

Da machte die Not den Menschen vorsichtig und erfinderisch, man blieb in guten Gegenden, weil man befürchtete, in noch schlechtere zu geraten und dann beim Rückzug die früher bewohnten von andern Stämmen besetzt zu finden.

Mit Widerwillen fügte man sich damals in die bittere Notwendigkeit, feste Wohnplätze suchen zu müssen; weil dadurch die persönliche Freiheit bedeutend beschränkt wurde. Allein da die Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen dem Unterhalt und der Freiheit der herumziehenden Haufen immer gefahrdrohender wurden, so machte man aus der Not eine Tugend, wählte zwischen zwei Übeln das kleinste und kettete seine Existenz an die Erdscholle, welche sich die verschiedenen Stämme je nach errungenem Siege oder erlittener Niederlage markierten.

Das genügte nicht; man erfand den Ackerbau und das Eigentum. Notwendigkeit, Unwissenheit und Irrtum fesselten den Menschen nun immer fester an die Scholle.

Dies war der erste Prospektus vom Vaterland; der Begriff selbst ließ hierauf nicht lange mehr auf sich warten.

Mit dem Begriff des Eigentums war auch der des Diebstahls innig verbunden. Um nun dem Eigentum der ersten Diebe oder Besitznehmer mehr Sicherheit zu gewähren, erfand man die Gesetze, unter andern vorzüglich das Erbschaftsgesetz. Dieses sicherte das in Grenzen abgesteckte Land jedes einzelnen den Kindern desselben. Auf diese Weise erbten die folgenden Generationen das Land von ihren Vätern und nannten es daher Vaterland. —

Der richtige, ursprüngliche Begriff vom Vaterland ist also ein vom Vater auf den Sohn vererbtes Stück Land; ein Eigentum. Folglich hatte doch nur der ein Vaterland, welcher entweder für sich ein besonderes, oder ein mit andern gemeinschaftliches Eigentum hatte.

So gab es bei den einzelnen Stämmen noch viele, welche sich nicht an ein eingezäuntes Stück Land fesseln wollten und vorzogen, von der Jagd zu leben, so wenig sie ihnen auch einbrachte. Diese da benutzten das ganze, zwischen den Grenzen des Stammes gelegene, noch nicht von einzelnen in Anspruch genommene gemeinschaftliche Land als ihr gemeinschaftliches Eigentum; sie hatten also doch auch einen Teil am Lande der Väter, am Vaterland, welcher ihren Lebensunterhalt sicherte und folglich auch die Grundbedingung ihrer Unabhängigkeit war.

Wer also ein Vaterland hatte, hatte auch ein Eigentum, oder doch die Freiheit und die Mittel, Eigentümer zu werden; wer diese nicht hat, hat kein Vaterland. Das merkt euch, ihr Vaterlandsverteidiger!

Den Begriff Vaterland haben wir jetzt definiert, nun wird es nicht schwer fallen, die Vaterlandsliebe zu definieren.

Wie schon bemerkt, so war in den Urzeiten dem freiheitsliebenden Menschen nichts mehr zuwider, als das Ansiedeln auf einer begrenzten Erdscholle. Erst später, nachdem die Menschen sich auf einigen Punkten stark vermehrt hatten, entschloß man sich dazu, eben darum, weil man auf den steten Umzügen Mangel litt.

Manche flohen aus Furcht vor andern kriegerischen Stämmen in die tiefsten Wälder und machten sich hier seßhaft, unbemerkt von ersteren. Diese machten sich nicht so leicht seßhaft. Sie liebten die Freiheit und fanden kein anderes Mittel, sie sich zu sichern, als die Jagd und den Krieg. Sie kannten und respektierten weder Eigentum noch Erbrecht und Vaterland. Sie waren überall in ihrer Heimat und nahmen alles in Besitz, was ihnen in die Hände fiel. Daher überall Krieg, wo sie mit andern Stämmen in Berührung kamen, überall Raub, wo sie siegten. — So geschah es, daß friedliche, Ackerbau treibende Völker von andern herumziehenden kriegerischen Stämmen verdrängt oder zu Sklaven gemacht wurden. Im letztern Falle mußten sie dasselbe Land, welches sie früher ihr Eigentum genannt hatten, zum Vorteil ihrer neuen Herren bearbeiten, welche sowohl das eroberte Land als die gefangenen früheren Bewohner desselben unter alle Krieger teilten.

Das war der Charakter der Kriege des Altertums, man nahm seinen Feinden das Land, machte die übrigbleibende Bevölkerung zu Sklaven, und teilte sowohl Eigentum als Menschen unter die Sieger, sodaß jeder seinen Teil davon bekam.

Wer sich in diese Umstände recht lebhaft hineindenken kann, dem wird die feurige Vaterlandsliebe der Urahnen leicht begreiflich werden. Sie hatten bei jedem Kriege alles zu verlieren, was sie an das Leben fesseln konnte. Den Boden, das Eigentum, was jedem Nahrung und Unabhängigkeit gewährte, konnten sie sich nur durch die tapfere Verteidigung ihrer Vaterlande, oder was dasselbe war, ihrer Erbgüter, erhalten.

Was aber haben wir heute von den fremden Feinden zu befürchten, das wir nicht auch alles von den innern zu befürchten hätten? —

Uns nimmt der auswärtige Feind kein Eigentum mehr, denn der innere hat uns schon ausgeplündert. Uns schlägt man nicht mehr tot, um uns auszurotten, seitdem wir gewohnt sind, uns für sie zu Tode zu arbeiten.

Welche Liebe kann heute wohl der zum sogenannten Vaterlande haben, der nichts darin zu verlieren hat, was er nicht in allen fremden Ländern wiederzufinden imstande ist? — Ist doch das Vaterland nichts anderes als das Land vom Vater, das Erbteil, was ein jeder zur Sicherung seines Unterhalts und seiner Unabhängigkeit von den Launen anderer nötig hat; wenn ich nun aber dies nicht habe, oder darin, um zu leben, genötigt bin, zum Vorteil anderer zu arbeiten, damit diese um so gemächlicher den Herrn spielen können, wie kann ich es denn da lieben? —

So ein Vaterland, das alle seine Glieder und keine Müßiggänger nährt, laß ich mir gefallen, für das ist es wohl der Mühe wert, gegen die Ungerechtigkeit zu kämpfen; für solch ein Vaterland kann man schon Leben, Blut und Freiheit wagen; aber unseres? Großer Gott, haben wir denn wirklich ein Vaterland? Falsche Heuchler, die ihr seid, ihr wißts recht gut, daß wir keins haben, wollt aber nicht, daß wir es einsehen sollen. Zu fordern hätten wir freilich eins und das mit großem Rechte, Fremdlinge hätten wir hinauszutreiben, Landsleute hineinzurufen. Wir hätten notwendig, den Besen zu nehmen und damit einmal wieder gehörig reine Bahn zu fegen; doch davon zu seiner Zeit ein Wort.

Leider habt ihr uns vom Vaterland nichts weiter gelassen, als den Namen, den aber werden wir euch bald vor die Füße

in den Kot werfen und uns unter das Banner der Menschheit flüchten, welches keine Hohen und Niederen, keine Armen und Reichen, keine Herren und Knechte unter seinen Verteidigern zählen wird.

Heute sind wir in unsern eigenen Vaterlande von Feinden umgeben, die so schlimm und tyrannisch sind als die fremden. Die Sklaverei, unter die sie uns geschmiedet, ist die der Armen unter der Geißel des Reichen, die der Arbeit unter der Willkür des Geldsystems.

Der Tod, den sie uns sterben machen, ist der langsame Tod der Erschöpfung und Entbehrung, und das Elend, das wir dulden, ist das Elend der Knechtschaft unter dem Hohngelächter übermütiger Herren.

Und das sollen Landsleute sein? Blutegel sind es, fremde Tyrannen, die unser Land gestohlen haben, ob durch List oder Gewalt, das ist gleich. Das sind keine Landsleute, diese falschen Patrioten, die sind uns fremder als der Kosak und der Franzose.

Fremd sind sie unsern häuslichen Familienzirkeln, fremd unsern Mühen und Arbeiten, die sie nicht teilen.

Fremd sind sie unserm Glauben, den sie heucheln und verspotten, fremd und feindselig unserer Hoffnung und unserer Liebe.

Fremd sind sie unserm Fleiß, denn sie sind Müßiggänger; fremd sind sie unserer Entbehrung, denn sie sind Verschwender.

Fremd sind sie allem, was uns notwendig, uns nützlich ist, fremder und feindseliger als der Kalmuck und der Franzose.

Fremd sind sie unsern Sitten, fremd werden sie sogar unserer Sprache; fremd sind und werden sie allem, was uns lieb und wert ist. Also, wenn das Vaterland frei werden soll, hinaus mit den Fremden.

Was! — könnten sie uns hier antworten — wer ist Fremder, doch wohl nicht wir! denn unser gehört das Land, ihr aber seid da, es zu bebauen und zu verteidigen. Eure Ahnen waren gemachte fremde Sklaven, später wurden sie Leibeigene, und noch später ließen wir sie frei und sie wurden, was sie jetzt sind, Bauern oder Handwerker.

Gut, mag sein, so ist immer der Schluß, daß wir uns einander fremd sind, daß unsere Interessen einander schroff gegenüberstehen, und daß wir darum bald an etwas anderes denken werden, als an die Verteidigung eures Wohlstandes und unseres Elends, welchen Zustand ihr Vaterland nennt.

Damals verteidigten die Völker das Land ihrer Väter selbst und brauchten keine Sklaven dazu, weil sie sich fürchteten, dieselben möchten die Waffen gegen ihre Unterdrücker kehren; heute haben sie es in der Kunst zu zähmen schon so weit gebracht, daß die Großen, Reichen und Mächtigen, wenn sie ein Interesse zu verfechten haben, ihre Herden Sklaven gegeneinander schicken und sich zu Hunderttausenden abwürgen lassen, ohne daß es denselben einfiele, einen nützlichen Gebrauch von den ihnen anvertrauten Waffen zu machen.

Wie man einen jungen Hund abrichten kann, auf ein gewisses oft ganz unbedeutendes Zeichen in Wut zu geraten, ebenso den Menschen. Eine Nationalfarbe, ein Wappen, ein Fürstenname dienen oft dazu, ganze Völker auszusaugen und blutgierig gegen einander zu hetzen.

Alle Vorurteile und Leidenschaften des großen Haufens werden aufgeregt, um ihn im Namen der Vaterlandsliebe und der Nationalität zu einer willenlosen Maschine zu formen, welche die Eitelkeit und Herrschsucht dann mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit regieren kann. Da ziehen sie denn hin zu Hunderttausenden gegen den vermeintlichen fremden Feind, welcher auch nichts anderes ist als eine lebendige willenlose Maschine, aus Arbeitern bestehend, die man mit List und Gewalt vom Pflug und aus der Werkstatt gerissen, um mit ihnen ein blutiges Drama zu spielen.

Während der Zeit sitzen die Herren hinter beiden sich in wilder Leidenschaft feindselig zerstörenden Heeren und raffen alle im Lande aufzutreibenden Jugendkräfte, alle mit so vielem Fleiß aufgespeicherten Schätze zusammen, um das Feuer des Krieges immer wilder anzuschüren und immer mehr Materialien zu seiner Nahrung herbeizuschaffen.

Das Vaterland ist in Gefahr! schreien sie. Das wissen wir leider nur zu gut, seit ihr es unverschämterweise zu eurem ausschließlichen Eigentum gemacht. Die Ehre ist in Gefahr! — Was, die Ehre! Nun, da könnt ihr ja bald abhelfen, wenn es euch damit Ernst ist; die unsere ist schon lange in Gefahr; seit man dieselbe in die Hände des Eigennutzes überlieferte; seit man das Eigentum, die Erbschaft und das Geld erfunden; seit man die vielen Gesetze machte und die vielen Gefängnisse, Zucht- und Armenhäuser baute. Die Religion ist in Gefahr! — Puh! Puh! — Wem wollt ihr denn das heute noch weiß machen? Unser Eigentum ist in Gefahr! Desto besser, da

wißt ihr doch, wie es einem zu Mute ist, der gar keines hat. Desto besser! dann haben wir wieder Hoffnung, euch zur Einsicht zu bringen und wieder Freunde zu werden.

Nun, seht ihr wohl, ihr mögt nun künftig schreien: das Eigentum, die Ehre, die Religion, das Vaterland usw. ist in Gefahr, dies alles darf uns nicht aus dem Konzept bringen. Dieses alles kann gar nicht fürchterlicher für uns in Gefahr sein, als es jetzt ist. Bei uns ist aber noch viel mehr und zwar schon jetzt in Gefahr, von dem ihr keine Silbe sagt. Zum Beispiel:

Unser Lohn ist in Gefahr! denn ihr verwünschten Geldmakler mäkelt immer daran herum, brecht immer davon ab und steigert dabei die Lebensmittel immer mehr und mehr.

Unsere Gesundheit ist in Gefahr! denn ihr laßt uns zu lange, viel zu lange arbeiten, man wird ja vor lauter Arbeit seines Lebens nicht froh. Das geht von der Arbeit ins Bett und vom Bett an die Arbeit, statt solch ein Sklavenleben lieber gar tot sein, da verlören wir nicht viel.

Das Leben unserer kleinen Kinder, die wir nicht gehörig pflegen können, weil wir die Mittel nicht dazu haben, ist in Gefahr!

Das Leben unserer alten Väter und Mütter, die nicht mehr arbeiten und denen wir nicht hinreichend genug helfen können, ist in Gefahr!

Die Zukunft unserer Jugend, die wir nicht genug aufklären können, weil wir nicht Zeit und Mittel dazu haben, ist in Gefahr!

Alles, mit einem Worte, alles ist in Gefahr, worauf ihr den giftigen Basiliskenblick richtet, wonach ihr die unreine unersättliche Hand strecket.

Da brauchts keines auswärtigen Feindes, um uns in den Harnisch zu bringen, der innere hat sich frech und fest genug eingenistet. Auf den äußeren Feind macht man uns aber jedesmal aufmerksam, wenn wir den inneren wittern. Taschenspielerfaxen! als wenn wir nicht wüßten, daß der ebenso von seinen Herren in den April geschickt wird als wir, während in unserm wie in seinem Rücken die wahren Feinde, die Zeitungen in der Hand, sich über den Erfolg der angestifteten blutigen Hetze freuen.

So lange die Gesellschaft in Ungleichheit lebt, so lange ein Volk aus Herren und Knechten besteht, so lange ist es auch völlig gleich, wer die Herrschaft ausübt, ob Hinz oder Kunz, ob Napoleon, Friedrich Wilhelm oder Nikolaus, wir Arbeiter

müssen unter dem einen Herrscher ebenso den Esel machen wie unter dem andern. Auf uns packen alle Stände der Gesellschaft, der einheimische Herr wie der fremde, die unerträglichen Lasten. Sie denken, wir haben viel Geduld und Ausdauer und können deshalb auch viel tragen. Ob uns des Nachbars Katzen die Fische fressen oder die eigenen, des Nachbars Katzen auf die Straße hinaus verfolgen und die eigenen in der Küche lassen, das wäre des Auslachens wert. So haben wirs aber bisher oft gemacht.

Des Nachbars Katzen haben wir hinausgejagt und die Hauskatzen fressen lassen.

Ein fremder Feind ist weit weniger zu fürchten als wie ein einheimischer; ebenso ein fremder Dieb weniger als ein Hausdieb. Wenn ganz Deutschland von russischen Kosaken und französischen Gendarmen besetzt wäre, dann sollte einer einmal den Jubel sehen, wie schnell wir die los werden würden; weil uns dann in der Bekämpfung derselben die Vorurteile des jetzt noch wirksamen Nationalhasses zu Hülfe kämen. Der jetzige Feind aber, der unsere Sprache spricht, der sich durch unsere Landsleute beschützen läßt, und der sich vor den Leuten den Schein der Gerechtigkeit gibt, welcher durch die Gewohnheit geheiligt ist, dieser ist schwerer zu vertreiben.

Jetzt haben wir kein Vaterland; wir werden nur dann eines haben, wenn die Gesellschaft für den Unterhalt aller ihrer Glieder auf gleiche Weise sorgt. So ein Vaterland lobe ich mir, für das stirbt und kämpft sichs gern, nicht aber für unsere großen Zwangsarbeitsanstalten, die man Königreiche nennt, worin der Zuchtmeister Szepter und Krone, die Verwalter und Aufseher Degen, Sporen und Orden, und die Zuchtknechte Waffen, Ketten, Ruten und Stricke tragen. Das sind keine Landsleute das! Das ist kein Vaterland, dieses Zuchthaus; das ist kein Volk, diese geknechteten verachteten Scharen.

Werft diese Mauern nieder, verbannt diese Auszeichnungen der Herrschsucht und der Unterwürfigkeit, vertilgt diese Werkzeuge der Furcht, der Strafe und des Zwanges; macht, daß man den Glücklichen nicht mehr vom Unglücklichen, den Verbrecher nicht mehr vom Richter und den Henker nicht mehr vom armen Sünder unterscheide.

Die Natur hatte uns allen ein Paradies geschaffen, was habt ihr nötig, für euch einen Himmel, für uns eine Hölle daraus zu machen.

Wozu diese Komödie von hoch und niedrig, von arm und reich, von Arbeit und Müßiggang. Reißt dieses Werk der Torheit und des Unsinns nieder! Es war so schön, das entschwundene Paradies, und hatte Raum für alle, war schöner als euer Himmel und nicht mit dem Fluch der Hölle beladen. Laßt uns versuchen, es wieder herzustellen, damit nicht einige, sondern alle ein Vaterland haben. Ein Vaterland, das keine Hölle und kein Zuchthaus ist, wie das, was ihr so nennt; ein Vaterland, das der Mühe wert ist, für seine Verteidigung Blut und Leben zu wagen.

Was liegt den Züchtlingen daran, ob dieser oder jener Zuchtmeister regiert, ob diese oder jene Söldnerschaar die Wachen bezieht; so lange sie die Aussicht haben, im Zuchthause bleiben zu müssen, so lange interessiert sie der Wechsel nicht; kommt aber jemand in der Absicht, die Tore ihrer Kerker zu öffnen und ihre Fesseln zu lösen, und gerät er dieserhalb mit Wachen und Zuchtmeister in einen Kampf, dem fliegen die Züchtlinge zu Hilfe, das ist ihr Mann, und sollten auch Hunde und Wölfe seine Kampfgenossen sein.

Nenne mir nur jemand einen einzigen Nutzen, eine einzige Wohltat, welche die Gesellschaft dem Begriff Vaterland zu danken hat! Ich finde nicht den geringsten, der Nachteile aber wohl die Menge.

Schon diese Grenzenabstechung, diese gezwungene unnatürliche Trennung des Menschen von dem Menschen, wie wahnsinnig, wie unverständig und lächerlich ist sie nicht! Denken wir uns, die ganze Schöpfung sei ein großer Garten, der Schöpfer sei der Gärtner und die ganze Menschheit sei ein Ameisenhaufen. Würde nun der Gärtner es nicht im allgemeinen höchst unsinnig und für ihn besonders höchst wunderlich und spaßhaft finden, wenn er sehen würde, wie die Ameisen den ganzen Garten in verschiedene Grenzen geteilt hätten, um deren Erweiterung und Verengerung sie sich zu tot bissen? Wer weiß, ob nicht auch unser törichtes Treiben von einem vollkommneren Wesen beobachtet wird, ohne daß wir davon etwas gewahr werden. Ob denn uns das nicht auch für dumme Tiere halten muß, wenn es sieht, wie wir wegen einer Scholle Erde, die wir nicht verlieren und nicht bekommen, einander abwürgen, und wie dem, der gut gewürgt hat, gefärbte Seidenraupenfasern auf die Brust geheftet werden. Wenn es sieht, wie wir, obgleich alle mit denselben Sprachorganen

versehen, trotz alles Fleißes und aller Mühe, die wir uns geben, um diese Organe auszubilden, dennoch einander nicht verstehen, und noch obenein alles zu bekämpfen und zu verhindern suchen, was geeignet ist, dieser Verwirrung vom babylonischen Turm allmählich ein Ziel zu setzen.

Das beste Mittel, den ewigen Grenzstreitigkeiten ein Ende zu machen, ist, sie ganz aufzuheben! Die Grenzen sind noch einer der vielen von Generation zu Generation vererbten Irrtümer; ebenso die vielen Sprachen. Die Verschiedenheit der Sprachen ist nichts Heiliges und Schönes und ebenso wenig etwas Nützliches, sie ist dem Fortschritte in den Wissenschaften ein mächtiges Hindernis.

Fragen wir uns nun: wie sind die verschiedenen Sprachen entstanden; hat sie die Natur geschaffen, oder sind sie eine Erfindung des Menschen?

Die Natur gab allen Menschen dieselben Sprachorgane, die können sie nach ihren Bedürfnissen ausbilden; sie haben also doch von der Natur aus alle die Fähigkeit, ein und dieselbe Sprache zu erlernen. Ebenso schuf die Natur auch dem Menschen die Hände zur Arbeit, sie bestimmte nicht, daß diese oder jene Hand nur diese oder jene Arbeit machen, dieses oder jenes Volk eine von den andern verschiedene eigene Sprache sprechen sollte; sie ließ jedem die Freiheit, die Mittel, die sie ihm zum arbeiten und sprechen gegeben, nach seinen Bedürfnissen anzuwenden. Damit es nun dem Menschen auf dieser schönen Erde nicht langweile, gab sie ihm die Fähigkeit, sich zu vervollkommnen; sie wollte ihn also nicht zwingen, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer dieselben Arbeiten zu machen; noch hat sie ihm zum Gesetz gemacht, seine Sprachorgane in den verschiedenen Gegenden auf verschiedene Weise auszubilden, und so dem Zweck derselben, sich zu verständigen, für den sie auf der einen Seite so viel Mühe verwenden, auf der anderen Seite geradezu entgegenzuarbeiten. Nein! Sein ganzes Wesen ist für den Fortschritt und für immer größere Vervollkommnung geschaffen; nichts soll und darf ihm heilig sein, was dieser Vervollkommnung entgegen ist. Am wenigsten hat die Natur gleichsam über die Oberfläche der Erde eine Landkarte gemalt und gesagt: so! dahier sprecht ihr deutsch, hier französisch, da russisch, hier kauderwälsch usw. Wenn das dennoch so ist, so ist das eben wie noch so manches andere ein verjährtes Übel. Die Verschiedenheit der Sprachen ist

eine Wirkung der Vereinzelung. Die verschiedenen Familien hatten sich in verschiedene Gegenden begeben, wo aus jeder derselben getrennt von der andern ein Volk wurde. Als sie später infolge ihrer starken Vermehrung häufiger miteinander verkehrten, verstanden sie sich nicht mehr, denn jedes Völkchen hatte während der Trennung seine Hände und Sprachwerkzeuge auf eine eigene Weise eingeübt. Eben darum, weil sich jedes Volk allmählich während der Trennung an eine verschiedene Sprache, verschiedene Sitten und Interessen gewöhnt hatte, eben darum, weil sie sich nicht mehr verstanden, bekämpften, erwürgten und verfolgten sie sich.

Die Verschiedenheiten der Sprachen und der zur Lüge gewordenen Vaterländer, können heute wie immer nur dazu dienen, in der Gesellschaft den blinden Völkerhaß zu nähren, darum soll der Menschenfreund sich auch nicht scheuen, dieses dumme Vorurteil der Vaterlandsliebe und der Nationalität in den Staub zu treten.

Laßt immerhin den Unverstand sich mit diesen Irrtümern brüsten und für die Erhaltung derselben das Feuer der Leidenschaften schüren, sie werden doch am Ende dem Fortschritt nicht widerstehen, welcher durch immer neue Erfindungen die Aufhebung der alten Übel immer notwendiger machen wird.

Wenn wir heute auf eine Insel von jeder Nation einige Kinder versetzten, und diese sich darauf ernähren könnten, so würden wir binnen 50 Jahren darauf ein ganz eigenes Völkchen mit einer ganz eigenen Sprache finden. Ebenso: wenn es möglich wäre, die 33 deutschen Bundesstaaten Jahrhunderte lang durch hohe Wälle, Gräben und Mauern und ununterbrochenen Krieg zu trennen, so würde durch die lange Trennung es dahin kommen, daß sich aus den verschiedenen Dialekten der verschiedenen kleinen Staaten ebenso viele verschiedene Sprachen bildeten.

Bedenken wir nur, wieviel Zeit durch das Erlernen der vielen Sprachen verloren geht! Was könnte statt dessen nicht Nützliches gelehrt und gelernt werden! Welche unangenehme Lage, sich in einem fremden Lande zu befinden und der Unkenntnis der Sprache wegen den einzelnen, sowie das ganze Volk samt seinen Sitten und Gebräuchen, erst einige Jahre später kennen zu lernen, als dies der Fall wäre, wenn man sich verstände!! —

Ein paar auf die Erlernung von Sprachen verwandte Jahre ist viel Zeit im menschlichen Leben. Wozu dieser unnütze Zeitverlust?

Angenommen, daß die Erziehung immer mehr vervollkommnet wird und in der Folge jeder Zeit und Mittel hat, soviel fremde Sprachen zu erlernen, als er will. Aber wozu denn dieser Zeitverlust?

Nehmen wir an, ein Individuum brauchte im Durchschnitt nur sechs Monat zur Erlernung einer Sprache, und lernte auch nur eine einzige neben seiner Muttersprache, so wären für Europa in jedem Zeitraum von dreißig Jahren die Kräfte einer unnützen Studierzeit von hundert Millionen Jahre verloren. Alle die gegenwärtigen und zukünftigen Generationen haben mit den Sprachen nur eine kostbare Zeit zu verlieren. Wenn man mit einer Sprache dasselbe Resultat mit tausendfachem Nutzen erreichen kann, warum soll man es denn nicht anwenden?

Leibnitz hatte schon diese Idee, viele nach ihm haben sie wieder aufgenommen, aber sie ist nur im Prinzip der Gemeinschaft möglich und ist nicht mit Gewalt einzuführen, auch nicht auf einmal; jedoch ist nichts leichter und augenscheinlicher, als die Möglichkeit einer Weltsprache im Prinzip der Gemeinschaft.

In diesem Prinzip ist die Ausführung jeder großartigen Idee möglich. Die Ausrottung verheerender Krankheiten, schädlicher Insekten, die Veredlung, Kräftigung und Verschönerung des menschlichen Körpers, die Verhütung von Mangel, Überschwemmung und einer Menge anderer Übel ist nur allein in der Gemeinschaft möglich. Schon darum, weil alle bekannte Sprachen große Unvollkommenheiten an sich haben, ist es notwendig, eine ganz neue, schöne, wohlklingende, vollkommene Sprache zu erfinden. Und wenn die Erfindung derselben möglich ist, warum sollte die Anwendung derselben nicht möglich sein? Ohne das Prinzip der Gemeinschaft ist diese freilich nicht möglich.

Nein! Die Begriffe Sprachen, Grenzen und Vaterland sind der Menschheit so wenig notwendig, als alle bestehenden religiösen Dogmen. Alle diese Begriffe sind verjährte Überlieferungen, deren Nachteil immer fühlbarer wird, je länger sie bestehen.

Allerdings kann die gesellschaftliche Organisation sämtlicher Erdbewohner nicht bis in ihre kleinsten Einzelheiten über einen Leisten geschlagen werden; das ist auch weder nötig noch angenehm. Es wird immer verschiedene Eigentümlichkeiten geben, dieselben können aber recht gut zum Wohle aller Erdbewohner

in eine schöne Harmonie gebracht werden, und diese Harmonie, weit entfernt, dadurch gestört zu werden, kann im Gegenteil gerade durch verschiedene Eigentümlichkeiten sehr gefördert werden.

Wenn man behauptet, ein jedes Volk habe seine Eigentümlichkeiten für sich, so ist dies ein gewaltiger Irrtum, nur bei sehr wenigen Völkern ist dies der Fall, und bei diesen wenigen sind die Eigentümlichkeiten nur eine Folge des bei ihnen herrschenden Systems des Stillstandes, welcher dem Fortschritte nicht erlaubt, die alten Gewohnheiten und Sitten zu ändern.

So sagt man, die Franzosen haben einen unruhigen, leichtfertigen und eroberungssüchtigen Charakter. Seit wann haben sie den, und woher kommt das? Kommt das etwa von dem in Frankreich herrschenden Klima her? Ist der Charakter aller Franzosen, ohne Ausnahme, eroberungssüchtig, unruhig und leichtfertig? Wenn es vom Klima herkommt, so müßten doch die Einwohner Oberösterreichs auch dieselbe Eroberungssucht haben. Oder macht der verschiedene Boden den Unterschied; dann müßte der Franzose im Auslande seinen Charakter mit der Zeit verlieren. Die Gesinnung der französischen Auswanderer, die hartnäckig in Deutschland seit der Zeit Friedrich des Zweiten auf Kind und Kindes Kinder fortfahren, ihren Gottesdienst in französischer Sprache zu halten, spricht eben nicht zugunsten dieser Behauptung.

Wenn die Franzosen eroberungssüchtig sind, so waren sie es wenigstens nicht immer. Die Geschichte, die sie seit Ludwig dem Vierzehnten durchgemacht haben, die ruhmvollen Tage der Republik, des Kaiserreichs und der Revolution von 1830 machten sie eroberungssüchtig, unruhig und leichtfertig; wenn wir Deutsche einmal solche Geschichten durchgemacht haben, können wir es auch werden. Ich glaube, wir trügen die Nase noch höher als die Franzosen, wenn wir einen deutschen Napoleon in der neuesten Zeit aufzuweisen hätten; wenn wir eine deutsche Revolution wie die von 1792 durchgemacht hätten. Wir haben schon jetzt im tiefsten Frieden und trotz unserer sogenannten Erniedrigung der politischen Schreihälse genug, die sich aufblasen, um den vermeintlichen Rhein-Eroberern beim Bierkruge eine Faust in der Hosentasche zu machen.

Wäre aber auch wirklich bei allen Franzosen diese Eroberungssucht zur Spezialität geworden, und gäbe es außer in Frankreich sonst auf dem ganzen Erdenrund keinen eroberungs-

süchtigen Menschen weiter, so könnte diese Eigentümlichkeit ebenso gut wieder verloren gehen, wie sie gekommen ist. Die Franzosen dürften nur noch einige Jahrzehnte unter dem System Louis Philipps leben und der bitteren Erfahrungen von 1815 noch einige machen, so würde sich der Enthusiasmus der Eroberung wohl abkühlen.

Ich kann mich nicht erinnern, daß man uns ein eroberungssüchtiges Volk genannt habe; die Philister der Politik ärgern sich auch darüber und werfen uns vor, zu viel Weltbürger zu sein.

Seien wir stolz, wenn dem so ist, dann haben wir auch eine Zukunft; der alte Mist der Trennung und Vereinzelung, der Begriff der Verschiedenheiten, des Vaterlandes, der Sprachen und der Grenzen wird keine haben.

Man kaut uns so oft vor: jedes Volk habe seine Eigentümlichkeiten. Nun leugne ich die Eigentümlichkeiten nicht, allein ich behaupte, daß jede Eigentümlichkeit, die ein Volk vor dem andern hat, kein Werk der Natur, sondern ein Werk des Zufalls, der Gewohnheiten, der Geschichte, der Sitten eines Volkes ist. Diese aber sind veränderlich und nicht bleibend. Scheinbar bleibend können sie nur sein durch ein System des Stillstandes, mittels welchem der Despotismus der dickmächtigen alten Zöpfe jede neue Idee des Fortschritts von Jahrhundert zu Jahrhundert zu verdrängen sucht.

Wenn es außerdem natürliche Eigentümlichkeiten gibt, so beschränken sich diese nicht auf die Grenzen, die einem Volke durch die Willkür, das Glück, die Macht und List seiner Beherrscher gezogen worden sind.

Wenn dem so wäre, so müßten sich die Charaktere der Nationen an allen Grenzen in zwei schroffe Hälften schneiden. Welche Abgeschmacktheit! Und solchen Mist verarbeiten unsere heutigen Politiker! Das ist die Weisheit, die sie von den hohen Schulen mit in die Welt bringen; das ist die Zwiebel, die sie sich in die Augen reiben, wenn sie ihren Magen und Beutel auf Unkosten des Vaterlandes verdient machen wollen.

Welche Eigentümlichkeit kann man mir z. B. nennen, die allein dem deutschen Volke und sonst keinem angehört? Nicht einmal von der Sprache kann man dies sagen; diese ist nur sehr wenigen Völkern eigentümlich. Wenn es nun aber Eigentümlichkeiten bei den Völkern gibt und zwar solche, die jedes Volk für sich allein und kein anderes außer ihm besitzt, so muß

doch wohl die Sprache die erste und wichtigste dieser Eigentümlichkeiten sein. Nun und nicht einmal diese ist weder bei den Deutschen noch Franzosen und Engländern etwas Eigentümliches. Sprechen in der Schweiz und Frankreich, in Altpreußen, Rußland, Böhmen, Ungarn, Polen und Amerika nicht ganze Völkerschaften deutsch? Spricht man in einigen Kantonen der Schweiz, in Savoyen, Belgien, auf Haiti, in Louisiana und Kanada nicht französisch? Auf was reduziert sich denn da diese Eigentümlichkeit der Sprache und was schadet es denn, daß sie nicht ganz eigentümlich ist?

Daß das Klima auf den Charakter des Menschen einwirkt, daß es auf die Verschiedenheit der Nahrung, Wohnung und Kleidung sowie auf die Entwickelung der Begierden und Fähigkeiten einen großen Einfluß übt, ist gewiß, und daß es diesen immer üben wird, sehr wahrscheinlich; das Klima hat aber mit den Begriffen von Volk und Vaterland gar nichts gemein.

Bei der starken Bevölkerung Europas, bei der Zusammendrängung der vielen Völker und dem starken Verkehr, durch welchen sie mit einander in Verbindung kommen, ist es gar nicht möglich, daß diese den neuern Ideen und Erfindungen hinderliche Verschiedenheit der Grenzen und Sprachen fortbestehen kann. Solange man von einander getrennt leben konnte und mußte, ging das, jetzt aber, seit der Erfindung der Eisenbahnen, wird die Schädlichkeit und der Nachteil obiger Begriffe schon fühlbarer. Wenn in 50 Jahren ein Netz von Eisenbahnen ganz Europa überzieht, meint man denn, die Grenzen und Vaterländer würden nicht dem beschränktesten Kopf zum Ekel und zum Hindernis werden? Meint man denn, man wird alsdann nicht einsehen, daß es doch recht unangenehm ist, in ein paar Tagen ganz Europa durchziehen, ohne sich mit den vielen verschiedenen Völkern verständigen zu können? Die Eisenbahnen ganz allein werden die Menschen auf die Notwendigkeit aufmerksam machen, eine Weltsprache einzuführen, der Möglichkeit der Vervollkommnung der Luftschiffahrt gar nicht zu gedenken. Und gibt es einen Gelehrten, der diese Möglichkeit bestreiten kann? Und wenn man dies in Aussicht stellen muß, wird es denn alsdann nicht klar, daß eine *einzige* Sprache bei unsern bedeutenden Fortschritten in den Wissenschaften ganz notwendig wird? — Machen wir uns darum nicht lächerlich, nehmen wir nicht immer den Bobomann der fremden Eroberungssucht in die Hand. Den *Fremden* wollte ich sehen, der imstande wäre,

ein Volk zu unterdrücken, das für die wahre Freiheit begeistert ist. Solange aber als wir mit der Freiheit eine Komödie spielen, sie mit bunten Nationalfarben übertünchen und sie in Grenzen einsperren, solange deutsche Sklaven für die Freiheit deutscher Herren streiten, solange sind wir ihrer nicht wert. Die Freiheit aller oder nichts! Diese aber läßt sich nicht zwischen Grenzen einsperren, welche die Eroberungssucht und die Trennung des Menschen von dem Menschen gemacht haben.

Zwölftes Kapitel.

Geld- und Waren-Krämerei.

Wohin wir heute in den Straßen die Blicke richten, beinahe in jedem Hause hat im Erdgeschoß ein Krämer sein Nest gebaut, und mit den Produkten der Arbeiten anderer aufgespeichert. Welch eine Menge rüstiger Menschen sich den ganzen Tag in den Magazinen und Kneipen, auf den Stühlen und Absätzen herumdrehen, und eine schöne Zeit verlieren, die so nützlich für das Wohl der Gesellschaft angewendet werden könnte! Das heißt nun auch arbeiten! fragt sie einmal, ob sie nicht arbeiten. Freilich hat diese Art von Beschäftigung auch sein unangenehmes, denn ich glaube, daß mancher Handwerker sich bei seiner Arbeit weniger langweilt als ein Ladendiener, der weniger sich abmüht, dabei aber mehr an seinen Herrn gebunden ist als der Arbeiter.

Zugegeben also, daß nach der Ansicht der Krämer die Krämerei und Kneiperei auch ein Geschäft ist, so wird man doch leicht einsehen, daß es ein meist unnützes Geschäft ist, das wir im Zustande der Gemeinschaft, bis auf den zehnten Teil der damit Beschäftigten reduzieren können.

Manchmal, wenn ich durch die Straßen unserer großen Städte schlenderte, und die prachtvoll geschmückten, mit den Produkten der Natur und Kunst aufgespeicherten Magazine sah, dachte ich oft: was von dem allen kannst du oder ein anderer Arbeiter der Erde wohl dein nennen, wenn das Jahr herum ist? — Nicht den hundertsten Teil. Von gar vielen Luxusartikeln wüßte unsereiner gar nicht einmal Gebrauch zu machen, so sehr haben sich die Produkte der Arbeit vermehrt, welche die Verfeinerung der Genüsse des Lebens erfunden hat, und täglich noch erfindet.

Welche ungeheure Arbeitszeit erfordern nicht alle diese Produkte im Vergleich zu denen, welche dem Arbeiter für

seine Lebensbedürfnisse zugänglich sind! Dem, der da arbeitet, das geringste von den Produkten der Arbeit, den übrigen das schönste und beste; das ist im Zustande der Ungleichheit nicht anders.

Welche Verschwendung von Zeit und Materialien für die Einrichtung der vielen Magazine mit ihren Auslagekasten, Kontors u. dgl. Mit dem zehnten Teil der Kosten könnte sich die Gesellschaft viel schönere und bequemere Warenniederlagen und Magazine herrichten, als alle diese großen und kleinen Säle, Keller, Böden, Höfe und Boutiquen.

Und nun erst die Zeit, die darinnen verloren geht! Macht euch einmal den Spaß, und beobachtet auf euren Spaziergängen alles genau, was das Krämervolk den ganzen Tag in seinen Läden treibt, und vergleicht damit den Gewinn, den sie sich zueignen, so wundert es einen wahrlich nicht mehr, daß Christus bei Betrachtung dieses Unfugs so in Zorn geriet, daß er mit Stricken darauf losschlug und das Eigentum derselben nicht respektierte.

Der eine hat die Hände über die Rocktaschen gekreuzt, und schielt durchs Ladenfenster, ob ihm keine Kunden vorbeigehen, oder ob sonst niemand Miene macht, ihm ins Garn zu gehen; ein anderer lehnt am Kontor, hier wieder einer, der kratzt sich hinter den Ohren, noch ein anderer fältet an den Stoffen herum. Hier verstecken, vertuschen und versalben die einen sorgfältig die Mängel ihrer schlechten Waren, um sie den Blicken der Käufer zu verbergen, dort schreien sich andere die Lunge heiser, um einen mißtrauischen Bauer dran zu kriegen und dergl. Wenn ihr an Markt- und Werktagen Zeit habt, so geht und macht selbst die Beobachtung; es gibt eine Abwechselung von Ärgerlichem und Spaßhaftem.

So oft ich meine Beobachtungen machte, so fand ich immer die Anzahl der Käufer in den verschiedenen Magazinen in gar keinem Verhältnisse zu der Menge Ladenhocker, die es darin gibt.

Ich habe in den Magazinen der Luxusartikel sehr selten Käufer gesehen, und oft mein Erstaunen geäußert, wie es möglich ist, den ungeheuren Aufwand und die Kosten zu erschwingen, die zur Erhaltung solcher Etablissements und der darin gefütterten Ladenhocker nötig sind.

Ein zahlreiches empfehlendes Dienstpersonal gehört gleichsam zum sogenannten guten Ton. Selbst wenn der Kaufmann darauf nicht Rücksicht zu nehmen brauchte, so kann er doch, um sein Interesse nicht zu gefährden, darin keine Reduktion

vornehmen, weil sich die Käufer manchmal zu unbestimmten Stunden in den Magazinen häufen: denn niemand weiß, ob und wann ein solcher Zudrang stattfinden wird, weil dies in der heutigen Gesellschaft alles vom Zufall abhängt. So müssen für die Möglichkeit eines solchen eintretenden Falles eine Menge junger Leute besoldet werden, die ihre Gesundheit und Kräfte zu etwas Nützlicherem verwenden könnten als zum Schachern und zur Ladenpuppe. Verkehrte Welt, in der wir leben! Diese Leutchen müssen wir nun auch wieder ernähren, dafür, daß sie uns nichts nützen! Der Krämer schüttelt ungläubig den Kopf, wenn ich behaupte, wir armen Teufel müssen ihn ernähren. Freilich wir! Wer denn sonst? Wer hat dir deine Stiefeln, deine Kleider und Möbeln gemacht? Wer die Waren verfertigt, die du verhandelst? Wer hat das Magazin eingerichtet, das du zum Vorhof des Tempels gemacht hast? Wer hat das Haus gebaut, das dich logiert? wer das Land, das dich nährt? Du! nicht wahr?

Und was für Dienste erweisest du der Gesellschaft als Austausch für die Wohltaten, die du von ihr empfängst? Du nimmst die Waren aus der Hand des armen Arbeiters und gibst sie in die Hand des reichen Käufers. Das kann ein Kind und ein Greis auch, dazu braucht es keine große Geschicklichkeit, Kräfte und Studien.

Dieses Geschäft macht weder deiner Geschicklichkeit, noch deinen Anlagen und Kräften Ehre; denn du hast darin keine Gelegenheit, sie auf eine dem Wohle der Menschheit nützliche Weise anzuwenden. Deine pfiffigen Geld- und Handels-Spekulationen sind keine nützlichen, sondern meistens schädliche Spekulationen für das allgemeine Wohl; wenn sie nützlich sind, so sind sie es für dich und deine Familie, die sich dadurch zu bereichern gedenkt.

Ein anderes Übel der Krämerei*), ein nicht minder schreckliches als die Bereicherung durch Verteuerung der

---

*) Sehr treffend schildert Victor Considerant den Unfug des Handels in folgenden Worten: Der Kommerzmann ist ein Zwischenschieber, welcher die allgemeine Unordnung und die Nichtorganisation der Industrie zu seinem eigenen Vorteil benützt. Der Kommerzmann kauft die Produkte, er kauft alles; er ist Eigentümer und Einpacker von allem, so daß er:

1. die Produktion und die Konsumtion unter dem Joch hält, denn beide sind verpflichtet, ihm entweder Produkte zu ver-

Bedürfnisse und Verringerung des Arbeitslohnes, ist die Verfälschung der Produkte, welche sich diese Klasse zuschulden kommen läßt.

Besonders die kleinen Krämer sind in der Kunst der Verfälschung erfahren.

Tücher und Stoffe läßt man, um Betrug und Verfälschung zu erleichtern, in den Fabriken eigens dazu verarbeiten. Hat ein Kaufmann seine Kunden an eine gewisse Breite des Sammet- oder Seidenstoffes gewöhnt, so läßt er nach und nach immer etwas von der Breite abbrechen. Dasselbe geht mit den Halstüchern vor, und es heißt darum nicht mit Unrecht: Wer zu Markte geht, nehme die Augen in die Hand.

Eine Menge Artikel läßt man so leicht und zerbrechlich machen, als es nur immer möglich ist dem Auge zu verdecken. Diese Gegenstände verkauft man denn etwas billiger, um die armen Käufer anzuziehen. Diese kaufen denn in ihrer Unkenntnis und sehen nur erst zu spät ein, wenn sie schon einigemal den Schaden davon gehabt haben, daß sie angeführt worden sind und besser getan hätten, eine gute Ware noch einmal so teuer zu bezahlen, als eine schlechte um den halben Preis nehmen, die oft nicht den zehnten Teil der Dienste tut als eine gute.

Und mit den Lebensmitteln, welche Verfälschungen gehen da vor! Ich habe von einem Bauer gehört, der sich mit der Milchtaufe in einem Jahr 2000 Frcs. erworben hatte. Wer hat ihm das Wasser für Milch getrunken? Wir! wer sonst? Die Reichen haben Geld, sich das oberste herunterschöpfen zu lassen.

Mit dem Weinfälschen haben sie es gar weit gebracht. Es wird in Paris auf den Barrieren und selbst in der Stadt Wein verkauft, der nichts als gefärbtes zubereitetes Wasser ist und beinahe keinen Tropfen Wein enthält.

So geht es mit der Butter, dem Brot, dem Fleisch und allen Lebensmitteln. Einer, der selten etwas kauft, muß fast

langen, die zum Verbrauch reif sind, oder rohe Produkte, die noch bearbeitet werden müssen, oder die ersten Materialien dazu.

Der Kommerz mit seinen Schleichwegen des Zusammenscharrens, seinem Steigen und Fallen der Preise ist der zwischengeschobene Eigentümer aller Objekte; er erpreßt rechts und links, und macht der Konsumtion uno Produktion,! von welcher er in einer guten Organisation nur der untergeordnete Diener sein sollte, ein hartes Gesetz.

immer seine Waren teurer zahlen, als ein anderer, der das Handeln schon gewohnt ist, und mehr Geld und Warenkenntnis, sowie mehr Übung im Handeln erlangt hat.

Der Reiche hat den Vorteil, alles im großen einkaufen zu können, ebenso der Wohlhabende; der Arbeiter und der Arme aber müssen es sich erst aus der dritten und vierten Hand verschaffen, wo es ihnen dann doppelt und dreifach teurer zu stehen kommt als dem Reichen, und noch obenein meistens verfälscht ist; während der Reiche der Verfälschung nicht so ausgesetzt ist, weil er die Mittel hat, bar zu bezahlen, und gut und viel zu kaufen.

Im heutigen Systeme der Ungleichheit wird es dem Kaufmann möglich, sich das Ansehen zu geben, als belebe er durch seinen Spekulationsgeist Handel und Gewerbe und verschaffe auf diese Weise zahlreichen Individuen Arbeit und Brot, und verdiene somit ihren Dank. Dieses Vorurteil hat sich so ins Volk eingefressen, daß man ihm überall begegnet.

---

2. Er bestiehlt den gesellschaftlichen Körper durch den ungeheuren Gewinn, den er von dem Produzenten und Konsumenten erhebt, Gewinn, der ganz außer Verhältnis mit seinen Diensten ist, welche der zwanzigste Teil seiner Agenten genugsam leisten könnte. Diese überflüssigen Agenten sind darum, weil sie der nützlichen Produktion entrissen sind, noch eine andere Bestehlung des gesellschaftlichen Körpers. Auf diese Weise bestiehlt er die Gesellschaft, indem er einen zu großen Teil der Reichtümer für sich nimmt, und indem er der fruchtbaren Arbeit eine Menge nützlicher Glieder entwendet, die er zu Agenten verwendet, und welche dazu zurückkehren würden, sobald eine vernünftige Organisation des Kommerzes dem heutigen Zustand der Dinge Platz machen würde.

3. Er bestiehlt den gesellschaftlichen Körper durch die Verfälschung der Produkte, Verfälschung, die in unsern Tagen mit einer Wut betrieben wird, die weit über alle Grenzen geht. Wahrlich, wenn heute in einer Stadt 100 Krämer etabliert sind, in welcher es früher nicht mehr hatte als 20, so braucht man in dieser Stadt doch nicht mehr Krämerwaren als früher. Alle diese Krämer entziehen sich einander den Gewinn, und die Wirkung der Konkurrenz zwingt sie, sich wieder zum Nachteil der Konsumenten zu entschädigen, entweder durch eine allgemeine Erhöhung des Preises, was sehr oft geschieht, oder durch die Verschlechterung der Produkte, was sonst immer stattfindet. In einem solchen Zustand der Dinge gibt es weder Gesetze noch Glauben: die schlechten und verdorbenen Waren sind jedesmal für gute ver-

Ja, heißt es oft: „Der Handel und der Kommerz gehen gar nicht, darum ist auch das Elend so groß.“ Dem ist aber nicht so, sondern: Je größer im Zustande der Ungleichheit der Handel und Kommerz sind, desto größer ist auch das Elend der arbeitenden Klassen. Seht auf England; welches Land weist wohl eine größere Gewerbs- und Handelstätigkeit auf, aber in welchem Lande ist auch das Elend so groß, als gerade da; und warum? Eben weil der starke Handel und Kommerz geeignet sind, die Reichtümer immer mehr anzuhäufen, und auf diese Weise den Müßiggang und die Verschwendung immer mehr und mehr zu vermehren und zum Nachteil der arbeitenden Klassen, welche diesen Reichtum geschaffen haben, zu begünstigen.

In den Ländern und Städten, wo der Handel und der Kommerz am besten gehen und am größten betrieben werden, findet man auch die meisten reichen Leute, und eben in den Ländern, wo es die meisten reichen Leute gibt, gibt es auch wieder die meisten armen; denn dies ist voneinander unzertrennlich.

---

kauft, wenn der einfältige Käufer sich erwischen läßt, weil er nicht die nötigen Kenntnisse von den Waren hat. Das kaufmännische Gewissen aber schläft ruhig darüber ein, indem es sich sagt: — „Ich habe meinen Preis in meinem Magazin, ich zwinge niemanden zu kaufen.“ — Die Verluste, welche die Konsumtion durch die Fälschung erleidet, sind nicht zu berechnen.

4. Er bestiehlt den gesellschaftlichen Körper durch die großen Anhäufungen, in deren Folge eine Menge auf einem Platz angehäufter Waren verderben, weil sie keinen Absatz finden. Hören wir hierüber Fourier, der selber Kaufmann war:

„Das Grundprinzip aller kommerziellen Systeme, das Prinzip: „lasset den Kaufleuten vollkommene Freiheit“, bewilligt ihnen das absolute Eigentum aller Waren, mit denen sie handeln; sie haben dadurch das Recht, sie dem Umlauf zu entziehen, sie zu verstecken, und selbst sie zu verbrennen, wie es die ostindische Handelsgesellschaft in Amsterdam mehr als einmal gemacht hat, welche öffentlich ganze Magazine von Zimmet verbrennen ließ, um diesen Artikel zu verteuern: das, was sie mit dem Zimmet machte, hätte sie auch mit dem Getreide gemacht, wenn sie nicht befürchtet hätte, dafür vom Volke gesteinigt zu werden; sie hätte einen Teil des Getreides verbrannt, um das andere viermal teurer zu verkaufen. Und sieht man nicht alle Tage in unsern Hafenstädten Fruchtkörner ins Meer werfen, welche der Negoziant hat verfaulen lassen, weil er zu lange auf eine Teuerung gewartet hat? ich selbst habe in der Eigenschaft als Handlungsdiener diesen niederträchtigen Operationen beigewohnt, und habe eines Tages 20 000

Sehet euch in allen den Ländern um, welche den wenigsten Handel und Kommerz treiben, und ihr werdet finden, daß in denselben der Luxus nicht auf einen so hohen Grad geschraubt ist als in andern Ländern; ihr werdet finden, daß es arme und reiche gibt, wie heute überall, aber eine so fürchterliche Armut und ein so fürchterliches Elend wie in den Handelsstaaten findet ihr nicht.

Wenn ein solcher Handelsstaat nur klein ist, und sich nur ausschließlich mit dem Handel beschäftigen kann, und durch seine vorteilhafte Lage dazu begünstigt ist, so hat er allerdings vom Handel Vorteile, weil gleichsam alles Kaufmann, Krämer und Krämergehülfe ist. Dann müssen aber wieder andere Nationen darunter leiden, deren Produkte der Arbeit solch kleines Handelsvölkchen jahraus, jahrein verschachert. Unsere Hansestädte sind solche kleine Krämerrepubliken, in denen beinahe alles zu Schiffe geht, tauscht und krämert auf Unkosten derer, deren Waren sie verkrämern, und derer, denen sie die

---

Zentner Reis in das Meer werfen lassen, den man mit einem mäßigen Gewinne hätte verkaufen können, wenn der Besitzer weniger gewinngierig gewesen wäre. Das ist der gesellschaftliche Körper, welcher alle diese Verluste tragen muß, die man jeden Tag sich erneuern sieht unter dem Schutze des philosophischen Prinzipes: Lasset die Kaufleute machen."

Der Kommerz bestiehlt ferner durch die Verluste, welche durch die Verstreuung der Produkte in die Tausende der Magazine der Kleinhändler und durch die Vermehrung des Transports stattfinden.

5. Er bestiehlt den gesellschaftlichen Körper durch einen Wucher ohne Maß und Ziel, einen wirklich erschrecklichen Wucher. Der Kommerziant operiert beständig mit einem eingebildeten Kapital, welches sein wirkliches weit übersteigt. Ein Kommerziant mit einem Vermögen von 30 000 Frcs. wirkt, indem er Billetts ausstellt, und durch das Verfahren der Revirements und der teilweisen Zahlungen auf einen Fond von 50—200 000 Frcs.: er zieht also doch von seinem Kapital, das er nicht hat, wucherische Zinsen, die außer Verhältnis mit dem sind, was er wirklich besitzt.

6. Er bestiehlt den gesellschaftlichen Körper durch die zahllosen Bankerotte: denn die Wechsel und Zufälle unserer industriellen Verhältnisse, die politischen Stöße und Verfolgungen aller Art, führen mitunter einen Tag herbei, an welchem der Negoziant, der Billetts ausgestellt hat über den wahren Wert seines Vermögens, wie wir eben gezeigt haben, nicht mehr seine Geschäfte ins Gleichgewicht bringen kann, und sein Bankerott, sei er nun

Waren der andern zuschicken. Diese Völkchen befinden sich noch nicht so unter dem Druck der fürchterlichen Armut, weil die Reichen derselben mehr mit den Produkten des Auslandes als mit denen des Inlandes spekulieren müssen, weil sie gleichsam die Handelsgeschäfte mehrerer Völker in Händen haben; weil die dort fortbestehenden Zunftgesetze das Fabrikwesen und die Gewerbefreiheit nicht begünstigen und weil überhaupt mit dem Fabrikwesen heute nicht so Bedeutendes zu gewinnen ist als mit dem Handel; weil die Konkurrenz zu groß und der erste Versuch immer zu gewagt ist.

So wie es einzelne gibt, die auf Unkosten anderer, vermöge ihres Standes oder ihres Gewerbes, eine bessere Lebensart führen, so gibt es auch ganze Völker, die auf Unkosten der Nachbarvölker im Durchschnitt besser leben und weniger arbeiten; wohlverstanden, immer mit Ausnahmen einzelner.

Nehmen wir Genf an, welches einen starken Handel mit Uhren hat, die im Lande fabriziert werden. Wer baut den

---

ein absichtlicher, betrüglicher oder nicht, zieht den Ruin seiner zahlreichen Kreditoren nach sich. Der Bankerott des einen führt den Bankerott des andern herbei, das ist ein Lauffeuer von Bankerotten, welche ruinieren und verwüsten; und das ist immer der Produzent und der Konsument, welche darunter leiden müssen, denn der Kommerz, in Masse betrachtet, schafft keinen Wert, und setzt im Vergleich zu dem gesellschaftlichen Reichtum, der durch seine Hände geht, nur einen sehr kleinen Wert von dem seinigen ein. Aber wie viele Fabriken sind auch durch solche Gegenstöße zugrunde gegangen! Wie viele Quellen des Reichtums sind erschöpft durch diese Schliche und Zerstörungen!

Der Produzent liefert die Waren, der Konsument das Geld, der Kommerz liefert unversicherte, oder doch nur auf einen schwachen, auf einen eingebildeten Wert versicherte Billetts, und die Glieder des kommerziellen Körpers stehen nicht gut, die einen für die andern. Das ist in wenig Worten die ganze Theorie der Sache.

7. Er bestiehlt den gesellschaftlichen Körper durch die Eigenschaft, die er hat, nicht eher zu kaufen als zu den Zeiten, wo viel Waren aus den Händen der Arbeiter gehen, und wo diese sich die Konkurrenz machen, weil sie entweder den Zins für Wohnung und Acker oder die Kosten und den Vorschuß der Arbeit zu zahlen haben. Wenn die Märkte auf diese Weise bestellt sind und die Preise unter dem Wert stehen, dann kauft der Kommerz und bewerkstelligt eine Verteuerung, und durch dieses einfache Manöver plündert er den Konsumenten und den Produzenten.

Genfern ihre Häuser? Die Savoyarden. Wer macht ihnen ihre Möbel und Kleider? Die Deutschen. Die Stoffe zu letzteren liefern ihnen die Franzosen.

Von den Schreinern, Schuhmachern und Schneidern, die in Paris arbeiten, sind über die Hälfte Deutsche. Sehr sonderbar findet man es, wenn man die großen Städte Frankreichs und der Schweiz bereist, und fast nirgends in den Werkstätten einen Lehrjungen findet. Darum haben auch die Scharen Deutscher, die alle Jahre in Frankreich einwandern, Hoffnung auf Arbeit und Unterkommen, obgleich es schon nicht so leicht ist, ein Unterkommen nach Wunsch zu finden, eben der großen Überzahl von Arbeitern wegen.

Die Pariser sind nicht so dumm, daß sie sich zu einem Geschäft drängen wie das der Schneider, das sie zwingt, den ganzen Tag, die Beine kreuzweis untergeschlagen, in einer verdorbenen Zimmerluft zuzubringen; die verkaufen lieber Schwefelhölzer oder wichsen Stiefeln auf den Gassen.

---

8. Er bestiehlt den gesellschaftlichen Körper durch eine beträchtliche Entziehung von Kapitalien, welche der Industrie zugute kämen, wenn der Kommerz seine untergeordnete Rolle spielte und nichts weiter wäre als eine Agentschaft, welche die geraden Versendungen zwischen einem großen Mittelpunkt der Konsumtion, einer gesellschaftlichen Gemeinde (commune societaire) und den mehr oder weniger entfernten Produzenten leitete. Also die in den Kommerz gesteckten Kapitalien — so schwach sie auch im Vergleich zu den ungeheuren Reichtümern sind, die durch seine Hände gleiten — machen nichtsdestoweniger ungeheure Summen aus, welche angewendet werden würden, um hervorzubringen, wenn der periodische Besitz, das dazwischengeschobene Eigentumsrecht des Kommerzes, demselben genommen würde, wenn der Umlauf anders organisiert wäre. Das Börsenspiel ist der höchste Ausdruck des kommerziellen Lasters.

9. Er bestiehlt den gesellschaftlichen Körper durch die Mittel, welche er hat, sich aller Produkte seines eigenen Vorteils wegen zu bemächtigen. Unter der Verteuerung der Materialien, welche der Kommerz zu dem Zweck eine Zeitlang dem Umlauf entzieht, müssen die Konsumenten leiden, und vor ihnen die Manufakturisten, welche, um eine Werkstatt zu erhalten, bedeutende Geldopfer machen müssen, und in der Hoffnung auf bessere Preise ihr Etablissement, auf welches sich ihre Existenz gegründet, durch einen kleinen Gewinn zu erhalten suchen. Oft gelingt es ihnen nur erst sehr spät, die Verteuerung der Materialien, welche der Zusammenkratzer ihnen aufzwang, wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

In der Schweiz gibt es wenig Fabriken. Die Franzosen und die Deutschen liefern ihr die Stoffe; sie tauschen dagegen Schlachtvieh und Käse. Damit ist nun nicht gesagt, daß die Schweiz das gelobte Land sei, wo Milch und Honig fließe, o nein! weit gefehlt. Es gibt Arme die Menge, nur tritt die Armut noch nicht in ein so grelles Licht als in den anderu Ländern. Die Schweizer hüten sich wohl, mit der Armut hinter den Kulissen hervorzutreten; doch habe ich schon oft gehört, daß die Armut in manchen Gegenden auch schon aufs höchste gestiegen sei. Es gibt darin Reiche, Bettelleute, Zuchthäusler und Bedienten, und das sind der Beweise genug, daß auch die Armut groß sein muß.

Ich habe in der Schweiz, im Kanton Luzern, eine Gegend gefunden, wo es Kinder von sieben Jahren gab, die, als sie mich ein Stück Brot essen sahen, ihre Eltern frugen, was das sei. Sie kannten nichts als Milch und Kartoffeln.

In Basel besonders mag es bedeutend reiche Leute geben, denn beinahe die ganze Stadt Mülhausen gehört ihnen, im

---

Das Zusammenscharren ist das schändlichste kommerzielle Laster, indem es immer den leidenden Teil der Industrie trifft. Entsteht eine Teuerung der Lebensmittel und der Waren, so steht der Zusammenkratzer im Hinterhalt, um das Übel zu vergrößern, bemächtigt sich der Vorräte, eignet sich die zu, die man erwartet, und entzieht sie dem Umlauf, indem er den Preis derselben verdoppelt und verdreifacht durch Schleichwege, auf welchen er die Seltenheit der Produkte übertreibt und Befürchtungen verbreitet, die man nur erst zu spät als nichtig erkennt. Sie sind im industriellen Körper eine Bande Henker, welche die Wunden der Leidenden auf dem Schlachtfelde aufreißen und vergrößern.

Endlich, alle diese Laster und viele andere, welche ich nicht zitiert habe, vermehren sich die einen durch die andern durch die feine Verstrickung des kaufmännischen Netzes; denn die Produkte gehen nicht nur einmal durch die Hand des gierigen Kommerzes; es gibt welche, die durch 20 bis 30 Netze passieren, ehe sie in die Hand des Konsumenten gelangen. Zuerst, ehe die Materialien in die Hand des Arbeiters gelangen, der ihnen die erste Form gibt, gleiten sie durch die Klauen des Kommerzes. Aus der Hand des ersten Arbeiters kommen sie wieder an den Kommerz, und so immer wieder nach jeder andern Form, die der Arbeiter den Produkten gibt, bis zu ihrer letzten Verarbeitung. Dann gehen sie in die großen Kontors, welche sie an die Großhändler verkaufen und diese wieder an die kleinen Handlungen der Städte und von da wieder an die kleinen Dorfkrämer. Bei jedem dieser Durchzüge lassen die Produkte einen Teil in den Händen der

neuen Quartier ist kein Haus, auf das sie nicht Hypothek hätten; auf diese Weise werden also die Folgen des großen Reichtums einiger Baseler mehr in Mülhausen gespürt als in Basel, denn die Herren der Fabriken müssen den jährlichen Zins für das zur Aufbauung derselben geliehene Kapital nach Basel schicken, und die Fabrikarbeiter in Mülhausen den Herren den Zins wieder verdienen.

Ebenso ist es mit dem Kommerz. Das Zusammenraffen von Reichtümern bringt nicht immer an der Seite und in der Nähe des Krämers Mangel hervor, sondern dehnt sich öfter auf entferntere Gegenden aus; ebenso wie man in einer Ebene Hügel aufwerfen kann und dabei die Vertiefungen, welche die ausgegrabene Erde bildet, doch am Fuß der Hügel vermeiden kann, wenn man die Erde zu deren Aufwerfung in einer entfernteren Gegend ausgegraben hat.

Betrachten wir an Markttagen die Hunderte von Bauern und Bäuerinnen, die mit ihren kleinen Kram in die Stadt

---

Handelsleute: urteilt nun, ob dieser wilde Kommerz, dem unsere Ökonomisten alle Liebe ihres Herzens weihen, eine so große Quelle der Wohlfahrt ist.

Es ist doch ausgemacht, daß man den kommerziellen Körper, in seinem gegenwärtigen Zustand betrachtet, und mit der Rolle verglichen, die er spielen sollte, mit einem Schwelger vergleichen kann, den die fleißigen Arbeiter, sowie die Konsumenten, gezwungen sind, zu nähren von ihrem reinen Einkommen; mit einem Vampir, welcher die Reichtümer und das Blut des gesellschaftlichen Körpers saugt, unter dem Vorwande, dieses Blut und diese Reichtümer in Umlauf zu bringen. Es ist ausgemacht, daß er, im Vergleich zum Produzenten, ein Seeräuber ist, welcher nach Beute kreuzt; daß er, im Vergleich zum Konsumenten, eine Spinne ist, welche ihr Gewebe spinnt, um die unvorsichtige Fliege auszusaugen. Dieser Vergleich ist ganz treffend; denn so wie die Spinne in unsern Häusern und Feldern ihr fein gesponnenes Gewebe ausspannt, ebenso legt der Kommerz in unsern Straßen und öffentlichen Plätzen seine Waren aus und spannt seine goldenen Netze, und wenn die Fliege sich fängt, wenn der einfältige Tropf da ist, so erscheint er am Kontor, um ihn auszusaugen. Man sieht oft in der Luft im Winde spielende Spinnenwebe, reisende Spinnen; ebenso haben wir reisende Krämer und Kramladen.

Der Betrug im Kommerz ist zum Sprichwort geworden. Der Gebrauch dieses Betruges ist so ungezügelt, so allgemein, daß man nicht wagt, ein Kind in einen Laden zu schicken. Das

ziehen, um ihn da zu verhandeln. Die meisten kommen mehrere Stunden Weges daher; jeder bringt, was er glaubt los zu werden, niemand aber weiß, was am nötigsten gebraucht wird.

Manche müssen deshalb ihre Waren ganz oder teilweise wieder mit nach Hause nehmen, nachdem sie die Zeit unnütz verloren. Wieder andere müssen mit geringem Vorteil, noch andere wohl gar mit Schaden verkaufen, um nur nicht ohne Geld zurückzukehren.

So viele tausend Verkäufer und Käufer sich an Markttagen zusammendrängen, so viele tausend Tage oder Stunden gehen auch für die Gesellschaft verloren. Wie sie da sitzen einer an dem andern mit ihrem kleinen Warenkram, das ist wahrlich spaßhaft anzusehen. Alle wollen die Stadt verproviantieren, und niemand weiß genau, was sie braucht, drum haben auch hunderte jeder etwas von ein und derselben Ware, als: Obst, Butter, Käse, Eier, Gemüse u. dergl. Und für jede dieser besonderen kleinen Quantitäten die vielen Karren, Körbe

---

ist etwas Schändliches! Abscheuliches! In solcher Gesellschaft leben wir nun, das ist der Kommerz, den wir haben; solche Gelehrte haben wir! solche Leute, welche die Meinungen leiten! Was für Leute! Was für Gelehrte! die sich vor dem Kommerz beugen, Weihrauch auf dem Altar des Kommerzes opfern, den Kommerz anbeten und ihn Vater und Mutter, Ernährer der Nationen nennen! Mitleiden über solche Leute! Mitleiden und Verhöhnung!

Es ist wahrlich zu verwundern, daß man nichts zu kritisieren findet, als nur immer die Regierung! Es scheint, als verschlinge die Regierung nur ganz allein die Reichtümer der Nationen, als sei sie nur allein die Pumpe, welche bestimmt ist, den Unterhalt der Nationen auszuschöpfen. — Bis zur Ökonomie in den Staatsfinanzen, zur Verminderung der Steuern, Verminderung des Soldes der unfruchtbar Angestellten, bis zum Verlangen einer billigen Regierung, soweit sind wir seit 40 Jahren gekommen, das ist das große Revolutionsbanner und die vermeintliche politische Weisheit! — — Gut! Die Angestellten, die Armee, die Heere von Steuereinnehmern und Grenzaufsehern, die Polizei und mehrere andere Zweige der Regierung sind unfruchtbar und kostspielig zu erhalten; ein Teil dieser Ämter muß verschwinden und die übrigen ökonomischer verwaltet werden; aber mit den politischen Reformen erreicht ihr diesen Zweck nicht, welche beständig Vermehrungen in der Armee und der Polizei nach sich ziehen. Die Bewegungen, welche den politischen Boden durchwühlen, treiben notwendigerweise neue Zweige am Stamme der

und Menschen; wenn man allen Käse, alle Butter, alle Eier, jedes auf einem Wagen transportiert hätte — wie dies nämlich im Zustand der Gemeinschaft der Fall sein würde — so hätte man der Hunderte von verschiedenen Körben und Säcken nicht nötig gehabt, und die Hunderte von Bauern hätten sich nicht zu schinden gebraucht mit dem Einpacken und dem Transport, sie hätten nicht notwendig gehabt, sich halbe Tage lang im Sommer der Hitze, und im Winter der Kälte auszusetzen, noch sich des Verkaufs wegen zu kümmern, zu ärgern und wohl gar zu streiten, zu zanken und zu schlagen. Es wäre von den Waren weniger verloren gegangen und weniger zerbrochen worden; die Käufer ebenfalls hätten nicht nötig gehabt, ihre Zeit zu verlieren, oder sich des schlechten Kaufs oder Betrugs wegen zu ärgern. Auch diese Käufer hätten ihre Hunderte und Tausende von Körben, Säcken und Kisten nicht nötig, noch liefen sie Gefahr, bestohlen zu werden oder ihre Kleider zu beschmutzen und zu zerreißen.

Regierung und verdoppeln, verdrei- und vierfachen die Steuern. Die Erfahrung und die Logik haben das hinlänglich bewiesen.

Das ist auch eine Steuer wie die der Regierung, welche der Kommerz den Völkern auferlegt; das ist auch eine Armee wie der Kriegerstand, diese unzählige Handelsarmee, welche immer zu Felde zieht, um zu kaufen und zu verkaufen, um zu schätzen und zu erbeuten! und welcher Unterschied? — Hier bezahlt man mit seinem Leben und Blut, und erhält für seine Wunden seltene und mäßige Belohnungen; hier Ehre, Adel, Ehrgeiz, Aufopferung und Vaterland! — Dort Geld! Betrug! Geld! Geld und Geld!

Der kaufmännische Geist bläst in alle Adern des gesellschaftlichen Körpers die Verdorbenheit und den Eigennutz; er zernagt und zerstört das Nationalgefühl*); er bringt alle niedrigen, eigennützigen und verderblichen Gefühle in Gärung; er entthront alles, was edel und groß ist; er mißt mit der Elle und wiegt mit der Wage seines Kontors die Kunst und die Poesie; er begreift den Menschen nur als eine Maschine, welche zählt, multipliziert, addiert und subtrahiert. Seine Literatur, das ist der Wechsel und das zahlbare Billett; seine Strategie, das ist die Erhöhung und Erniederung der Preise; seine Staatsstreiche sind Kommerzstreiche; sein Degen ist die Elle; seine Kriegsgefangenen sind in den Schuldgefängnissen; sein Sieg ist die Aussaugung des Wohles der Völker; sein Rückzug, das ist der Bankerott; seine Ehre, das ist das Geld! sein Ruhm das Geld!

*) Dies ist seine nützlichste und wohltätigste Eigenschaft.
Anm. d. Verf.

Auf die Märkte müßt ihr gehen und vor den Krämerläden eure Beobachtungen machen, da werdet ihr den Unfug der alten gesellschaftlichen Ordnung am leichtesten gewahr. Wem da nicht ein Licht aufgeht, der muß arg mit dem Star behaftet sein.

Und nun der grenzenlose Unfug beim Reisen und Warentransport! Öfters werden die Waren aus einem Lande mehrere hundert Stunden weit nach einem entlegenen Markt transportiert und dort aus der einen Hand in die andere verkauft, so daß mitunter zuletzt die Waren nach eben derselben Gegend wieder hintransportiert werden, in welcher sie fabriziert wurden.

Nun nehmen wir an, welche ungeheure Armee der Grenzsoldaten und Schleichhändler Europa nähren muß! Wer aber muß diese Menschen erhalten? Der, der die Waren verarbeitet, niemand anders; denn der, der sie verbraucht, lebt viele Male auch noch vom Nichtstun.

In Leipzig, zur Zeit der Messe, wird die Vorbereitung zum Schmuggelgeschäft wahrhaft fabrikmäßig betrieben. Da werden ungeheure Warenvorräte in lauter kleine Pakete verpackt, um sie so desto leichter durch zahlreiche Schmuggelbanden über die russische Grenze zu bringen. So war es wenigstens vor zehn Jahren. Da ist kein Geschäft, was nicht teilweise für die Schmuggelei in Requisition genommen wird; Wagen, Möbel und Kleider werden zu dem Zweck verfertigt. Wozu alle diese unnütze Arbeit? — Um den Druck der Großen und ihrer Privatinteressen zum Vorteil einzelner entgegenzuwirken. Von allen Seiten nichts als Raub, Diebstahl und Plünderung! Ein ewiger Krieg der persönlichen Interessen. Die Beute des Sieges teilen sich die Listigen und Mächtigen, die Kriegskosten aber sind für das arbeitende Volk.

Dreizehntes Kapitel.

Religion und Sitten.

Die Religion ist der rätselhafte Wegweiser durch ein unbekanntes Diesseits (das irdische Leben), nach einem noch unbekannteren Jenseits (die himmlische Glückseligkeit) oder mit anderen Worten: das Streben nach dem Ideal höchster Vollkommenheit. Zu dieser irdischen, zu einem gemeinschaftlichen, höheren Ziele führenden Lebensreise, haben die Politik und die Phantasie gar verschiedene Wege gefunden, und uns dazu die Reisekarten mit ein und derselben Farbe gemalt.

Diese auf derselben so deutlich bezeichnete, steile, holprige, staubige Straße ist der Weg, den Armut und Elend betreten. In dicht gedrängten Reihen ziehen die abgemagerten, schweißtriefenden Generationen schweigend und duldend vorwärts; den kummervollen Blick nach dem ersehnten Ziele ihrer Leiden gerichtet.

Auf beiden Seiten dieser Straße ziehen sich angenehme, schattige, blumenreiche, mit erquickenden Früchten und Quellen begrenzte Rasenwege entlang. Dieses sind die Wege der irdischen Glückseligkeit, welche von den Reichen und Mächtigen, den Listigen, Pfiffigen und Gewaltübenden betreten werden.

Um nun dem großen Haufen auf der Elendsstraße den Genuß des irdischen Glücks vergessen zu machen, hat man ihn auf das dunkle, hoffnungsvolle Jenseits angewiesen, und ihm die geduldige Entbehrung der irdischen Genüsse zur Bedingung des Genusses der künftigen ewigen Glückseligkeit gemacht.

Pfaffen und Gelehrte wurden von denen auf den Rasenwegen gedungen, um diese Lehre jenen auf der Elendsstraße zu predigen; dafür ward auch ihnen ein schmaler Fußsteig neben derselben. — Gendarmen und Büttel wurden noch hinzugefügt, um den Menschenknäuel vorwärts zu hetzen, und sein Abweichen von der Straße zu verhüten.

Seit dieser Zeit nannten sich die Pfaffen Seelenhirten.

So treiben unter der Anleitung politischer Bevorrechtler und bezahlter Religionslehrer die einen in Freuden und Überfluß, die anderen unter Entbehrung und Leiden ein und demselben Ziele zu.

Und wie die ersten sich in Marsch setzten, so marschierten die folgenden nach, wie jene ihre Lasten trugen, so trugen sie diese auch, wie die ersten eine gegen die Vorschriften der Hirten unternommene Abweichung von der bezeichneten Straße Sünde nannten, nannten es die anderen auch so.

Sobald die ersten das Beispiel der Eselei (die man später Bigotterie nannte) gaben, so gaben es die Andern auch: wie die ersten dem Widerstand einzelner gegen die Schergen der Gewalt ruhig zusahen, so auch die übrigen; wie jene den einen Dieb nannten, dem es einfiel, von der Straße des Elends, der Arbeit und der Mühen einen Augenblick abzuweichen, um gegen den Willen der Spaziergänger rechts und links einige Früchte zu brechen, so sprachen es ihnen diese nach; und als die armen, verlumpten, abgemüdeten und ausgehungerten Elendspilger anfingen, den ersten Dieb zu verachten, so verachteten ihn alle übrigen auch.

Ebenso die Bevorrechteten auf den Wegen des irdischen Glücks. Weil der Vater seinen Diebstahl Eigentum nannte, nannte ihn der Sohn auch so, ohne zu wissen, daß Eigentum und Diebstahl desselben Ursprungs sind.

Als man endlich anfing es zu begreifen, waren es zwei voneinander verschiedene Begriffe geworden.

Das ursprüngliche Recht des Menschen zu nehmen, zu haben und zu besitzen, welches anfangs niemandem schadete, weil es genug zu nehmen, zu haben und zu besitzen gab, und jeder nach Belieben sich zueignen konnte, ohne dadurch dasselbe Recht eines andern zu kränken, war weder ein Eigentum noch ein Diebstahl.

Erst später, als durch die starke Vermehrung der Menschen, sowie durch das Zusammendrängen derselben auf einem Punkt, es nötig wurde, zu arbeiten, um zu leben, und einzelne sich mittelst der Hülfe übermäßigen Habens und Besitzens von der Arbeit ausschlossen, fing dieses natürliche Recht an, ein Unrecht zu werden, und die besondere Besitznahme einzelner, des zur Erhaltung aller nötigen Bodens, wurde ein Diebstahl gegen die Gesellschaft.

Und wie damals die Tonangeber, so betrachteten alle folgenden jede ausschließliche Besitznahme des Bodens als eine Eroberung, als einen Raub.

Aber der Diebstahl war darum noch keine Schande geworden, sondern er war vielmehr eine Ehre; denn er bewies Gewandheit, List, Mut und Tapferkeit. Darum nannte man auch einige Zeit darauf das damit erworbene Gut Eigentum, machte es legitim und ließ es vom Vater auf den Sohn forterben.

Auch das haben sie wieder einer dem andern nachgeäfft.

Aber gegen diesen mit dem Namen Eigentum belegten legitimen Diebstahl empörte sich die menschliche Natur fortwährend. Dies zu verhindern, wurde jede nicht legitime Art von Diebstahl von den Eigentümern verboten und mit Strafen belegt.

Um sich diesen Strafen zu entziehen, fing der Feige an, heimlich zu stehlen, und die Handlung des Diebstahls zu leugnen.

Seit dieser Zeit wird der Dieb verachtet und der Eigentümer geehrt, und zwar um so mehr, je reicher er ist.

Diese Verwandlungen in den Gewohnheiten sind das Bild alles dessen, was wir Sitten nennen. Alle sind der Veränderung unterworfen, und die meisten derselben können und werden in einer künftigen Ordnung der Dinge durch andere ersetzt werden. Nur die sind bleibend, welche auf ein natürliches Gefühl gegründet und mithin zur Erhaltung der Harmonie in der Gesellschaft notwendig sind, als z. B. die Treue, die Liebe, die Aufrichtigkeit usw.

Die Naturgesetze sind also die einzigen Grenzen der Freiheit der Sittenbildung.

In unserem heutigen System der Selbstsucht wird ihnen jede beliebige Richtung gegeben, welche imstande ist, den persönlichen Interessen einiger und ihren besonderen Begierden zu schmeicheln. Darum macht man auch daraus je nach Belieben Tugend oder Laster, Sünde oder Leberwurst.

Ein sittlicher Mensch ist also ein solcher, welcher gewissenhaft auf der ihm von Amts wegen vorgezeichneten Bahn fortwandelt, auf welcher ihn die Alten haben gehen lernen. Jeden andern, der davon abspringt, um sich selber einen Weg zu suchen, nennt man unsittlich.

Folgt einem solchen Abspringer ein starker Haufen, und läßt dieser auch wieder nach dem Vorbilde der Alten seinen Zug in Ordnung halten, so nennt man dies eine Veränderung

oder Milderung der Sitten. So oft also der rumpelige, schwere Alltagskarren durch einen tüchtigen Stoß der Zeitbegebenheiten aus dem alten Gleise gerissen wird und derselbe auf noch unbefahrener Straße ein neues bildet, verändern oder mildern sich die Sitten. Wenn Pfaffen und Büttel viel Mühe haben und große Anstrengungen machen müssen, die Menschen auf die Elendsstraße zurückzudrängen, so nennt man das eine Verderbnis der Sitten.

Jede Veränderung und Verbesserung oder Milderung der Sitten entsteht also aus der gelungenen Abweichung einiger von den alten Sitten. Jeder Versuch der Abweichung aber wird Unsittlichkeit genannt.

Da nun der Fortschritt des Wissens nur in der ganzen oder teilweisen Abweichung vom alten Schlendrian, in dem gewaltsamen Herausfahren aus dem alten Gleise denkbar ist, so ist jede auf den Vorteil einiger berechnete Polizei der Sitten ein Hindernis des Fortschritts.

Unsere heutigen Sitten sind also nichts als ein heilig gewordenes „Loassen mers hoalt immer beim Alten". Alles Streben daher, die alten Sitten zu erhalten, ist ein Streben des Stillstandes und der Bedrückung, und daher die größte Stütze des Despotismus und der Sklaverei.

Aus dieser Sittenpolizei entstehen die oft sehr verwirrten Begriffe von Tugend und Laster, von gut und böse, von Verbrechen und Strafen, von Anständigkeit und Unanständigkeit von Sittlichkeit und Unsittlichkeit.

Was bei dem einen Volke gut heißt, ist bei dem andern Volke böse, was hier eine erlaubte Handlung ist, ist dort eine unerlaubte; was unter gewissen Umständen und bei gewissen Personen sittlich ist, ist unter andern Umständen und bei andern Personen unsittlich, z. B.:

Nach den Sitten der Zigeuner springen die Kinder beiderlei Geschlechts oft bis ins fünfzehnte Jahr mit einander nackend herum, und der Bruder verkehrt mit der Schwester, ohne daß die Alten dabei eine Verletzung des Gefühls der Schamhaftigkeit ahnden, während die Türken das Ausgehen unserer Weiber und Mädchen mit unverschleiertem Gesicht und Busen als eine Schamlosigkeit und Unsittlichkeit bezeichnen.

Wir unsererseits halten wieder die Vielweiberei der Türken für ein Laster und würden uns derselben schämen, während manche unserer Regierungen nicht die mindeste Scham haben,

die Vielmännerei der öffentlichen Mädchen gegen eine zu erlegende Steuer zu dulden, mit welcher sie ihre Pfaffen und Gesetzausleger bezahlen. So ist es nach den Gesetzen der Juden eine erlaubte, gottgefällige Handlung, einen Fremden (einen Christen) zu betrügen, während der Gegensatz davon bei den Christen, wie billig, eine Sünde ist.

Der reiche Mann, welcher jährlich 5000 Reichstaler und darüber zu verzehren hat, gilt für einen tugendhaften Mann, wenn er davon jährlich der Armenbüchse einige hundert zukommen läßt, während die, deren Arbeit, Mühe und Entbehrung er diese Einnahmen verdankt, für lasterhaft gelten, wenn sie für das wenige, was ihnen von der schmalen Löhnung nach Bestreitung des Allernotwendigsten übrig bleibt, ein Glas Wein oder Bier trinken, anstatt es für eine unsichere Zukunft auf die Seite zu legen. Der reiche Almosengeber trinkt aber auch Wein, und zwar einen weit besseren als der Arbeiter, obgleich er ihn nicht verdient hat.

Und nun die von der römischen Kirche verordneten Gebote der Fasttage! Welche Verhöhnung des Armen! Der soll an bestimmten Tagen fasten, während für ihn doch alle Tage das ganze Jahr hindurch Fasttag ist. Wahrlich, ich möchte wohl manchmal unsere Festtagsgerichte mit den Fastenspeisen der vornehmen bigotten Katholiken tauschen.

Alle diese Begriffsverwirrungen sind eine Folge der uns durch die Herrschaft einiger und des persönlichen Interesses mehrerer aufgezwungenen Sittenpolizei.

Also in einem Systeme der Freiheit und Harmonie aller keine Sittenpolizei!

Wer für den Fortschritt ist, muß auch für die Änderung der denselben hindernden Sitten und für die Aufhebung alles Sittenzwanges sein.

Sowohl die Religion als der Fortschritt zeigen uns das Ziel, welches zu erreichen wir uns bestreben sollen; es ist das Ideal höchster Vollkommenheit; aber die Staatspolitik teilt uns dazu auf verschiedenen Wegen die Reisepässe aus, und die durch die Polizei des Staates und der Kirche bewachten Sitten sind die Ursachen, warum wir auf der uns angewiesenen, holprigen, steilen, staubigen Straße des Elends dem gewohnten Zuge vertrauungsvoll folgen, und es nicht wagen, an die von der Natur uns allen bestimmten Quellen der irdischen Glückseligkeit hinüberzuspringen.

Unsere eingefleischten alten Sitten sind doch also die festeste Stütze des heutigen Systems der Ungleichheit, der Tyrannei und Unterdrückung. Um diese Sitten zu verbessern, müssen wir sie zerstören.

Sobald dies gelungen, stürzt der ganze morsche Bau der heutigen gesellschaftlichen Ordnung ganz von selbst zusammen.

Wenn die Hausherren den neuen Bau verweigern, so muß der Einsturz des alten Gebäudes befördert, und an den neuen Bau keine Hand gelegt, sondern jeder neugelegte Grund immer wieder von neuem zerstört werden, wenn der Plan dazu nicht den Interessen aller auf gleiche Weise entspricht.

Dies ist das letzte und kräftigste Mittel eines Volkes und auch das sicherste.



Zweiter Abschnitt.

Ideen einer Reorganisation der Gesellschaft.

Einleitung.

ier handelt es sich nun nicht mehr allein darum, die Fehler der alten Organisation aufzudecken, die Fehler, deren üblen Eindruck man täglich empfunden und noch empfindet; sondern es handelt sich vielmehr darum, sich und die Gesellschaft im Geiste in eine neue, bessere Ordnung der Dinge hineinzudenken; alle Wünsche und Interessen, alle Fähigkeiten und Begierden abzuwägen, und ein System zu finden, welches wo möglich geeignet ist, allen Forderungen genugzutun.

Diese Aufgabe habe ich in diesem Abschnitte zu lösen versucht; du Leser, magst nun das Ganze deinem Urteile unterwerfen.

Wirf aber nicht gleich den Knüppel der Vorurteile darüber hinaus mit der Frage: kann von Nazareth auch etwas Gutes kommen?

Du weißt, irren ist menschlich, selbst der von Nazareth irrte sich*), und vollkommen ist nichts unter der Sonne; auch der von Nazareth war nicht vollkommen.**)

Wer für den Fortschritt ist, darf keine Lehre für vollkommen halten; wenn er keine vollkommenere kennt, so ist das kein Grund, die Möglichkeit einer vollkommeneren zu bezweifeln. Die Mängel aber, die man rügt, muß man zu beweisen und zu beseitigen verstehen, wo nicht, so ist man nur ein Tadler und kein Verbesserer.

Nie, solange die Welt steht, wird eine Organisation der Gesellschaft von allen Generationen und Individuen als unabänderlich gut und vollkommen angesehen werden, so wenig als jede der verschiedenen Erfindungen in Gewerben, Künsten und Wissenschaften.

---

*) Matth. 24, 29; Mark. 11, 13.
**) Matth. 19, 17; Joh. 12, 5—8.

Das höchste Ideal der Vollkommenheit wird die Menschheit nie erreichen, sonst müßte man einen Stillstand des geistigen Fortschrittes derselben annehmen.

Eben darum weil Künste, Wissenschaften und Gewerbe einer beständigen Vervollkommnung unterworfen sind, so ist es auch die Organisation der Gesellschaft, welche eine Folge der Vervollkommnung des Wissens ist.

Die fortschreitende Entwickelung und Vervollkommnung der gesellschaftlichen Ordnung, muß mit der Entwickelung und Vervollkommnung der Ideen Hand in Hand gehen. Mit jener innehalten wollen, wenn diese fortschreiten, und die Vorteile ihrer Verwirklichung in den gesellschaftlichen Verhältnissen geltend machen, war und ist immer ein Unglück für die Menschheit, weil dadurch der natürliche Gang der Entwickelungen gestört, und ein schreiendes Mißverhältnis zwischen den Forderungen der natürlichen Begierden einerseits, und den Fähigkeiten sie zu befriedigen andererseits, herbeigeführt wird.

Diese Störung des Strebens nach Vervollkommnung ist die Ursache aller Leiden, welche die Menschheit seit undenklichen Zeiten heimgesucht hat. Man hielt immer zu strenge an den alten Institutionen; die Mächtigsten und Listigsten verknüpften damit ihre persönlichen Interessen, und wandten darum alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel an, um jede Neuerung zurückzuhalten, die diese Interessen zu gefährden drohten.

Alle unsere Institutionen waren Verwirklichungen der Ideen des Fortschrittes und bezweckten in ihrer Entstehung daher auch immer etwas Gutes; je mehr aber diese Institutionen veralten, ohne den fortschreitenden Ideen angepaßt zu werden, desto nachteiliger werden sie der Gesellschaft.

Dieses alles wohl überlegend, kam ich zu dem Schluß, daß es in einer gut geordneten Gesellschaft nur ein bleibendes Gesetz geben könne, das des Fortschritts, welches das Naturgesetz der Gesellschaft ist, daß alle übrigen Gesetze, sowie alle Strafen mit der Freiheit des Individuums und dem Wohle der Gesellschaft unverträglich sind; und daß, um solche Ordnung möglich zu machen, alle persönlichen Interessen in ein allgemeines Interesse verschmolzen, und den größten Genies, in den nützlichsten Wissenschaften die Leitung desselben anvertraut werden müsse. Das ist es, was ich in diesem Abschnitte ausführlich erklären werde.

Erstes Kapitel.

Das Element der gesellschaftlichen Ordnung.

Alle Organisationen der Gesellschaft, die guten wie die schlechten, haben ein und dasselbe ursprüngliche Element, auf welches man bei einer Veränderung derselben jedesmal zurückgehen muß; dieses Element sind die menschlichen Begierden. Unter Begierden versteht man nicht bloß die Lüsternheit nach irgendeinem Gegenstande, sondern überhaupt alles Begehren, Verlangen, Trachten, Sehnen, Hoffen und Bedürfen des Menschen. Wenn wir heute eines dieser Worte statt Begierde anwenden, so ist es, um den stärkeren oder minderen Grad des Ausdrucks derselben zu bezeichnen, z. B. esse ich, um meinen Hunger zu stillen, eine Portion Fleisch und Gemüse, so habe ich ein Bedürfnis befriedigt, esse ich noch Obst darauf, so habe ich ein Verlangen gestillt, gelüstet mir es aber außerdem noch nach Zuckerwerk, so nennt man das eine Begierde. Wenn wir nun aber glauben, bei einer ähnlichen Mahlzeit unsere Begierde gesättigt zu haben, so würde ein reicher Mann, der bessere Kost gewöhnt ist, mit derselben Mahlzeit kaum sein Bedürfnis befriedigen, mithin ist selbst die Bezeichnung des stärkeren oder geringeren Grades des Ausdrucks einer Begierde nichts Positives, sondern etwas Angenommenes, und darum wollen wir, um recht verständlich zu sein, alles Bedürfen, Verlangen, Begehren usw. Begierden nennen.

Die Mittel, welche dazu dienen, die Begierden zu befriedigen, nennt man Fähigkeiten, und die Anwendung dieser Fähigkeiten sind die mechanischen und geistigen Arbeiten des Menschen.

Die Fähigkeiten sind denn doch also die natürlichen Grenzen der Begierden, weil sie die Mittel zur Befriedigung derselben liefern.

Um nun den ganzen Organismus in Bewegung zu setzen, so legte die Natur in die Befriedigung der Genüsse alle ihre Reize und ließ diese letztere auf die Sinne wirken. Die Sinne regten nun die Begierden auf, die Begierden die Fähigkeiten und diese die Tätigkeit des Menschen. Die Früchte dieser Tätigkeit wurden so wieder zu Genüssen, in die rasch wieder die Reize der Sinne eingriffen, um die Begierden zu erregen.

Auf diese Weise sind die Begierden die Triebfedern des ganzen Organismus, und damit diese nicht erschlaffen, hat es die Natur so eingerichtet, daß sie immer stärker werden, je mehr sich die Fähigkeiten des Menschen entwickeln und vervollkommnen; z. B. ging man erst nur zu Fuß, so fing man später an zu reiten, dann an zu fahren, darauf baute man Landstraßen und Kanäle; einmal daran gewöhnt, trieben die Begierden zur Erfindung der Eisenbahnen und Anwendung der Dampfkraft an. Diese wird jetzt auch immer mehr und mehr vervollkommnet, und wer weiß, ob nicht die Luftschiffahrt auch noch so verbessert und vervollkommnet werden wird, daß sie Landstraßen und Eisenbahnen unnötig macht. So erweitern sich die Begierden der Menschen mit den Grenzen der Fähigkeiten immer mehr und mehr und bilden durch die letzteren auf diese Weise das, was wir den Fortschritt nennen.

Die Gesamtheit aller menschlichen Begierden ist immer der Gesamtzahl aller vorhandenen Genüsse gleich, durch welche die ersteren erregt werden; und die Gesamtheit der Fähigkeiten aller reicht immer hin, die Summe von Genüssen herbeizuschaffen, welche die Begierden aller zu ihrer Befriedigung verlangen.

Obwohl nun in der Gesellschaft das schönste Gleichgewicht menschlicher Begierden und Fähigkeiten besteht, so ist dies doch bei dem Individuum nicht der Fall, so daß besonders in unseren zivilisierten Ländern niemand mehr mit seinen eigenen Fähigkeiten allein imstande ist, seine Begierden zu befriedigen; denn der Mensch kann sich nicht allein ein Haus oder Schiff oder eine Landstraße bauen, noch sonst irgendeine wichtige Arbeit allein machen, sondern er ist genötigt, seine Fähigkeiten mit denen anderer auszutauschen, um die Begierden befriedigen zu können, die er im Laufe des Fortschrittes kennen gelernt hat.

Um die Ausbildung seiner Fähigkeiten war es dem Menschen immer am meisten zu tun, weil er nur durch sie

seine Genüsse vermehren und so den Forderungen seiner Begierden reichlich nachkommen konnte; eines der kräftigsten Mittel aber, seine Fähigkeiten zu vermehren und auszubilden, war das Leben in Gesellschaft oder die Organisation derselben.

Vereinzelt ist der Mensch eine schwache Kreatur im großen Weltenraum, aber vereinigt, was ist er da nicht alles imstande. Vereinzelt kann ihn ein Gewitter einschüchtern, eine Ratte ihm Furcht einjagen; vereinigt läßt sich der riesige Elefant von ihm zum Lasttier abrichten und die Blitze des Himmels sich ihre Bahn bezeichnen. Vereinzelt ruft ihm der reißende Waldstrom zu: bis hierher und nicht weiter! Vereinigt ringt er den Brandungen des Meeres Königreiche ab. Vereinzelt knausert die Natur mit ihm über ihre Gaben; vereinigt zwingt er ihr Reichtum und Überfluß ab. Vereinzelt muß er im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen; vereinigt wendet er seine geistigen Kräfte vorteilhaft an und ersetzt seine physischen durch die Kraft der Elemente. Auch in den Begierden der verschiedenen Individuen schuf die Natur eine Verschiedenheit, so zwar, daß die Fähigkeiten und Begierden eines jeden Individuums besondere Eigenschaften haben, seien sie auch noch so unbemerkbar; demungeachtet aber verhält sich die Gesamtsumme aller Fähigkeiten der Gesellschaft immer gleich zu der Gesamtsumme aller Begierden.

Durch die Verschiedenheit der Fähigkeiten bei den verschiedenen Individuen wurde es den letzteren unmöglich, ihre Begierden vollkommen zu befriedigen, ohne sich an die Gesellschaft anzuschließen. Diese Verschiedenheit der Fähigkeiten und der große Vorteil einer Vereinigung der Fähigkeiten mehrerer Individuen zur Vermehrung der zur Befriedigung der Bedürfnisse erforderlichen Mittel, dann der Reiz der Genüsse, welchen die Natur in die Bande der Ehe und Familie legte; alles dieses waren ebensoviele natürliche Einladungen zum gesellschaftlichen Leben und zum Studium desselben.

Das gesellschaftliche Leben und seine Wohltaten haben die Menschen bereits seit Jahrtausenden gekostet, allein das Studium desselben ist ihnen erst seit kurzem eingefallen und ist noch lange nicht im Zuge; denn es ist sogar noch unterdrückt und verboten.

Im Anfang, wo der Mensch noch wenige Begierden kannte, hatte er auch nur geringe Fähigkeiten und ebenso war

seine Begierde der Geselligkeit geringer. Die Natur wirkte daher nur durch die Ehe und Familie auf diese. Doch je mehr sich seine Begierden entwickelten, desto stärker entwickelte sich auch seine Liebe zur Geselligkeit, weil er in ihr die Mittel fand, seine Tätigkeit zu vervielfachen und seine Genüsse zu vermehren.

Da nun also kein einziges Individuum mit seinen eigenen Fähigkeiten seine Begierden vollkommen befriedigen kann und er sich unglücklich und krank fühlt, wenn er das nicht kann, da ferner sich die Summe der Fähigkeiten aller zu der Summe der Begierden aller immer im gleichen Verhältnis verhält, so folgt daraus, daß alle Individuen, um zu genießen, austauschen müssen, und daß die, das natürliche Gesetz des Fortschrittes am wenigsten störende Methode des Austausches der Fähigkeiten der verschiedenen Individuen die beste Organisation der Gesellschaft ist.

Nun wollen wir untersuchen, was am störendsten auf die natürliche Richtung der Begierden und auf den Gang des Fortschrittes, der davon eine Folge ist, einwirkt.

Wenn die Methode des Austausches der Fähigkeiten widernatürlich und schlecht ist, so kann es vorkommen, daß

a) die Befriedigung der Begierden, welche dazu dienen soll, die eigenen Fähigkeiten der Tätigkeit und des Genusses zu erhalten und zu vermehren, nur statt dessen dazu dient, die Fähigkeiten zu zerstören und zu vermindern, z. B. durch das Übermaß körperlicher und geistiger Genüsse zum Nachteil der eigenen körperlichen und geistigen Fähigkeiten;
b) daß die Begierden der einen zum Vorteil der andern unterdrückt werden, z. B. durch Genüsse, welche durch schlechte Löhnung und Beköstigung der Arbeiter erkauft werden usw.;
c) daß die Fähigkeiten der einen zum Vorteil der andern unterdrückt werden durch die ungleiche Erziehung der Kinder der Armen und der der Reichen usw.;
d) daß die Begierden der einen zu ihrem Nachteil und zum Vorteil der andern geweckt und genährt werden, z. B. der Ehrgeiz und die Ruhmsucht des Kriegers zum Vorteil des Fürsten, die Liebe zum Luxus zum Vorteil der Krämer und Fabrikanten, die Liebe zum Geld zum Vorteil der Geldmänner und hundert andere Fälle;

e) daß die Fähigkeiten der einen zum Nachteil der andern unterdrückt werden durch die Bevorzugung der Söhne privilegierter Familien, wenn es sich um die Verwaltung eines wichtigen Amtes handelt; dann durch das Geldsystem, welches den Ideen und Talenten von drei Vierteilen der Menschheit den Weg zur Verwirklichung und Anwendung ihrer Ideen und Fähigkeiten versperrt.

Mithin entsteht doch aus der Freiheit und der Harmonie der Begierden und Fähigkeiten aller alles Gute und aus der Unterdrückung und Bekämpfung derselben zum Vorteil einiger alles Böse.

In diesen wenigen Worten ist alles in allem enthalten; versuchen wir nun eine Organisation der Begierden und Fähigkeiten aller nach diesem Grundsatze zu geben.

Alle Begierden teilen wir in drei Hauptklassen:

1. Die Begierden des Erwerbes.

Die Befriedigung dieser Begierde nennt man: Erwerb, Besitz, Lohn, Eigentum, Verdienst usw.; den, der diese Begierde befriedigt, Besitzer, Eigentümer, Käufer, Herr, Meister usw.

Wird die Befriedigung dieser Begierden durch die gewaltsame oder listige Unterdrückung der Begierden anderer und durch Benutzung und Entziehung ihrer Fähigkeiten erlangt, so heißt sie: Raub, Diebstahl, Bankrott, Wucher, Betrug, Steuer; auch zuweilen Lohn, Verdienst, Gewinn usw.

2. Die Begierden des Genusses.

Die Befriedigung dieser Begierden nennt man: Gesundheit, Wohlstand, Glück, Ehre, Ruhm, Vergnügen usw. Den, der diese Begierde befriedigt, nennt man: wohlhabend, glücklich, zufrieden, vergnügt, einen Lebemann usw.

Wird die Befriedigung dieser Begierden durch die gewaltsame oder listige Unterdrückung anderer und durch Benutzung oder Entziehung ihrer Fähigkeiten erlangt, so heißt das: Luxus, Verschwendung, Überfluß, Reichtum, Prasserei usw.

3. Die Begierden des Wissens.

Die Befriedigung dieser Begierde nennt man: Verstand, Weisheit, Talent, Gelehrsamkeit usw.; den, der diese Begierden befriedigt, nennt man: verständig, weise, talentvoll, gelehrt usw. Wird die Befriedigung dieser Begierden durch die gewaltsame oder lästige Unterdrückung der Begierden anderer und durch

Benutzung und Entziehung ihrer Fähigkeiten erlangt, so heißt das: Tyrannei, Betrug, Lüge usw.

Alle übrigen Begierden bilden entweder einen Teil dieser oder entstehen aus der Anwendung der Fähigkeiten, dieselben zu befriedigen.

Die Begierden zu erwerben, zu genießen und zu wissen sind allen Menschen gemein und entspringen eine aus der andern; denn der Mensch kann nichts genießen, was er nicht schon hat und nichts haben, ohne zu wissen, wo und wie er es bekommt; sonach ist doch die Begierde des Wissens die Haupttriebfeder des gesellschaftlichen Organismus, durch welche alle übrigen geleitet werden.

Die Begierde des Wissens machte die Entdeckung, daß die vereinten Fähigkeiten mehrerer Individuen imstande sind, den Begierden derselben mehr Genuß zu verschaffen als die vereinzelten.

Diese Entdeckung benutzten nun die Menschen auf eine sehr verschiedene Weise, jeder nach seinen Lieblingsbegierden.

Da einige sahen, daß man durch die vereinten Fähigkeiten mehrerer imstande war, die Begierden derselben entsprechender zu befriedigen, so schlossen sie daraus, daß man ja auch ebensogut die Begierden anderer zügeln könne, um die einiger zu vermehren.

Man machte sich also an das Werk, die Begierden einiger zum Vorteil anderer zu zähmen, und nannte diese Zähmung, wenn sie freiwillig war, Tugend, und Laster, wenn das Individuum sich dagegen empörte.

Die auf diese Weise den Begierden vieler teils freiwillig gegebene, teils gewaltsam aufgedrungene Richtung nannte man Sitten.

Die Zähmung der Begierden der einen zum Vorteil der Begierden der andern erzeugte die scheußliche Ungleichheit in den gesellschaftlichen Verhältnissen, gebar und vermehrte Gesetze, Verbrechen und Strafen.

Zuerst übernahm die Begierde des Erwerbes die Leitung der gesellschaftlichen Organisation. Nach ihr setzte sich die Begierde des Genusses mit ans Ruder. Beide regieren noch bis auf den heutigen Tag, während das Wissen sich unter die Wänste seiner sinnlichen Genossen beugt.

Die auf diese Weise unterdrückte Wißbegierde artete aus in Unsinn, Irrtum, Aberglauben, Vorurteil, Täuschung und

Lüge, welche zum Vorteil der Genuß- und Habsucht verbreitet wurden.

Allein die Gewalt des Wissens konnte doch nicht dauernd unterdrückt werden, und wenn ihm scheinbar die Leitung der Organisation der Gesellschaft entzogen war, so war dies auch eben nur scheinbar; denn langsam unterminierte dasselbe während dem Druck, der auf ihm lastete, die Grundpfeiler der alten Organisation, dem Fortschritt eine unerwartete Bahn brechend, und von Zeit zu Zeit den Begierden der Habsucht und der Genüsse seine Lockspeisen der Erfindungen und Entdeckungen vorwerfend, welche jene schützten und pflegten, ohne zu ahnen, daß sie dadurch ihren eigenen Werken, Wunsch und Willen entgegenarbeiteten.

So wurde die Buchdruckerkunst und die Anwendung der Dampfkraft auf Maschinen erfunden. Mittelst der ersten wird es möglich, die Lichtfunken der Wissenschaften zu sammeln und zu erhalten bis zu einer nicht fernen Periode, wo sie stark genug sein werden, den Damm zu überfluten, welchen ihnen die Begierden des persönlichen Interesses in den Weg setzen.

Nun stehen wir am Vorabend einer gewaltigen Krisis! Ein mächtiges, fest eingewurzeltes, bis jetzt von den Philosophen noch verschontes Vorurteil ist niederzureißen; dies kann jetzt aber nur in den großen Städten Frankreichs und Englands am wirksamsten geschehen. Also nieder damit! und aus allem einen kurzen, praktischen Schluß gezogen! — — —

Alle Begierden sind natürlichen Ursprungs; von der Richtung, welche man denselben gibt, von der Erleichterung oder Erschwerung ihrer Befriedigung, also mit einem Worte: von der Organisation der Befriedigung der Begierden und des Austausches der Fähigkeiten aller hängt die gute oder schlechte Organisation der Gesellschaft, hängt das Glück oder Unglück der Individuen ab.

Sonach darf doch in einer guten Organisation der Gesellschaft keine Begierde des einen zum Vorteil des andern unterdrückt, sondern einer jeden muß in der natürlichen Ordnung der Dinge ihre freie Befriedigung gelassen werden, wenn dieselbe nicht der Freiheit anderer und somit der Harmonie des Ganzen schadet.

Nach den Gesetzen der Natur ist nun die Begierde des Wissens diejenige, welche die andern leitet, denn man kann nichts genießen, ohne es zu haben, und nichts haben, ohne zu wissen, wo und wie es zu bekommen sei.

Die gesamten Fähigkeiten, welche alle anwenden, um die Begierden des Erwerbes zu befriedigen, nennt man Produktion, und die gesamten Fähigkeiten aller, um die Begierden der Genüsse zu befriedigen, die Konsumtion.

Die Begierde der Kenntnis der Veredlung und Vervollkommnung der Begierden und Fähigkeiten aller ist die des Wissens und die durch dieselbe geführte Leitung der Befriedigung der Begierden und des Austausches der Fähigkeiten aller die Verwaltung.

Sonach muß die Organisation der Gesellschaft nach den verschiedenen Begierden der Menschen und den Fähigkeiten, welche zur Befriedigung dieser Begierden dienen, in folgender Ordnung bestehen:

1. Die Verwaltung oder die Fähigkeiten des Wissens.
2. Die Produktion oder die Fähigkeiten des Erwerbens.
3. Die Konsumtion oder die Fähigkeiten des Genusses.

Die Ausbildung dieser verschiedenen Fähigkeiten muß nach den Naturgesetzen vor sich gehen, folglich muß die des Wissens zuerst ausgebildet werden, dann die des Erwerbens und dann erst die des Genusses.

Diese Reihenfolge der Ausbildung muß freiwillig und allgemein sein; wir nennen sie Erziehung.

Unter freiwilliger Erziehung verstehe ich, daß man jeder Begierde und Fähigkeit den natürlichen Lauf lasse, solange dieser der Gesellschaft nicht schädlich zu werden droht, d. h. solange derselbe nicht die Rechte und Freiheiten der Begierden und Fähigkeiten anderer stört.

Die Befriedigung der Begierden einzelner kann entweder dazu beitragen, die Fähigkeiten und Begierden einzelner zu erhalten, zu vermehren und zu vervollkommnen oder sie zu zerstören, zu vermindern und schädlich zu machen.

Aus der Praxis dieses Schlusses entstehen die meisten individuellen und alle Krankheiten des sozialen Körpers.

Gesundheit ist die Harmonie der Begierden und Fähigkeiten der Individuen mit der gesellschaftlichen Ordnung. Krankheit ist das Mißverhältnis der Begierden und Fähigkeiten der Individuen und der gesellschaftlichen Ordnung.

Sonach gibt es in einer guten Organisation der Gesellschaft weder Laster noch Verbrechen, weder Gesetze noch Strafen, sondern Regeln und Heilmittel. Das, was wir heute Verbrechen nennen, sind Krankheiten, meist hervorgerufen durch

die schlechte Organisation der Gesellschaft, durch die widernatürliche Richtung der Begierden und Fähigkeiten.

Um diesen nun ihre natürliche Richtung wiederzugeben, muß damit angefangen werden, der Wissenschaft wieder den Platz einzuräumen, den ihr die Natur bezeichnete, nämlich den der Leitung aller übrigen Begierden und Fähigkeiten.

Um dieses nun richtig zu können, muß man das persönliche Interesse von der Wissenschaft und die Produkte dieser von den Individuen trennen, so daß im wahren Sinne des Wortes die Wissenschaft die Verwaltung der Gesellschaft leitet und nicht das Individuum.

Zu diesem Ende kann die Verwaltung der Gesellschaft weder auf einen Fürsten, noch auf eine Diktatur, noch auf eine republikanische Wahlmehrheit übergehen; alle diese Regierungsformen verwalten das persönliche Interesse und sind durch dasselbe an die Regierung gelangt. Für die Übergangsperiode jedoch ist die Diktatur notwendig, um die neue Organisation einzurichten.

Wir werden im folgenden Kapitel sehen, auf welche Weise es möglich ist, die Wissenschaft von den Individuen zu trennen und ihr die Leitung der Organisation der Gesellschaft zu übertragen.

Zweites Kapitel.

Von der Verwaltung.

Der Zweck der Ausbildung ist, den Austausch der Fähigkeiten und Begierden der verschiedenen Individuen nach den Naturgesetzen zu leiten und denselben die zum Wohle und zur Harmonie aller nötige, natürliche Richtung zu geben, oder mit anderen Worten: die gleiche Verteilung der Arbeiten und der Genüsse nach denselben Gesetzen und die Vertilgung und Heilung der menschlichen Schwächen und Krankheiten, welche diese natürliche Richtung stören.

Die Individuen, welche vermöge ihrer Eigenschaften das Verwaltungspersonal bilden, dürfen deswegen nicht den mindesten Vorzug vor andern haben; ebenso haben sie dieselbe Verpflichtung der Anwendung ihrer Fähigkeiten wie alle übrigen.

Dieses ist eine Hauptsache, auf welche die Gesellschaft nicht streng genug achten kann.

Nur denen, die regieren wie jetzt oder verwalten wie später, keine besonderen Vorrechte eingeräumt; ihnen die nützliche Anwendung ihrer Fähigkeiten zum Wohle aller nicht geschenkt. Wo dieses geschieht, ziehen der demütige Arbeiter und Bauer den Hut tiefer, blickt der eingebildete Pinsel stolzer über die Achsel, und die ganze Gesellschaft — besonders die Jugend — richtet sich nach den Beispielen von oben. Die ersten müssen im wahrhaften Sinne des Wortes die letzten sein, und die letzten die ersten; solange das nicht ist, sind wir verloren, getäuscht, unglücklich und betrogen zum Vorteil der Selbstsüchtigen.

Also, das wichtigste Amt in der Gesellschaft darf nicht mehr eintragen als das letzte, und das letzte nicht weniger als das erste.

Da nun das Verwaltungspersonal die Leitung der Fähigkeiten und Begierden aller, sowie den gegenseitigen Austausch

derselben zum Wohle aller übernehmen soll, so ist es notwendig, daß dasselbe aus Personen bestehe; welche teils

1. sich in verschiedenen Fähigkeiten ausgebildet haben, und zwar vollkommener als alle übrigen;

2. aus solchen, welche die vollkommenste Kenntnis der Wirkung der verschiedenen Fähigkeiten und Kräfte besitzen;

3. aus solchen, welche die natürliche Richtung und Fähigkeiten aller mit Erfolg studiert und sich in diesem Studium die größten Kenntnisse erworben haben.

Alle anderen Personen sind zur Verwaltung untauglich und können daher wohl regieren, aber nicht verwalten.

Der Unterschied zwischen den heutigen Regierungen und den künftigen Verwaltungen ist folgender:

Die heutigen Regierungen bekümmern sich weder um den Austausch der verschiedenen Fähigkeiten, noch um die Richtung, welche die Begierden der verschiedenen Individuen nehmen. Solange diese Richtung ihren persönlichen Interessen nicht zu schaden droht, lassen sie alles Kopf unter, Kopf über gehen, lassen nützliche Fähigkeiten ersticken oder zum Vorteil schädlicher Begierden einzelner unterdrücken. Statt dem Unfug durch weise Vorkehrungsmaßregeln Einhalt zu tun, suchen sie ihn vielmehr auf alle mögliche Weise zu unterstützen und zu rechtfertigen, um desto leichter ihr eigenes Interesse befriedigen zu können. So suchen sie der Wissenschaft die Leitung der Begierden und Fähigkeiten oder überhaupt mit andern Worten, die Verwaltung der gesellschaftlichen Ordnung zu entziehen, und bedienen sich, um diesen Zweck zu erreichen, der rohen Mittel der Belohnungen und der Strafen, indem sie die Übel der Menschheit vermehren und den Teil derselben, welchen sie künstlich hervorgerufen haben, Verbrechen nennen.

Die Regierungen sehen mehr auf ihr eigenes Wohl, als auf das Wohl der übrigen. Sie verhindern den Fortschritt durch das Festhalten an alten Grundsätzen und Institutionen, auf welchen sie ihr persönliches Interesse gebaut haben, welche den fortschreitenden Ideen schroff entgegenstehen und durch den Druck der Herrschaft der sinnlichen Begierden nach und nach zu Vorurteil, Irrtum und Lüge wurden.

Nichts ist vollkommen unter der Sonne, darum darf an alten Sagen, Lehren, Grundsätzen und Institutionen zum Nachteil des Fortschrittes nicht festgehalten werden. Was vor tausend oder hundert Jahren gut war, ist es nicht mehr heute

oder für immer. Da die Ideen mit den Generationen fortschreiten, so müssen auch die Institutionen einer beständigen Vervollkommnung unterworfen sein, weil sie nichts anderes sind als eine Verwirklichung früherer Ideen. Das ist aber niemals im Interesse der Regierenden, weil man ihnen erlaubt, ihre persönlichen alleinigen Vorteile mit den alten Grundsätzen und Institutionen zu verbinden. Solange man aber einigen die Macht zu regieren, d. h. zu befehlen überträgt, wird es immer so sein.

Eine Verwaltung dagegen muß den Auftrag haben, die Begierden und Fähigkeiten aller — die des Verwaltungspersonals mitinbegriffen — zum Vorteil der Gesellschaft zu regeln und in Harmonie zu bringen. Hier gibt es mithin weder Ehrenbezeugungen noch Unterwürfigkeitsformeln, weder äußere Auszeichnungen des Ruhmes noch der Verachtung; hier ist nichts zu befehlen und nichts zu gehorchen, sondern zu regeln, anzuordnen und zu vollenden. Da gibt es weder Verbrechen noch Strafen, sondern nur noch einen Rest menschlicher Schwächen und Krankheiten, welche die Natur in uns legte, um durch die Beseitigung derselben unsere physische und geistige Tätigkeit anzufeuern, damit sie auf diese Weise ein Triebrad des Fortschrittes werde.

Alles in der Natur ist gut und nützlich, auch ihre Unvollkommenheiten, denn sie erzeugen unsere Tätigkeit, und was wäre das Leben ohne diese?

Drittes Kapitel.

Von den Wissenschaften.

Unter den vielen Wissenschaften, die betrieben werden, gibt es manche, welche der Gesellschaft oft mehr schädlich als nützlich sind; wieder andere ganz unnütze Wissenschaften können wir gleichwohl vor der Einrichtung einer besseren Ordnung der Gesellschaft nicht entbehren. Manche derselben hat während der Herrschaft der sinnlichen Begierden in der Gesellschaft Wurzel gefaßt und in der schlechten Organisation derselben Nahrung gefunden.

Schon sind das Sterndeuten, Traumauslegen, Wahrsagen und Goldmachen von dem Throne der Wissenschaften gestürzt worden, auf welchem sie sich mittelst Hilfe der sinnlichen Begierden einen Platz erschlichen hatten. Noch gibt es der trügerischen Usurpatoren die Menge, welche die geistige Tätigkeit der Wißbegierigen vom nützlichen Wissen abzulenken und auf sich zu ziehen suchen.

Seht dort das Bild der kalten, gefühllosen Göttin mit Schwert und Wage! Seht, wie die wißbegierige Jugend scharenweise unter ihren falschen Kultus gedrängt wird! — Solange sie sich solchem Dienste weihen, solange sie sich über verstaubten Gesetzbüchern den Kopf zerbrechen und nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Gesellschaft vor hundert und vor tausend Jahren die unsrigen abwägen wollen: solange wird die Gelehrsamkeit der Menschheit mehr schaden als nützen, solange ist sie nichts als eine auf den Thron der Gewaltigen erhobene Buhle der sinnlichen Begierden.

Ziehen wir mancher modernen Gelehrsamkeit das schöne Kleid aus, so haben wir oft den nackten Unverstand vor Augen. Das ist kein Wunder! Wenn man lehren, schwatzen und schreiben muß, um seine Existenz zu sichern, kann unmöglich alles gut sein.

Desgleichen: solange eine schöne Stimme, ein gefälliges Äußere, schöne Reden und Phrasen noch imstande sind, einem Menschen die kalte Beurteilung wegzuzaubern, solange hat er noch keine Überzeugung in irgendeinem Prinzip erlangt.

Schönsprecherei und Schöngeisterei sind Künste wie das Kartenschlagen und Seiltanzen.

Notwendige Wissenschaften sind solche, ohne welche ein Stillstand im Fortschritt eintreten und mithin die Auflösung der Gesellschaft erfolgen würde.

Nützliche Wissenschaften sind alle solche, deren Ideen sich zum Wohle der Gesellschaft verwirklichen lassen.

Angenehme Wissenschaften sind solche, welche sowohl durch ihre Ideen, als durch die Verwirklichung derselben, der Gesellschaft Bequemlichkeit, Vergnügen und Unterhaltung gewähren.

Alle übrigen Geistesprodukte sind unnütze Wissenschaften oder Künste.

Jeder Zweig der Arbeit wird auf dem Höhepunkt seiner Vervollkommnung, wo er den Ideen einen Wirkungskreis gewährt, zur Wissenschaft.

Die Philosophie ist das Wissen aller Wissenschaften. Sie ist der Gesellschaft dann am nützlichsten, wenn sie die durch die gesamten Wissenschaften gegebenen Ideen in eine die Harmonie des Ganzen bezweckende Ordnung zu bringen sich bemüht.

Weil nun die Philosophie aus der Konzentrierung der Ideen aller übrigen Wissenschaften besteht, so ist sie auch keine besondere, auf die Praktik gegründete, *spezielle* Wissenschaft, sondern eine *allgemeine*, deren Ausbildung mit jeder der übrigen Wissenschaften verbunden ist.

Es kann mithin in jedem Zweige des Wissens Philosophen geben, und jeder Philosoph kann in irgendeinem Zweige des Wissens vollkommener ausgebildet sein als in den übrigen.

Die *Philosophie* ist es also, welche das Ruder der Verwaltung der gesellschaftlichen Ordnung leitet.

Diejenigen Wissenschaften, durch welche sie sie vorzüglich leitet, sind:

1. *Die philosophische Heilkunde.*

Dieses ist die *nötigste* und *wichtigste* Wissenschaft der künftigen Generationen; ihr Studium begreift die ganze physische und geistige Natur des Menschen, seine körperlichen

und geistigen Schwächen und Krankheiten und die Kenntnis der Vertilgung und Ausrottung derselben.

Die größten Philosophen werden doch also auch zugleich Ärzte und Sittenlehrer und ihre Aufgabe die Heilung aller Körper- und Seelenkrankheiten sein; denn man wird aufhören, diese letzteren Verbrechen zu nennen.

So wie heute der Arzt sich bestrebt, die Heilung der körperlichen Leiden so schnell wie möglich zustandezubringen und die Lage des Kranken so erträglich und angenehm wie möglich zu machen, so wird der künftige Arzt auch mit der Heilung der Seelenkrankheiten verfahren. Eine der Hauptaufgaben dieses Zweiges der Wissenschaft ist daher auch die Organisation der Fähigkeiten und Begierden des Individuums in der Gesellschaft und die Erleichterung der natürlichen Begierden und Fähigkeiten mit denen aller.

Also alles nützliche Wissen der heutigen Philosophen, Rechtsgelehrten, Theologen und Mediziner konzentriert sich nach Ausscheidung alles Schädlichen in den Brennpunkt der philosophischen Heilkunde.

2. Die Physik.

Darunter verstehen wir die Kenntnis der Kräfte der Natur, sowie das Studium ihrer Anwendung zum Wohle der Menschheit. Unter der Leitung dieser Wissenschaft stehen die Arbeiten des Ackerbaues, der Bergwerke, Glashütten, Tongruben, der Wasch- und Färbeanstalten, der Heizungen und Beleuchtungen der Gebäude, der Kochanstalten, der Bereitung der Getränke, sowie die Aufsicht über die Aufbewahrung der in den Magazinen und Kellern aufgespeicherten rohen Produkte usw.

3. Die Mechanik.

Diese Wissenschaft begreift die vollkommene Kenntnis der Theorie und Praxis jeder der verschiedenen Hand- und Maschinenarbeiten. Die in dieser Wissenschaft gemachten neuen Erfindungen bilden den Zentralpunkt der Wissenschaft, von welchem aus die neuen Theorien in die Praxis geleitet werden.



Viertes Kapitel.

Von den Wahlen.

Wenn wir einen prüfenden Blick auf alle bestandenen und noch bestehenden Organisationen der Gesellschaft und auf die verschiedene Art und Weise, in der sie regiert wurden und noch regiert werden, richten, so finden wir, daß noch niemals und nirgends die Wissenschaft darin den Platz behauptete, der ihr gebührt. Und doch hat noch keines der Mitglieder der verschiedenen Regierungen die Macht und Notwendigkeit der Herrschaft des Wissens leugnen können, sondern sie waren vielmehr genötigt, sich beständig mit dem Schein der Weisheit zu umgeben, und jeden aufblitzenden mächtigen Strahl derselben entweder durch Bestechungen zu gewinnen, oder ihn durch rohe viehische Mittel zu unterdrücken und zu verdunkeln.

Aufrichtig gestanden, ihr Großen dieser Erde! müßt ihr nicht zugeben, daß die Leitung und Verwaltung der gesellschaftlichen Organisation durch das Vorrecht der Geburt eine Verkennung des Fortschrittes und der natürlichen Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten ist?

Fragt eure eigene innere Stimme, fragt euer durchlauchtigstes, großmächtigstes Ich, ob es zugunsten der Aufklärung und des Fortschrittes der Gesellschaft im 19. Jahrhundert spricht, wenn sie die für die Leitung ihrer Verwaltung nötigen Kenntnisse und Talente in dem Hirn eurer Nachkommen suchen muß; als wenn die Weisheit ein Zuchthengst wäre, der seine Eigenschaften auf eine und dieselbe Rasse verpflanzt.

Unter der Herrschaft der Legitimität gleicht der Fortschritt einem Uhrwerke, an welchem Waffen, Orden und Geldsäcke die Stelle der Gewichte vertreten. Alle Tage die alte Leier, immer das ewige eintönige Ticktack der Angestellten und Höflinge; alle Tage dieselben Stunden der Mühen und Plagen und von Zeit zu Zeit dieselben Schläge des Schicksals.

In der Demokratie wird das Leben schon lebendiger; der Fortschritt findet hier doch manchmal Gelegenheit, das Talent aus dem Drängen und Wirren der Massen an die Spitze der Geschäfte zu schieben; indes treibt der Zufall dabei so sein Wesen, daß auch hier nach den bestehenden Organisationen das Reich des Wissens nicht garantiert ist.

Was muß nun geschehen, frug ich mich oft, um der Weisheit und dem Fortschritt die Leitung der Verwaltung zu sichern? Vor allem dachte ich mir, ist es notwendig, den Einfluß der sinnlichen Begierden auf dieselbe zu beseitigen. Dieses geschieht durch den Zustand der Gemeinschaft.

Ein reiferes Nachdenken belehrte mich jedoch bald, daß das nicht genüge, denn obgleich man von der einen Seite durch die gleiche Verteilung der Genüsse versichert ist, daß das Verwaltungspersonal seine Talente und Fähigkeiten nicht zum Nachteile der Übrigen verwenden kann, so bietet doch wieder von der anderen Seite das entscheidende Stimmenmehr der Massen wenig Garantie, daß die vorhandenen wichtigsten und nützlichsten Fähigkeiten und Talente auch immer aus den Wahlen hervorgehen. Wohl werden im Zustande der Gemeinschaft die Wahlen weniger parteiisch und leidenschaftlich sein, als dies im jetzigen Zustande der Ungleichheit der Fall ist, aber nun kommt der eigentliche Fehler der vielköpfigen Verwaltungen, dieser ist die Abstimmung nach vorheriger Diskussion über die Annahme oder Verwerfung dieses oder jenes Gegenstandes der Verwaltung. Dabei gibt es denn gewöhnlich die langweiligsten Diskussionen für und wider, und am Ende, wenn infolge dieser entmutigenden, zeitraubenden Streitereien der Neid, die Eifersucht, Eitelkeit, Ruhm und Ehrgeiz aufgeregt wurden, und diese Leidenschaften die Stimme kaltblütiger Beurteilung in fieberhaft aufwallende Parteilichkeit verwandelt haben, dann wirft ein jedes Individuum sein Veto in die Urne, um den Wert des Talentes zu bestimmen, das sie öfters nicht zu schätzen verstehen und über das es ihnen nach einer aufregenden Diskussion kaum möglich ist, ein richtiges Urteil zu fällen, selbst wenn sie die richtigen Kenntnisse der Sache hätten. Die zufälligen Eigenschaften eines einzigen Wählers, der gute oder böse Wille desselben entscheiden hier oft über das wertvolle Talent, sodaß, wenn es in einer Repräsentantenkammer unter 100 einen gibt, welcher durch Verwirklichung seiner Idee dem Volke außerordentlich nützen

könnte, und es gibt darin nur 48, welche den Wert derselben verstehen und anerkennen, so sind die übrigen 51 imstande, sie zur Minorität zu machen, d. h. ihnen und der ganzen übrigen Gesellschaft ihren Willen zum Gesetz aufzustempeln; ja, diese Abstimmungen sind solche Hasardspiele, daß es oft nur auf die zufällige Abwesenheit, auf die gute oder böse Laune eines Individuums ankommt, um die Annahme oder Verwerfung eines wichtigen Vorschlages zu entscheiden. Selbst eine parlamentarische Mehrheit ist öfter, bei Lichte besehen, nichts als eine schwache, unwissende oder übelwollende Minderheit, wenn man sich die Mühe nehmen wollte und könnte, die Meinung jedes einzelnen Wählers über die von den Deputierten erfolgte Annahme oder Verwerfung irgend eines Vorschlages zu erfragen, besonders im jetzigen Zustande der Ungleichheit. Von diesen und anderen Mängeln liefern uns die Parlamentsverhandlungen der Beispiele die Menge. Nirgends haben die Kunstgriffe und Intrigen der Männer sinnlicher Begierden mehr Spielraum als hier. Das kennen, das wissen wir beinahe alle und haben es selbst teilweise erfahren, nur wagten wir daraus nicht immer den Schluß zu ziehen, daß das, was man in bezug auf die Wahlen Volksherrschaft nennt, nichts ist als eine angenehme Täuschung, ein Begriff, der, genau kritisiert, viel verspricht und wenig hält.

Diese Erkenntnis des falschen Begriffs, den man sich unter der Benennung „Volksherrschaft“ machte, hatten in neuerer Zeit die meisten demokratischen Parteien und besonders die Sozialisten. Diese letzteren fühlten die Notwendigkeit, die Wahlsysteme entweder bedeutend zu vervollkommnen oder dieselben ganz zu verwerfen und die Organisation der Gesellschaft auf festerem Grunde zu bauen. Hatte man doch lange die bittere Erfahrung gemacht, daß die Abstimmung der Massen mit den dabei gespielten Intrigen und Wahlumtrieben nicht imstande sei, irgend einer freien Institution eine dauernde Garantie der Erhaltung und Entwickelung zu geben. Man sah ja oft genug, welcher Mittel man sich bediente, um das wohlmeinende nützliche Genie von der Leitung der Verwaltung zu entfernen oder demselben, wenn das nicht gelang, in einer vielköpfigen, neidischen und eifersüchtigen Repräsentantenkammer mit Erfolg entgegenzuwirken.

So wurden den Leuten — Gott sei Dank! — seit 1830 endlich die langweiligen, ekelhaften, streitsüchtigen Debatten der vielköpfigen konstitutionellen und republikanischen Hyder zum Ekel.

Verzweifelnd an den Unvollkommenheiten der bekannten Wahlsysteme verwarfen einige französische Kommunisten dieselben für die Übergangsperiode ganz und schlugen für dieselbe die Diktatur vor, die Verbesserung der Wahlsysteme der Zukunft überlassend. Owen übertrug in seinem System die Leitung der Verwaltung den Individuen in einem gewissen Alter von Jahren, sodaß der Mensch, je älter er wird, zu immer wichtigeren Ämtern der Verwaltung berufen ist. Fourier erkannte die Wichtigkeit der Fähigkeiten, verband sie aber mit dem persönlichen Interesse, parallelisierte sie durch den Einfluß des Kapitals, und ließ sie gleichwohl unter dem rohen Joch des Stimmenmehrs.

Die Mängel aller bekannten Wahlsysteme erkennend und die Notwendigkeit einer Reform derselben fühlend, machte ich mich an die Lösung dieser Frage.

Zuerst stellte ich mir den von der ganzen gebildeten Welt unbestrittenen Grundsatz auf: *die Philosophie muß regieren.*

Darauf erläuterte ich mir den Begriff der Philosophie und fand, daß man darunter den Inbegriff *alles Wissens* versteht. Nun strich ich aus der Reihe der Wissenschaften jede unnütze und schädliche Lehre und nahm dafür *jede Arbeit* mit darin auf, welche auf dem Höhepunkt ihrer Vervollkommnung *den Ideen einen Wirkungskreis gewährt.*

Die theoretische Kenntnis irgend eines Zweiges der Hand- und Maschinenarbeiten ist also eine *Wissenschaft.*

Nun konzentrierte ich im Geiste alle erhabenen, guten, nützlichen und schönen Ideen. Diese da, sagte ich mir, sind es, die die Welt regieren; und aus den Hindernissen, welche ihnen die persönlichen Interessen einiger in den Weg legen, entstehen alle unsere Übel.

Was muß nun geschehen, um diese Hindernisse künftig zu beseitigen und dem *Wissen* die Leitung der Verwaltung der gesellschaftlichen Ordnung zu sichern?

Man muß vor allem *das persönliche Interesse davon trennen.* Die Wissenschaft muß aufhören, ein Privilegium zu sein; dem beschränktesten Kopf wie dem größten Genie muß die Befriedigung der Begierden nach den gleichen, natürlichen Verhältnissen möglich werden.

Ist dies festgesetzt, dann muß denen, welche das größte Genie, die größten Talente und die besten Ideen haben, die

Leitung der Verwaltung übertragen werden. Diese aber wird man an ihren Fähigkeiten erkennen.

Der Eindruck, den eine neue Idee auf die Sinne macht, ist um so stärker und die Idee selbst um so faßlicher, wenn sich dieselbe auf dem Papier, durch Schriften, Zeichnungen, Pläne und dergl. verkörpert, oder sich überhaupt an irgend einem Gegenstande ganz oder teilweise verwirklicht.

Sobald nun eine Idee sich auf eine solche Weise verkörpert hat, wird es möglich, dieselbe zu prüfen, ohne daß die Gegenwart der Person, von der sie ausging, dabei nötig ist.

Dadurch wird es möglich, bei den Wahlen die Fähigkeiten von den Individuen zu trennen.

Betrachte man die seit einigen Jahren veranstalteten Kongresse der Gelehrten als Repräsentantenkörper des Wissens aller; ziehe man alle unnützen und schädlichen Wissenschaften davon ab, rechne man alle verdrängten nützlichen dazu, so hat man einen Umriß von einem das Wissen repräsentierenden Verwaltungspersonale.

Diese Kongresse oder Akademien des Wissens werfen nun wichtige, das Wohl der Gesellschaft bezweckende Fragen auf. Diejenigen, welche sich um die Lösung dieser Fragen, und das dadurch ihnen zur Verwaltung zu übertragende Amt bewerben wollen, reichen ihre Ideen darüber schriftlich oder in Proben ein.

Die auf diese Weise eingegangenen Werke werden von den Mitgliedern der Akademie geprüft und dem Einsender des besten der Zweig der Verwaltung angewiesen, in welchem er mit seinem Genie der Gesellschaft am nützlichsten sein kann.

Da nun in der künftigen Organisation die Arbeiten der Verwaltung der Gesellschaft nützlich sein müssen, und nicht unnütz und schädlich, wie die unserer heutigen Regierenden; da sie die Leitung aller Arbeiten, den Austausch der Produkte sowie die Beförderung der Harmonie des Ganzen zum Zweck haben: so müssen auch die Mitglieder der Verwaltung sich in diesen Arbeiten die größten Kenntnisse erworben haben, damit sie nicht, wie heute unsere Regierenden, genötigt sind, andere damit zu beauftragen, weil sie wohl befehlen, aber nicht ausführen können. Dazu nun ist die Prüfung der Fähigkeiten der Wahlkandidaten unumgänglich notwendig. Die Prüfung derselben kann auf die oben angeführte oder eine dieser ähnlichen Weise geschehen.

Der Fall, daß die Prüfung durch Fähigkeitsproben die Gegenwart des Individuums nicht nötig macht, dient gerade nun wieder dazu, die Wahlen zu vereinfachen, alle persönlichen Streitigkeiten und Debatten, sowie alle Bestimmungen über Zeit und Dauer der Wahlen sowie über das Alter der Wähler wegfallen zu machen.

Auf diese Weise räumte ich alle Mängel weg, deren sich die Leidenschaften und der Individualismus bedienen konnten, die Anerkennung des Talentes zu verhindern. Noch blieb mir aber eine letzte Aufgabe, nämlich die: auf welche Weise nun die Wahlen vorzunehmen seien; denn durch das Abstimmen des großen Haufens konnte das nicht gehen. Nehmen wir an, jemand hätte eine sehr wichtige Entdeckung in der Physik gemacht, um darüber eine Abhandlung bei den Wahlen abzugeben, so könnten erstens unmöglich alle herzu, um dieselbe zu prüfen, und dann verständen die wenigsten etwas davon, und wenn nun gar 5—6 oder noch mehrere ähnliche Abhandlungen zu prüfen wären, so wäre die Verwirrung fürchterlich, und man könnte dann wohl sagen, daß die Wissenschaft noch einem ärgeren Tyrannen in die Klauen gefallen wäre, als dem monarchischen Ungeheuer und der Hyder der Volksherrschaft.

Niemand kann eine Sache prüfen, von welcher er keine Kenntnisse hat, daher muß die Prüfung der Fähigkeitsproben oder mit andern Worten das künftige Wählen nur von solchen Personen vorgenommen werden, welche schon selber eine solche Prüfung siegreich bestanden haben und infolge derselben Mitglieder des Verwaltungspersonals geworden sind. Nur auf solche Weise stehen die Wahlen mit den Naturgesetzen in Einklang und sind geeignet, den Fortschritt und die Harmonie des Ganzen zu befördern.

Die Eigenschaften müssen also durch die Eigenschaften, das Talent muß durch das Talent, die Weisheit durch die Weisheit gewählt und die Personen während der Wahlen womöglich von den Fähigkeiten getrennt werden.

Das Vorurteil der Persönlichkeit ist noch zu groß unter uns, darum ist es nötig, ihm besonders bei den Wahlen entgegenzuwirken.

Sieht man eine schöne Arbeit, ein neues Kunstprodukt, liest man ein schönes Buch, so fragt man gewöhnlich fast unwillkürlich: wer hat das gemacht? — Auf die Person, auf

die gesellschaftliche Stellung derselben und auf die Verhältnisse, die uns an dieselbe knüpfen, kommt dann gewöhnlich bei der Beurteilung desselben sehr viel an. Auf letztere üben, ohne daß wir es merken, die verschiedenartigsten Umstände und Rücksichten der ersterwähnten Gegenstände einen entschiedenen Einfluß aus.

Die Persönlichkeiten verhindern und verpfuschen überall die gründliche Prüfung der Fähigkeiten.

Wir sehen das im Leben so oft; es wimmelt darin von solchen Beispielen, sodaß gewiß jedermann die Notwendigkeit einer gründlichen Reform der bestehenden Wahlsysteme einsehen wird.

Wem die durch die bestehenden Wahlsysteme repräsentierte sogenannte Volksherrschaft noch nicht zum Ekel ist, der lese nur einige Jahrgänge konstitutioneller und republikanischer Repräsentantenverhandlungen, wenn ihm dies möglich ist und frage sich hernach, ob solches meist unfruchtbare, unnütze, streitige und langweilige Gewäsch wohl geeignet ist, den Fortschritt und die Freiheit aller zu fördern? All dieser Wortschwall ist Spreu, die man den Völkern in die Augen wirft, damit sie nicht sehen, wer ihnen die Körner frißt. —

Nun will ich es versuchen, eine Idee der Wahlreform zu geben. Für die Verwaltung der Gesellschaft denke ich mir folgende Ordnung:

An der Spitze derselben steht das Trio oder der Dreimännerrat, aus den größten Philosophen bestehend, welche zugleich die vorzüglichsten Genies in der Heilkunde, der Physik und Mechanik sind.

Danach kommt die Zentralmeisterkompagnie, durch welche das Trio gewählt und die wichtigsten Ämter des großen Familienbundes verwaltet sind.

Nach dieser kommen die Meisterkompagnien, welche die Verwaltungen der Distrikte, Länder, Bezirke und kleineren Familienbunde im Bereich des großen Familienbundes sind.

Um die Verwaltung zu erleichtern und zu vereinfachen, wählt jede Meisterkompagnie aus ihrer Mitte einen Werksvorstand, welcher aus den obersten Führern jedes Geschäfts besteht. Den aus der Mitte der Zentralmeisterkompagnie gewählten nenne ich den großen Werksvorstand. Dieser steht dem Trio als ausübendes Verwaltungspersonal zur Seite.

Was die allgemeinen Angelegenheiten des großen Familienbundes anbetrifft, so steht jeder Werksvorstand unter der unmittelbaren Leitung des Trio.

Die Werksvorstände bilden also einen ausübenden Ausschuß der Meisterkompagnien und sind zugleich Mitglieder derselben.

Den Meisterkompagnien zur Seite stehen die Akademien oder die Verwaltungspersonale aller schönen und angenehmen Arbeiten, so lange diese nicht allgemein geworden sind. Diese bilden wie die Meisterkompagnien einen Ausschuß aus ihrer Mitte, welchen man den akademischen Rat nennt.

Allen diesen die Verwaltung leitenden Körpern stehen Gesundheitskommissionen zur Seite, welche wieder alle unter der besonderen Leitung des Gesundheitsrates stehen.

Dieser letztere steht mit dem großen Werksvorstand dem Trio in der Leitung der wichtigsten Angelegenheiten der Verwaltung und der Harmonie des Ganzen zur Seite.

Nun zu der nötigen Wahlordnung.

Art. 1. Alle Aufnahmen in das Trio, in die Zentralmeisterkompagnie, die Meisterkompagnien und Akademien geschehen, wenn dies irgend möglich ist, durch Bewerbungen um die Lösung von Konkursfragen mittelst der Einsendung von Wahlproben, als: schriftliche Abhandlungen über nützliche, wissenschaftliche Gegenstände, Erfindungen und Entdeckungen, Proben von Kunstprodukten, Zeichnungen und Plänen von Bauten, Maschinen, Werkzeugen und ähnlichen Gegenständen, Beifügung von Modellen im Kleinen u. s. w.

Art. 2. Die verschiedenen Bewerber reichen ihre Produkte entweder bei der Zentralmeisterkompagnie, den Meisterkompagnien oder den Akademien ein, je nachdem sie sich davon die Aufnahme in die eine oder die andere Versammlung versprechen.

Art. 3. Der Name des Einsenders bleibt den Wählern bis nach geschehener Prüfung unbekannt und wird nur im Falle der Aufnahme, und zwar nach dem Ausspruch derselben, bekannt gemacht.

Art. 4. Wenn eine Erfindung oder Entdeckung von besonderer Wichtigkeit die Gegenwart des Erfinders oder Entdeckers bei der Prüfung nötig macht, so fällt obige Bestimmung weg.

Art. 5. Die Prüfung der eingesandten Wahlproben übernehmen diejenigen Mitglieder, welche darin die meisten

Kenntnisse besitzen, als: die Mechaniker die Maschinen, die Weber die Stoffe, die Physiker die Abhandlungen neuer Ideen über die Benutzung der rohen Naturkräfte, die Ärzte die über die Heilung der physischen und geistigen Krankheiten, die Maler die Gemälde u. s. w.

Art. 6. Wenn die eingesandte Wahlprobe den davon erwarteten Resultaten entspricht, so daß man daran einen hohen Grad der Geschicklichkeit, des Talentes und der Weisheit des Bewerbers erkennen kann, so wird derselbe als Mitglied der Versammlung aufgenommen, bei welcher er seine Wahlprobe zur Prüfung eingereicht hat.

Art. 7. Findet die Prüfungskommission an den eingesandten Wahlproben Mängel, so werden dieselben mit den Bemerkungen der Kommission und der Aufforderung, sie zu verbessern, an die Einsender zurückgeschickt. Je nachdem denselben nun entweder die Verbesserung oder Widerlegung dieser Mängel gelingt, wird ihre Aufnahme in die Versammlung bei der zweiten Einsendung angenommen oder abgewiesen.

Art. 8. Die Prüfungskommissionen können nur mit Stimmeneinheit einen Beschluß fassen; wenn diese nicht stattfindet, so wird das Protokoll der Beratungen derselben, nebst der in Frage gestellten Wahlprobe, dem Gutachten des Werksvorstandes überlassen, welcher dann nach dem Stimmenmehr entscheidet.

Art. 9. Bei Konkursfragen, wo das zu versehende Amt demjenigen schon im voraus bestimmt wird, welcher die Frage am besten löst, bestimmt auch die Annahme der Wahlprobe schon den vom Kandidaten zu besetzenden Platz.

Art. 10. Die Wahlen in das Trio und in die Werksvorstände geschehen durch die Lösung von Konkursfragen; alle hierin vorzunehmenden Wahlen durch das Stimmenmehr, welche durch das Abgehen oder Absterben von Mitgliedern erfolgen können, werden als provisorisch betrachtet.

Art. 11. Die Werksvorstände ersetzen in letzterem Falle ihre Mitglieder durch das Stimmenmehr aus den Meisterkompagnien und der große Werksvorstand die seinigen aus der Zentralmeisterkompagnie, wenn sie durch die Lösung von Konkursfragen sich nicht genug ergänzen können.

Art. 12. Diejenigen unter dem durch die Fähigkeiten gewählten Verwaltungspersonal, welche die meisten und wichtigsten Vervollkommnungen und Entdeckungen gemacht, die besten,

nützlichsten und neuesten Ideen veröffentlicht oder die meisten und schätzbarsten Kunstprodukte geliefert haben, werden also durch die oben bezeichneten Wahlen entweder Mitglieder des Werksvorstandes oder des akademischen Rats, je nachdem sie schon durch die eingesandten Wahlproben entweder Kandidaten des Verwaltungspersonals der notwendigen und nützlichen oder der angenehmen Arbeiten geworden sind.

Art. 13. Jede Wahlprobe wird nach geschehener Prüfung neben den früheren Wahlproben der Mitglieder, welche die Prüfungskommission bildeten, in den Ausstellungssälen aufgestellt und dem Volk das Resultat der Prüfung bekanntgemacht.

Art. 14. Lassen sich für eine, von den Prüfungskommissionen und den Werksvorständen verworfene, Wahlprobe eine Menge Individuen mit Kommerzstunden (s. Kapitel 10) einschreiben, so daß dies die Errichtung eines Ateliers für dasselbe Produkt nötig macht, so wird der Einsender desselben Mitglied der Akademien. Dieser Umstand ist dann gleichsam als ein Appell an das Volk zu betrachten.

Art. 15. Mitglied der Meisterkompagnien kann er jedoch durch eben bemerkten Umstand nicht werden, solange das Produkt seiner Erfindung nicht in dem Bezirk einer Meisterkompagnie allgemein geworden ist.

Art. 16. Erfordert die Anerkennung der Nützlichkeit und des Wertes irgend eines Vorschlages eine lange Probezeit, so kann der Einsender des Artikels dennoch gleich Mitglied der Anstalt sein, sobald die Wahrscheinlichkeit der Idee nicht von den prüfenden Mitgliedern in Zweifel gezogen wird. In das Trio und zum Werksvorstand kann derselbe jedoch nicht gewählt werden, bevor die Verwirklichung der neuen Idee nicht die davon versprochenen Resultate geliefert hat.

Art. 17. Die Wahlen der Mitglieder der Gesundheitskommissionen werden durch die Menge der glücklichen Heilungen schwieriger geistiger und physischer Krankheiten bestimmt, ebenso die des Gesundheitsrats, welcher den Kern der Wissenschaft der philosophischen Heilkunde im ganzen Bereich des großen Familienbundes repräsentiert. Die schriftlichen Zeugnisse dieser Heilung, sowie den Namen des Arztes geben die Spitallisten und Kommerzbücher. (S. Kapitel 10, Art. 7 und vgl. Kapitel 15, Art. 9.) Diese Wahlen werden von den betreffenden Kommissionen nach dem jedesmaligen Abgang ihrer Mitglieder selbst vorgenommen.

Art. 18. Die Amtsdauer der Gewählten ist unbestimmt, ebenso die Epoche der Wahlen. Wenn viel gedacht und erfunden wird, so wird auch viel gewählt. Je mehr Talent und Genie sich zu den Wahlproben drängt, um so schwieriger wird das Examen derselben gemacht.

Art. 19. Die Mitglieder des Trio, der Zentralmeisterkompagnie, der Meisterkompagnien und Akademien, welche von einem Kandidaten an Wissenschaft, Genie und Kenntnis übertroffen werden, räumen diesem den Platz, ebenso werden die, welche oft Krankheiten unterworfen sind, durch die ihnen in der Wissenschaft am nächsten stehenden Mitglieder ersetzt, ausgenommen, wenn das Genie der ersteren, trotz ihrer Kränklichkeit, noch wirksam und dabei unersetzbar ist.

Art. 20. Alle Zug- und Werkführer, sowie alle Ämter, welche keine besonderen wissenschaftlichen Kenntnisse erfordern, werden von den verschiedenen Arbeitersektionen aus ihrer Mitte gewählt, entweder durch Wahlproben, durch das Stimmenmehr, durch das Los, durch das Alter, durch die Dauer der Arbeitstätigkeit in einem und demselben Geschäft, kurz, wie und auf welche Weise sie darüber in den verschiedenen Gruppen übereinkommen.

Art. 21. Die Leitung aller Arbeiten jedoch, welche ein bedeutendes Talent erfordern und welche gleichwohl nicht alle von den Mitgliedern der Meisterkompagnien und Akademien besetzt werden können, weil ihre Anzahl nicht ausreicht, werden von den Werksvorständen aus den ihnen vorgelegten Listen der Auszeichnungen in Geschicklichkeit und Fleiß den Fähigsten übertragen.

Art. 22. Jedem steht es frei, mit ein und derselben Wahlprobe sich zugleich in mehreren Meisterkompagnien und Akademien um die Aufnahme zu bewerben.

Art. 23. Die Wahlen der Mitglieder der Meisterkompagnien und Akademien sind nur in dem Land oder Bezirk giltig, wo sie gewählt werden.

Mit einem ähnlichen Wahlsystem wird es möglich, die Herrschaft des Wissens zn begründen und die der rohen Gewalt auf immer auszuschließen. All unser Wirken muß darauf gerichtet sein, die Männer der Privilegien von der Regierung auszuschließen. Niemand darf ärmer sein als die Regierung! den Grundsatz laßt uns proklamieren. Niemand kann Volksvertreter werden, der sich weigert, seine Güter zum besten des Staates herzugeben,

das laßt uns kühn in Wort und Schrift veröffentlichen, es laut in die Welt hinausrufen, damit sie es in den entlegensten Hütten vernehmen. Niemand darf mehr regieren im heutigen Sinne des Wortes, wenn man will, daß die Weisheit verwalte.

In unseren jetzigen Wahlsystemen sind es die Vorrechte der Geburt, die Gunst der Großen, Titel, Geld, die Gabe trügerischer, kriechender Beredsamkeit u. dgl., mittelst welchen sie sich an die Spitze der Geschäfte drängen, nicht, um sie zu verwalten, sondern um sie zu plündern und sich davon zu mästen, während das wahre, aber in der Armut vegetierende Wissen entweder von der vorurteilsvollen stupiden Menge nicht gehört wird oder von den regierenden Privilegierten Geld, Amt und Brot erhält, um zu schweigen.

Die Charlatane der rohen Gewalt treiben darum auch bei den Wahlkomödien nach wie vor ihr Wesen. Sie teilen sich darin die politischen Rollen aus und nehmen das Maul voll Liberalismus und Preßfreiheit: sobald es ihnen jedoch damit gelingt, sich an das Ruder der Geschäfte zu schwingen, beuten sie alle gemachten politischen Spiegelfechtereien und Phrasen von Freiheit, Recht und Vaterland zu ihrem eigenen persönlichen Vorteil aus.

Dagegen ist kein anderes Mittel zu ergreifen als das: die Wahlen der Volksvertreter ungiltig zu erklären, wenn sie sich weigern, ihre Güter zum besten des Staates herzugeben.

Solange es denen, welche die Reichtümer aller verwalten, erlaubt ist, besondere Reichtümer für sich zu haben und zu erwerben, solange werden sie auch durch ihre Verwaltung den Interessen aller schaden.

Es genügt aber nicht damit, daß die Männer des Verwaltungspersonals nicht mehr in ihrem persönlichen Interesse regieren, sondern sie müssen auch außerdem im Interesse aller zu verwalten verstehen. Dies kann aber nur in einem Wahlsysteme, ähnlich dem hier gegebenen, garantiert werden. Darin ist weder eine unwissende noch verkäufliche oder auf das persönliche Interesse erpichte Verwaltung mehr möglich.

Die Folgen einer solchen Wahlreform werden nun aber sein, daß

a) das wahre, nützliche Wissen wirklich regieren und somit die Herrschaft der rohen, viehischen Gewalt aufhören wird;

b) den natürlichen Vorteilen einer gewandten Rede und eines gefälligen Äußeren wird dadurch die Möglichkeit

genommen, den Wert irgend einer Idee in ein falsches Licht zu setzen, um dadurch die Beurteilung der prüfenden Mitglieder irrezuführen;

c) es werden dadurch alle Persönlichkeiten bei den Wahlen vermieden, sowie alle unnützen, langweiligen und streitigen Debatten;

d) der Eifer für den Fortschritt in Erfindungen, Künsten und Wissenschaften wird dadurch eine riesige, nie gekannte Höhe erreichen;

e) jeder Personenwechsel in der Verwaltung wird der Gesellschaft einen neuen, schaffenden, tatkräftigen Impuls geben und nie eine Ursache des Stillstandes oder Rückschrittes für sie sein;

f) die Ausführung jeder neuen, großartigen Idee wird mit einem Eifer und einer Schnelligkeit bewerkstelligt werden, von welchen wir uns heute keine Idee machen können.

Fünftes Kapitel.

Von den Arbeiten.

Artikel 1. Der Unterricht aller für die Gesellschaft notwendigen und nützlichen Arbeiten, sowohl der mechanischen als geistigen, wird in der Schularmee betrieben.

Art. 2. Niemand kann aus derselben in die Gesellschaft eintreten, welcher sich nicht die Praktik irgend einer nützlichen mechanischen Arbeit angeeignet und ein Examen darin bestanden hat. (S. Kapitel 14, Art. 1.)

Art. 3. Die Wahl der Arbeit bleibt jedem Individuum überlassen.

Art. 4. Jedem steht es frei, in einem oder mehreren Arbeitszweigen, je nach Abwechselung der Arbeitsstunden, zu arbeiten, wenn er sich darin die nötigen Vorkenntnisse erworben hat.

Art. 5. Zu dem Ende werden alle Arbeitszweige in mehrere Klassen und Unterabteilungen abgeteilt, damit es durch die Vereinzelungen der Arbeiten jedem leicht wird, in mehreren Geschäften zu arbeiten, ohne vorher genötigt zu sein, das ganze Geschäft mit allen seinen Verzweigungen zu erlernen.

Art. 6. Die für alle gleiche, allgemeine Arbeitszeit für die Produktion des Notwendigen und Nützlichen wird nach den Bedürfnissen der Konsumtion aller vom Trio berechnet und bestimmt.

Art. 7. Notwendige Arbeiten sind alle Arbeiten für das Gedeihen und den Fortschritt der nützlichen Wissenschaften, für die Unterhaltung und Vervollkommnung der Heilanstalten, für die allgemeine Erziehung der Jugend und den gegenseitigen Austausch der Produkte, sowie die für Nahrung, Wohnung, Kleidung und Erholung der Glieder der Gesellschaft nötigen Arbeiten.

Nützliche Arbeiten sind alle die, welche die vorhergehenden erleichtern und vervollkommnen, als: die Vervollkommnung der Werkzeuge der Arbeit, der Bau von Maschinen, Straßen, Eisenbahnen, Kanälen u. s. w.

(Über die Arbeiten des Angenehmen sehe man überhaupt Kapitel 12.)

Art. 8. Den Greisen, Schwachen und Krüppelhaften werden die leichtesten Ämter als Aufseher u. dgl. angewiesen.

Art. 9. Jedem Individuum, das nicht Mitglied der Meisterkompagnien oder Akademien ist und welchem daher die Studienzeit nicht mehr als Arbeitszeit angerechnet wird, kann, wenn es sich ferner auf den Universitäten noch mehr ausbilden will, sich solche Arbeitsstunden wählen, welche nicht in die Zeit der Lehrvorträge der Professoren fallen.

Art. 10. In der Erntezeit bleiben alle Universitäten geschlossen, und die lehrenden und lernenden Mitglieder derselben arbeiten mit auf den Feldern.

Art. 11. Alle Arbeiten, welche es möglich machen, können von zwei zu zwei Stunden gewechselt werden.

Art. 12. In den Arbeiten, zu welchen sich die Arbeiter am meisten drängen, kann, wo dies der Arbeit selbst nicht hinderlich ist, niemand täglich mehr als zwei Stunden arbeiten. (S. Kapitel 11, Art. 7.)

Art. 13. Der Druck notwendiger und nützlicher literarischer Arbeiten wird nach vorheriger Prüfung vom Trio, von der Zentralmeisterkompagnie oder den Meisterkompagnien verordnet; die des Angenehmen verordnen die Akademien. Jedes Werk der Art muß also vorher an eine von diesen eingereicht werden. Findet ein solches Werk Anerkennung bei einer solchen Versammlung, so wird dem Autor dafür eine zu bestimmende Summe Kommerzstunden bewilligt. Diese Summe kann so stark sein, daß sie alle Blätter seines Kommerzbuches ausfüllt, d. h. sie kann so viele Kommerzstunden enthalten, als jeder andere die Freiheit hat, in dem Zeitraum von einem Jahr zu machen. (S. Kapitel 12, Art. 17—20.)

Art. 14. Bei Geschäften, welche eine anhaltend strenge Arbeitszeit erfordern, werden alle Arbeitsstunden, welche täglich jede Person in solchen Geschäften über die Zeit zu machen verpflichtet ist, für Kommerzstunden angemerkt. Dies ist z. B. der Fall bei den Seeleuten, den Postbegleitern usw. (S. Kapitel 10, achte und neunte Frage.)

Art. 15. Da die Arbeiten der Mitglieder des Trio, der Zentralmeisterkompagnie und der Meisterkompagnien, die der Professoren, Lehrer und Ärzte, meistens rein geistiger Natur sind; da ferner das Genie dieser Personen der Menschheit oft in einem Jahre wichtigere Dienste leistet, als Millionen Handarbeiter während ihrer ganzen Lebenszeit, und dies zwar durch die Erfindungen nützlicher Maschinen usw.; da ferner es eine Torheit wäre, solche vorzüglichen geistigen Kräfte, welche schon Proben ihres Wertes abgelegt haben, in eine bestimmte Arbeitszeit einzwängen zu wollen, was ohnehin nicht möglich ist: so bleibt jedem dieser Mitglieder für die Ausübung seines Amtes eine freie Wahl der Arbeitszeit überlassen. (S. Kapitel 10, Art. 22.)

Art. 16. Dasselbe gilt für das Personal der Akademien. (S. Kapitel 12, Art. 22.)



Sechstes Kapitel.

Die Meisterkompagnien.

Artikel 1. Eine Meisterkompagnie ist das Zentrum der nützlichsten Fähigkeiten und Wissenschaften der Bewohner eines Landes oder Distrikts im Bereich des großen Familienbundes, und folglich als solches das Verwaltungspersonal dieses Distrikts.

Art. 2. Die Mitglieder der Meisterkompagnien werden nach Art. 1 bis 8 des vierten Kapitels gewählt.

Art. 3. Jede Meisterkompagnie zerfällt in zwei Abteilungen: die männliche und die weibliche. Erstere ist aus den Vorstehern der männlichen, letztere aus den Vorsteherinnen der weiblichen Arbeiter zusammengesetzt.

Art. 4. Die Meisterkompagnien haben durch die aus ihrer Mitte gewählten Prüfungs-Kommissionen, sowie durch den aus ihrer Mitte gewählten Werksvorstand, bei den Wahlen der Fähigkeiten eine *prüfende, beratende* und *entscheidende* Mission.

Art. 5. Die Jugend in der Schularmee ist auf eine ähnliche Weise organisiert wie die mündige Gesellschaft. Sie hat deshalb ebenfalls eine Meisterkompagnie aus zwei Abteilungen bestehend; die der Knaben und Jünglinge und die der Mädchen. (S. Kapitel 14, Art. 7 bis 12.)

Art. 6. Der Wirkungskreis jeder Meisterkompagnie wird vom Trio je nach dem Klima und der geographischen Lage eines Landes und den Bedürfnissen und Gewohnheiten seiner Bewohner geregelt.



Siebentes Kapitel.

Von der Zentralmeisterkompagnie.

Artikel 1. Was die Meisterkompagnien für jeden besondern Distrikt, für jedes besondere Land sind, das ist die Zentralmeisterkompagnie für den ganzen Familienbund.

Art. 2. Wie die Meisterkompagnien den Kern des Wissens eines Landes oder Distriktes bilden, so bildet die Zentralmeisterkompagnie den Kern des Wissens des ganzen Familienbundes.

Art. 3. Die Wahlen der Mitglieder der Zentralmeisterkompagnie werden wie die der Meisterkompagnien nach Art. 1 bis 6 des vierten Kapitels vorgenommen, nur mit dem Unterschiede, daß von allen großen Denkern, Talenten und Genies nur die durch ihre Ideen hervorragendsten und nützlichsten, Mitglieder der Zentralmeisterkompagnie werden können.

Art. 4. Von den Mitgliedern der Zentralmeisterkompagnie werden durch den Werksvorstand die wichtigsten Posten der Verwaltung des großen Familienbundes besetzt; als: das Trio oder die höchste Spitze der Verwaltung des großen Familienbundes; der große Werksvorstand, aus den Vorstehern sämtlicher Arbeitszweige bestehend; die Professoren auf den Universitäten und die Lehrer in den hohen Schulen, die Direktoren der verschiedenen Distrikte und Gemeinden.

Art. 5. Die Zentralmeisterkompagnie hat als solche bei den Fähigkeitswahlen des großen Bundes wie bei allen

wichtigen Fähigkeitswahlen im Interesse des großen Bundes, eine prüfende, beratende und entscheidende Mission.

Der einen Teil derselben bildende, große Werksvorstand hat noch nebenbei eine unter der Leitung des Trio stehende, ausübende Mission.

Art. 6. Die Zentralmeisterkompagnie zerfällt ebenso wie jede Meisterkompagnie in zwei Abteilungen, eine weibliche und eine männliche, je nach den verschiedenen männlichen und weiblichen Arbeitszweigen.



Achtes Kapitel.

Von den Werksvorständen.

Artikel 1. Jede Meisterkompagnie wählt aus ihrer Mitte nach Art. 10 und 11 des vierten Kapitels einen Werksvorstand.

Art. 2. Den von der Zentralmeisterkompagnie auf diese Weise gewählten nenne ich den großen Werksvorstand. Derselbe steht nebst dem Gesundheitsrat dem Trio als Ministerium zur Seite.

Art. 3. Die Werksvorstände bestehen aus den Vorstehern und Vorsteherinnen der verschiedenen Zweige der notwendigen und nützlichen Arbeiten. Jedes einzelne Mitglied desselben ist also der oberste Leiter oder die oberste Leiterin irgend eines ganzen Geschäftszweiges entweder im Bezirk der Meisterkompagnien oder im Bezirk des ganzen Familienbundes.

Art. 4. Sämtliche Mitglieder der Werksvorstände haben in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der Meisterkompagnien oder der Zentralmeisterkompagnie eine beratende, prüfende, entscheidende Mission, mittelst welcher sie bei den wichtigsten Wahlen mitwirken.

Art. 5. Alle Werksvorstände stehen, was die allgemeinen Angelegenheiten anbetrifft, unter der höchsten Leitung des Trio, und haben in dieser Beziehung eine ausübende Mission.

Art. 6. Die prüfende Mission der Werksvorstände besteht in dem Examen der eingesandten Wahlproben, die aus-

übende in der Anordnung der gleichen Verteilung der Arbeiten und Genüsse nach den Berechnungen des Trio, die entscheidende in der Abstimmung über alle Fragen, in welchen die Prüfungs-Kommissionen keine Einheit zusammenbringen konnten.

Art. 7. Jedem Werksvorstand wird durch die Wahlen nach Art. 17 des vierten Kapitels eine Gesundheitskommission beigesellt, welche die Leitung der Geschäftssperre (s. Kapitel 11) nach den Verordnungen des Werksvorstandes übernimmt.

Art. 8. Unter der Leitung dieser, einen Teil jedes Werksvorstandes bildenden Gesundheitskommissionen, stehen die Gesundheitskommissionen und Ärzte aller Distrikte und Gemeinden.

Neuntes Kapitel.

Vom Trio.

Artikel 1. Das Trio ist die höchste Spitze der Verwaltung des großen Familienbundes.

Art. 2. Dasselbe ist aus den größten Philosophen, welche zugleich die vorzüglichsten Kenntnisse in der Heilkunde, der Physik und Mechanik besitzen, gewählt.

Art. 3. Die Wahlen in das Trio werden nach Art. 10 des vierten Kapitels vorgenommen.

Art. 4. Da die Fähigkeitswahlen mittelst der Lösung von Konkursfragen auf jedes Individuum treffen können, so ist es bei der Lösung der Fragen für die Trio-Wahlen auch nicht nötig, daß die Kandidaten derselben schon vorher Mitglied einer Meisterkompagnie gewesen seien.

Art. 5. Die Zentralmeisterkompagnie bestimmt entweder gleich bei Aufwerfung der Konkursfragen oder wenn die Lösung derselben den Forderungen nicht entspricht durch Stimmenmehr des großen Werksvorstandes das Präsidium im Trio; sonst verwaltet jedes der Mitglieder vorzüglich den Zweig der Verwaltung, in welchen er durch seine anerkannte Wahlprobe berufen ist.

Art. 6. Das Amt eines Mitgliedes des Trio dauert so lange, als die Wichtigkeit und die Nützlichkeit seiner Erfindung dauert; so lange dieselbe nicht vor einer noch wichtigeren in den Hintergrund tritt oder durch die Wahlproben eines anderen bedeutend vervollkommnet wird.

Art. 7. Alle Maßregeln, worüber die Mitglieder des Trio verschiedener Meinung sind, werden vom Präsidium desselben entschieden.

Art. 8. Das Trio gesellt sich zur Erleichterung seiner Arbeiten den Gesundheitsrat und großen Werksvorstand zu.

Art. 9. Die Zentralmeisterkompagnie wirft beständig Konkursfragen auf, um die geistige Tätigkeit in immer regem Eifer zu erhalten und auf diese Weise Mittel zu finden, die Ideen und Erfindungen des bestehenden Trios zu überflügeln und dadurch die Wahlen in das Trio zu erneuern.

Konkursfragen für die Trio-Wahlen oder das Präsidium in demselben werden ungefähr ähnliche sein:

Dem Erfinder einer reichen, schönen, wohlklingenden und nach den kürzesten und faßlichsten Regeln zusammengesetzten Weltsprache der Eintritt oder das Präsidium im Trio.

Demjenigen, welcher Mittel findet, diese oder jene geistige oder physische Krankheit gründlich zu heilen oder ganz auszurotten, den Eintritt in das Trio oder in das Präsidium desselben.

Demjenigen, welcher das beste Mittel findet, die neue Weltsprache einzuführen und die alten verschwinden zu machen, demjenigen, welcher die Luftschiffahrt als vorteilhaftes Transportmittel möglich macht, dem, welcher eine Methode und eine Masse erfindet, um mittelst derselben die Gebäude künftig von Grund aus in einem Stück gießen zu können, wie heute die Glocken, der Eintritt in das Trio usw. Diese Konkursfragen für die Wahlen richten sich nun je nach den gemachten Erfindungen und den Bedürfnissen der Zeit.

Zehntes Kapitel.

Die Kommerzstunden.

Harmonie aller! Und darin größtmöglichste Freiheit eines jeden! Das ist die Aufgabe, welche wir zu lösen uns bemühen wollen; der Geist, welcher sich von nun an kräftig in Wort und Schrift aussprechen muß, die Idee, welche ich in diesem System auschaulich zu machen versuchen will.

Was aber ist Freiheit?

Das reinste Ideal derselben stellten die Dichter und Philosophen auf die schwindlichste Höhe ihrer Phantasie; darum haschte man auch bisher immer vergebens nach dem Schatten ihrer Wirklichkeit.

Lassen wir darum diese göttliche Freiheit der Dichter an dem trefflich gewählten, nur in der Phantasie erreichbaren Platz, und machen wir uns im Kreise unserer Begierden und Fähigkeiten ein Nachbild derselben für die Wirklichkeit. In diesem Sinne antworte ich: Freiheit ist die Fähigkeit, alles tun zu können, was man will.

Einen ausgedehnteren Begriff menschlicher Freiheiten gibt es nicht, und auch keinen bestimmteren, denn er bezeichnet schon die natürlichen Grenzen dieser Freiheiten, nämlich die Fähigkeiten.

Das Wollen ist der Ausdruck der Begierden des Menschen, das Können ist der seiner Fähigkeiten, und das Tun ist der Akt der Handlung beider. Je größer also die Harmonie der Begierden und Fähigkeiten des einzelnen ist, um so größer ist auch seine persönliche Freiheit, und je größer die Harmonie der Begierden und Fähigkeiten aller ist, desto möglicher und größer ist auch die Harmonie der Begierden und Fähigkeiten und folglich auch die Freiheit eines jeden.

Die Harmonie aller wird bestimmt durch die Beobachtung der natürlichen Gleichheit der Verhältnisse, der Ursachen

und Wirkungen, nicht aber durch die der Dinge selbst, denn darin ist die Natur voller Ungleichheiten.

Eine gleichmäßige Verteilung der Arbeiten und Genüsse nach Zahl, Maß und Gewicht ist daher sowohl den Gesetzen der natürlichen Gleichheit, als denen der Harmonie aller entgegen: sobald sie geeignet ist, die Freiheiten des einzelnen sowie die Harmonie aller zu stören. Sie kann also nur da angewandt werden, wo dies nicht der Fall ist.

Da nun aber heute niemand dem Boden das zum Leben Notwendige und Nützliche abzwingen kann, ohne zu arbeiten, so folgt daraus, daß die Arbeit auch heute für jeden Arbeitsfähigen etwas gewisses, bestimmtes sein muß. Mit den Alten, den Schwachen, den Kranken und den Kindern macht die Natur selbst eine Ausnahme, indem sie den Reiz des Lebens verdunkelt und die Gesellschaft der Auflösung entgegentreibt, wenn sie ihre hülfsbedürftigen Glieder vernachlässigt. Sonach wird doch für die zur Erhaltung aller notwendigen und nützlichen Produkte die Bestimmung einer Arbeitszeit für jeden Arbeitsfähigen notwendig.

Von der anderen Seite zwingt jedoch die Natur niemanden, von diesen oder jenen Gütern des Angenehmen zu genießen; die Hervorbringung sowie der Genuß derselben muß also auch jedem einzelnen freigestellt werden. Jeder muß also die Freiheit haben, für die Genüsse des Angenehmen eine längere oder kürzere Zeit zu arbeiten, je nachdem er nach denselben viel oder wenig begehrt, oder gar nicht dafür zu arbeiten, wenn er sich derselben ganz enthält.

Wenn es also nötig ist, eine gewisse Arbeitszeit zu bestimmen, so kann es nur die des Notwendigen und Nützlichen sein, nicht aber die für die Hervorbringung des Angenehmen, so lange die Begierden nach denselben nicht bei allen allgemein geworden sind.

Alle außerhalb der bestimmten Arbeitszeit vollbrachten Arbeitsstunden nenne ich Kommerzstunden.

Mittels derselben wird es möglich, jedem Individuum die Befriedigung seiner besonderen Begierden zu gewähren, ohne dadurch die Harmonie der Begierden und Fähigkeiten aller zu stören; überhaupt dachte ich mir sowohl die Harmonie des Ganzen als auch den größtmöglichsten Zustand individueller Freiheit ohne dieselben nicht möglich. Dies wenigstens so lange nicht, als nicht eine noch vollkommenere Idee darüber auftaucht.

Nun denke ich mir in den Kommerzstunden folgende Ordnung:

Art. 1. Die Kommerzstunden dienen dazu, den Austausch der Produkte des Angenehmen gegen die Arbeitsstunden des Notwendigen so zu regeln, daß dadurch für die Freiheit des einzelnen und die Harmonie aller kein Nachteil entsteht.

Art. 2. Jeder hat daher die Freiheit, außer der bestimmten Arbeitszeit noch Kommerzstunden zu machen.

Art. 3. Der Wert aller verarbeiteten Produkte wird nach Arbeitsstunden bestimmt, ebenso der Wert der dazu erforderlichen Materialien; z. B. eine goldene Kette 50—100 Arbeitsstunden, eine Flasche Champagner 12—18, ein Glas Punsch $^1/_2$ Arbeitsstunde usw.

Art. 4. Dieser Wert steigt mit der Seltenheit der Materialien und Produkte, und fällt mit der Einführung und Vervollkommnung der Maschinen und Werkzeuge zur Erleichterung der Anfertigung derselben. Würde also das Verlangen nach köstlichen Weinen und Juwelen u. dergl. häufiger, als der Vorrat solcher Produkte des Angenehmen, so wird der Wert derselben solange gesteigert, bis die Begierden nach denselben mit den Fähigkeiten, sie herbeizuschaffen, wieder ins Gleichgewicht treten.

Art. 5. Die Wertbestimmung der zur Produktion des Angenehmen nötigen Materialien geht von den Gewerbsvorständen und die der verarbeiteten Produkte von den Akademien aus.

Art. 6. Jedes Individuum erhält auf den Bureaus der Akademien ein Kommerzbuch, bei dessen Empfang dasselbe bemerkt, für welche Genüsse des Angenehmen es vorzüglich Kommerzstunden zu machen gedenkt. Dies soll dazu dienen, den Akademien eine Übersicht der Quantität der bestellten Produkte zu geben.

Art. 7. Das Kommerzbuch enthält das Porträt und Signalement des Inhabers. Außer einem Extrablatt für besondere Bemerkungen enthält das Buch 60 Blätter, für je 5 Arbeitstage ein Blatt, was 300 Arbeitstage für das Jahr ausmacht. Jedes Blatt enthält vier verschiedene Rubriken, auf der einen Seite 3 und auf der gegenüberstehenden eine, so daß man immer beim Aufschlagen des Buches für je 5 Arbeitstage die 4 verschiedenen Rubriken auf beiden gegenüberliegenden Blattseiten vor Augen hat. Dies ist darum, damit das Buch nicht zu breit wird, was der Fall wäre, wenn man die vier Rubriken auf jeder Seite anbringen wollte.

Auf der ersten schmalen Rubrik wird oben die Zahl des Überschusses der Kommerzstunden des Individuums angemerkt; darunter das Atelier oder der Ort, an welchem er arbeitet. Vollbringt ein Individuum seine tägliche 6stündige Arbeitszeit in zwei oder drei verschiedenen Geschäften, so wird von jedem Werkführer derselben auf dieser Rubrik dieselbe Anmerkung gemacht. Der beigefügte Stempel drückt dann zugleich aus, ob jemand im selben Arbeitszweige 2, 4 oder 6 Stunden täglich arbeitet. Dann die Wohnung desselben und wann er eingezogen ist, sowie, wann er sie quittiert hat und zuletzt den Speisesaal. Die Zahl der vorgemachten Kommerzstunden muß auf jedem Blatte oben angemerkt werden, bevor es gültig sein kann. Diese Anmerkung macht allemal der Werk- oder Zugführer zu Ende des fünften Arbeitstages auf das folgende neue Blatt. Die übrigen Bemerkungen sind nur nötig, wenn die Wohnung, der Speisesaal oder das Atelier von einem Individuum gewechselt wird.

Auf der zweiten wird unter der Rubrik „Gesundheits-Bulletin“ die Gattung, Dauer, Ursache und Wirkung jeder das Individuum betreffenden Krankheit angemerkt.

Auf der dritten Rubrik, „Arbeitsstunden“, werden von den verschiedenen Chefs die Stunden angemerkt, welche jedes Individuum über die Zeit gearbeitet hat, mit Angabe der Zahl derselben und der Abteilung des Arbeitszweiges. — Diese drei Rubriken sind auf einer Blattseite.

Auf der vierten, gegenüberstehenden Rubrik, „Genußstunden“, werden alle Genüsse und Produkte des Angenehmen angemerkt, welche sich das Individuum eintauscht, und zwar der Wert derselben, sowie das Etablissement, wo sie genommen wurden.

Die Stempel der Arbeitsstunden sind mit der Unterschrift des Werkführers versehen; ebenso die des Gesundheits-Bulletins mit der des Arztes.

Art. 8. Die Arbeitsstunden werden nur jeden fünften Arbeitstag angemerkt, die der Genußstunden beim jedesmaligen Empfang der Genüsse des Angenehmen. Ausnahmen hiervon machen alle Genüsse, auf deren täglichen Bedarf und Empfang man sich monatsweis oder jährlich abonniert, als: Theater, Konzerte, Tabak, Reitpferde, Hunde, Vögel usw.

Art. 9. Für die Austeilung der Genüsse kann jedes Etablissement seine Stempeleinteilung so klein machen, als wünschens-

wert ist. So kann die Stunde Arbeitszeit in 10 oder 60 Teile geteilt werden, wenn dies bequem und nötig ist.

Art. 10. So lange nicht auf den ersten Rubriken des Kommerzbuches eine gewisse zu bestimmende Zahl vorgemachter Arbeitsstunden angemerkt ist, darf niemand Genußstempel darin eintragen, oder mit andern Worten; niemand kann die Genüsse des Angenehmen schmecken, bevor er nicht über die Zeit gearbeitet hat.

Art. 11. Die Kommerzbücher werden alle Jahre erneuert. Diese Erneuerung geschieht im Winter oder kurz vor der Erntezeit. Beim Schlusse der Kommerzbücher würde es sich z. B. treffen, daß manche viel Arbeitsstunden noch vorgemacht hätten; da nun der Harmonie des Ganzen wegen nur eine gewisse zu bestimmende Zahl davon ins neue Buch auf die erste Rubrik übertragen wird und die übrigen für den Inhaber des alten Buches verloren gehen, wenn er sie nicht durch Genußstunden ins Gleichgewicht bringt, so wird jeder dahin trachten, dies zu tun, und manche werden auch einige Tage lang nicht arbeiten, um sich die täglichen sechs Stunden der allgemeinen Arbeitszeit in dem Kommerzbuch durch die früher gemachten Arbeitsstunden ausgleichen zu lassen. Der Schluß der Kommerzbücher ist doch also als eine wahre Karnevalswoche zu betrachten, die man, um den nötigen Feldarbeiten nicht zu schaden, in eine passende Zeit verlegen muß.

Art. 12. In jedem neuen Kommerzbuche wird auf dem Extrablatt (s. Art. 7) die ganze Summe der früher gemachten Kommerzstunden angemerkt, sowie die dafür in vorzüglicher Quantität eingetauschten Genüsse, als z. B.: Waldmann machte in 8 Jahren 5600 Kommerzstunden, davon glich er 50 versäumte Arbeitstage mit 300 Kommerzstunden aus, 300 andere Kommerzstunden finden sich ausgeglichen durch in verschiedenen öffentlichen Etablissements genommene Getränke und Erfrischungen, 3000 Kommerzstunden ließ er sich ausgleichen durch den Eintausch verschiedener in den Ausstellungssälen genommenen Waren, und 2000 Stunden verwandte er auf Abonnements verschiedener Genüsse des Angenehmen. Außerdem werden auf diesem Extrablatt die gemachten Reisen sowie die überstandenen Krankheiten des Individuums angemerkt und was sonst noch für nötig befunden wird; mit einem Wort, dieses erste Blatt soll eine Gesamtübersicht aller früher zu Ende gegangenen Kommerzbücher des Individuums geben. Diese Übersicht wird unter der Leitung der Gesundheitskommissionen ausgestellt.

Art. 13. Die Kommerzstunden dürfen in ihren Folgen der Gesundheit der Individuen sowie der Harmonie des Ganzen nicht schaden; zu diesem Ende stehen sie unter der Aufsicht eines Gesundheitskomitees. (S. Kap. 15, Art. 16.)

Art. 14. Niemand erhält in irgend einer Stadt, einem Etablissement oder sonst an irgend einem andern Ort als in den Spitälern Nahrung, Wohnung, Kleidung und Arbeit, wenn er nicht den Wechsel seiner früheren Wohnung, seines Speisesaales oder seines Ateliers in seinem Kommerzbuche hat anmerken lassen; zu diesem Ende hat jeder unbekannte Gast seinem neuen Wirt das Buch vorzuzeigen. Ebenso erhält niemand die Genüsse des Angenehmen in den öffentlichen Etablissements, wenn nicht in seinem Kommerzbuche vorgemachte Arbeitszeit angemerkt ist; und nur nach Maßgabe, als die Zahl der vorgemachten Arbeitsstunden groß oder klein ist, kann er die Genüsse und Produkte des Angenehmen in größerem oder minderem Wert erhalten. Dies ist notwendig, um eine richtige Kontrolle über den richtigen Austausch der Vorräte in den Magazinen und Etablissements führen zu können, sowie um zu verhüten, daß jemand sich der allgemeinen Arbeitszeit entziehe, um jahrelang ohne Arbeit auf Reisen zuzubringen.

Art. 15. Jeder, welcher bei der allgemeinen Arbeitszeit einige Stunden oder Tage fehlt, läßt sich die fehlende Zeit als Genußstempel von seinem Werkführer in das Buch eintragen. Wenn dies bis zu einer gewissen von den Mitarbeitern zu bestimmenden Zeit nicht geschieht, so wird derselbe in seiner Wohnung und seinem Speisesaal als krank gemeldet. Die Dauer der Frist richtet sich je nach der Jahreszeit und der Notwendigkeit der Arbeit, sowie nach dem guten Willen und Zutrauen der Mitarbeiter, weil diese im Falle eines Defizits verpflichtet sind, die fehlende Zeit durch Kommerzstunden nachzuholen.

Art. 16. Jedes Defizit an den Rechnungen eines Etablissements, eines Vereins, einer Gemeinde usw. wird von den Konsumenten des Angenehmen getragen, z. B. wir sind unser 50 Sänger, wir bilden zusammen einen Verein und abonnieren uns alle bei den Agenten der Akademie, damit man uns täglich Getränke und Erfrischungen liefere. Nehmen wir nun an, das monatliche Abonnement für dergleichen Getränke und Erfrischungen kostete uns jeden 30 Arbeitsstunden; nach zwei oder drei Monaten wären nun aber gerade die besten Sänger mit

diesen 30 vorzumachenden Arbeitsstunden im Rückstand. Würde sich deswegen der ganze Sängerverein auflösen wollen? Nein! Sondern sie würden in Masse ihre Kommerzbücher auflegen und sich jeder etliche Genußstunden mehr einstempeln lassen, um das durch einige entstandene Defizit zu decken. Wäre das Defizit jedoch so beträchtlich, daß die vorgemachten Arbeitsstunden einiger nicht hinreichten, den Rückstand der übrigen zu decken, so wird die Verabfolgung der Getränke und Erfrischungen von seiten der Akademie so lange eingestellt, bis die Bücher sich in besseren Umständen befinden.

In den öffentlichen Etablissements, die jeder zur unbestimmten Zeit oder zufällig besucht, wie heute unsere Wirtshäuser, wo die wenigsten Gäste abonniert sind, und es deshalb alle Tage etwas zu stempeln gibt; da, wo der Austausch der Produkte des Angenehmen bis in die kleinsten Einzelheiten betrieben wird, kann nur ein Defizit entstehen, wenn der angestellte Wirt die Kommerzbücher der ihm unbekannten Gäste nicht jedesmal nachsieht; wenn er Leuten Getränke, Erfrischungen und dergl. verabreicht, die nicht vorgearbeitet haben; wenn er das Verabreichte nicht einstempelt, oder sich im stempeln irrt.

Wer soll nun da den Schaden tragen, wenn sich nach der Monats- oder Jahresrechnung ein Defizit ausweist? Doch nicht der von den Akademien eingesetzte Wirt oder Aufwärter, denn die haben ja eben nicht mehr wie jeder andere. Die Akademie kann ihn auch nicht eher tragen als im äußersten Notfall. Es müssen doch also alle Konsumenten eines solchen Etablissements es sein, die ihn tragen. Darum also wie folgt:

Art. 17. Jeder Vorteil und jedes Defizit in den Rechnungen der verschiedenen Etablissements des Angenehmen wird nach Jahresrechnung unter die Konsumenten desselben verhältnismäßig verteilt, und ihnen also zu der im neuen Buch einzutragenden Summe von vorgemachten Arbeitsstunden zugeschrieben oder davon abgezogen, je nachdem ein Gewinn oder ein Verlust sich herausstellt.

Art. 18. Wird durch den Genuß des Angenehmen die Harmonie des Ganzen gestört und ist der Eintritt einiger arbeitsfähigen Mitglieder in die Spitäler davon die Folge, so wird dieser Verlust von allgemeiner Arbeitszeit gleichfalls den Konsumenten desselben Genusses zugerechnet. Also je mehr Branntweinräusche in den Spitälern kuriert werden, desto teurer wird der Branntwein; je mehr man sich um den Besitz kost-

barer oder seltener Gegenstände streitet (siehe Kap. 15, Art. 15), desto mehr wird ihre Anfertigung und ihre Erwerbung erschwert. (Siehe Kap. 11, Art. 8.)

Art. 19. Sowie in der für alle berechneten Arbeitszeit des Notwendigen und Nützlichen schon die aller zur Arbeit Unfähigen miteingerechnet und auf die übrigen verteilt ist, ebenso müssen die Akademien auch allen Konsumenten des Angenehmen, die nicht mehr fähig sind, Kommerzstunden zu machen, dieselben Genüsse fortwährend gewähren, und den Wert der Arbeitszeit derselben mit zu der zur Hervorbringung des Angenehmen nötigen Arbeitszeit schlagen. Die denselben auf diese Weise unter der Form einer Pension gewährten Genüsse müssen im Werte den von denselben früher durchschnittlich gemachten Kommerzstunden gleich sein.

Art. 20. Da in den Kommerzbüchern immer eine bestimmte Zahl Arbeitsstempel vorgemacht werden müssen, um das Eintragen der Genußstempel zu erlangen, so ist es nötig, daß die neuen Kommerzbücher jedesmal 8 Tage vor Ablauf der alten herausgegeben werden. In die alten werden dann während dieser Zeit nur die Genußstunden eingestempelt und in die neuen die Arbeitsstunden.

Art. 21. Geht ein Kommerzbuch verloren, so bekommt das Individuum ein neues; die im alten vorgemachten Kommerzstunden gehen jedoch für dasselbe verloren.

Art. 22. Den Mitgliedern des Trio, der Zentralmeisterkompagnie und der Meisterkompagnien sowie allen, welche durch die Fähigkeitswahlen zu irgendeiner wichtigen Mission berufen werden, wird gleich bei der *Prüfung der Wahlprobe* und *nach Anerkennung derselben* eine gewisse Summe Kommerzstunden ausgesetzt, je *nach dem Nutzen, der aus der Verwirklichung der neuen Idee für die Gesellschaft hervorgeht.* Diese anfangs bestimmte Summe Kommerzstunden wird diesen Individuen solange zugeschrieben, als sich dieselben in ihrem Amte erhalten. (Siehe Kap. 4, Art. 19.)

Was die übrigen Verhältnisse anbetrifft, so sind ihre Kommerzstunden derselben Kontrolle unterworfen wie alle übrigen, ebenso haben sie wie diese ihre Genußstempel nach den empfangenen Arbeitsstempeln zu regeln.

Art. 23. Obwohl das Verwaltungspersonal der Arbeiten und Produkte des Angenehmen ebenfalls an keine bestimmte,

allgemeine Arbeitszeit gebunden ist, weil sich die geistigen Arbeiten desselben so wenig nach Stunden berechnen lassen als die des Verwaltungspersonals der Arbeiten des Notwendigen und Nützlichen, so kann doch die im vorigen Artikel enthaltene, die Männer des Wissens betreffende Bestimmung für dasselbe nicht gelten, weil die geistige Tätigkeit derselben wohl schöne und angenehme, aber keine notwendigen und nützlichen Produkte liefert. Wollen sie also die Genüsse des Angenehmen genießen, so müssen sie dafür in den notwendigsten Arbeiten Kommerzstunden machen wie alle übrigen. (Siehe Kap. 12, Art. 22 und Kap. 5, Art. 15 u. 16.)

Art. 24. Alle durch Kommerzstunden erworbenen Produkte des Angenehmen werden nach dem Tode des Erwerbers zur Verfügung der Gesundheitskommissionen gestellt, welche allen diesen Gegenständen, welche sich dazu eignen, eine allgemeine, nützliche Bestimmung geben und die übrigen öffentlich zerstören.

Weil ich nun fürchte, in diesem Kapitel nicht von allen Lesern gut verstanden zu werden, so will ich vor dem Schlusse desselben noch folgende Fragen abhandeln:

Erste Frage. Warum kann man sich denn nicht lieber des Geldes oder der Karten bedienen, anstatt der Kommerzbücher?

Antwort. Der ganze gesellschaftliche Unfug samt seinen Übeln und Verbrechen kann nur in einer schlechten Methode der Regelung des Austausches Nahrung finden. Unsere Münzen, Banknoten, Staatspapiere, Aktien u. dgl. sind eben solche schlechten Tauschmittel; denn:

a) man kann mit ihnen große Summen in einzelnen Haufen aufhäufen und folglich dadurch Mangel bei andern hervorrufen.
b) Man kann sich damit der allgemeinen notwendigen Arbeitszeit entziehen und dadurch die Ursache werden, daß andere sich zu Tode schinden müssen.
c) Mittels der Eigenschaft desselben, Mangel und Überfluß, Wohlstand und Elend künstlich hervorrufen zu können, wird Leben, Gesundheit, Glück und Freiheit der einen ein Spielball der Gelüste der anderen. Man kann sich damit, einer den anderen, betrügen, bestehlen, bestechen, verhöhnen; sich demütige Sklaven damit verschaffen und zum Vorteil der Begierden einiger die Harmonie des Ganzen stören.

d) Wenige einzelne können dadurch zum Nachteil aller übrigen einen hohen Grad individueller Freiheit erlangen. Um so freier die einen mittels des Geldes leben können, um so tiefer versinken die anderen in das Joch der Unterwürfigkeit und Sklaverei.

e) Es treibt durch die Verjährung den Unfug von Generation zu Generation auf eine immer schrecklichere Höhe: denn das Geldsystem zieht die zur Erhaltung aller nötigen Kräfte auf immer größere Haufen zusammen, um die Mästung seiner Kreaturen desto vollkommener bewerkstelligen zu können. Je mehr und je größere Haufen nun von den für die Erhaltung aller nötigen Bedürfnissen für einige zusammengekratzt werden, um so größer wird der Mangel der übrigen, und zwar immer größer, je mehr sich die von den Zusammenkratzern regelmäßig Ausgeplünderten vermehren.

f) Das Geldsystem ist im Widerspruch mit jeder vernünftigen Ordnung; daher die vielen unvernünftigen und widersprechenden Gesetze. Solange die Gesellschaft noch eines derselben nötig hat, wird ihr jeder Atemzug der Freiheit verpestet.

g) Das Geldsystem verhindert und verzögert jeden für das Wohl aller berechneten Fortschritt, weil der Geldmann nur das unterstützt, was ihm persönliche Vorteile bietet.

Ob die Maschinen die Arbeit verkürzen oder nicht, unsere Lage wird dadurch im heutigen Geldsystem nicht verbessert. Manche Maschinen schaffen 10-, ja 100mal mehr als der Mensch mit seinen beiden Händen, deswegen müssen wir doch eben so lange arbeiten als früher. Vielleicht gerade deswegen müssen wir länger arbeiten, weil die Konkurrenz der Maschinen uns zwingt, uns jede Herabsetzung des Lohnes und Verlängerung der Arbeitszeit gefallen zu lassen, wenn wir nicht vorziehen, zu stehlen oder zu sterben.

Also in einem Systeme der Harmonie und Freiheit kein Geld!

Ebensowenig sind Karten oder Marken ein zweckmäßiges Tauschmittel: denn um Anhäufungen zu verhüten, müßte man sie ebenfalls von Zeit zu Zeit durch andere ersetzen; dies würde aber bei den Karten mehr Umstände machen. Der Hauptgrund, warum sie in einem Systeme der Harmonie und Freiheit nicht als Tauschmittel dienen können, ist der: daß mittels derselben

Schenkungen, Bestechungen, Hasardspiele, Betrug und Diebstahl möglich sind wie unter dem Geldsystem. Darum können weder Stücken Metall, Holz, Steine oder Karten in einer auf Harmonie und Freiheit basierten Organisation der Gesellschaft als Tauschmittel dienen.

Ein Tauschmittel kann daher der Harmonie und Freiheit nur durch folgende Eigenschaften zweckdienlich sein.

a) Es darf sich damit nichts aufhäufen, verschenken, verspielen, vererben und stehlen lassen.
b) Es muß sich damit die Freiheit keines einzigen zum Vorteil eines anderen beeinträchtigen lassen.
c) Es muß trotz allen Austausches doch immer in der Hand des Besitzers bleiben und zugleich ein Tagebuch seiner Begierden und Fähigkeiten sein.

Zweite Frage. Warum kann man sich der Kommerzbücher nicht auch für den Austausch der Produkte des Notwendigen und Nützlichen bedienen?

Antwort. Weil diese etwas Notwendiges und Bestimmtes sind, was jeder in gleichem Verhältnisse haben muß, ebenso wie die zur Hervorbringung dieser Produkte nötigen Fähigkeiten. Zu dem aber, was alle in gleichem Verhältnisse haben müssen, darf es in einem System der Harmonie und Freiheit keine Tauschmittel geben, weil diese letzteren eigentlich hauptsächlich nur dazu dienen, den Freiheitstrieb einzelner zu befriedigen und eine ungleiche Verteilung der Genüsse da möglich zu machen, wo sie niemandem schadet. Da, wo die Verteilung in den Verhältnissen für alle gleich ist, bedarf es ja also auch keines Tauschmittels. Die Bedürfnisse des Notwendigen und Nützlichen sind nun aber für alle gleich, wie die zur Hervorbringung derselben nötige Arbeitszeit. Durch eine Ausdehnung des Tauschmittels auf die Produkte des Notwendigen und Nützlichen würde nur die Verteilung nach den gleichen Verhältnissen unmöglich gemacht. Mancher würde zum Ekel der anderen in zerrissenen und schmutzigen Kleidern einhergehen, um einige Flaschen Wein mehr trinken zu können. Andere würden deswegen Ökonomie an Möbeln und Hausrat machen, noch andere wohl gar an der Kost; besonders würde dieses alles in der Übergangsperiode der Fall sein. Darum müssen die Tauschmittel für das Notwendige und Nützliche aufhören, es wäre sogar gut, wenn es möglich wäre, sie ganz und gar aufhören zu machen. Einige halten dies für möglich,

ich aber, der ich vor allem die Harmonie aller und darin die Freiheit eines jeden will, habe bis jetzt diese Möglichkeit noch nicht einsehen können, weil noch niemand sich bemühte, sie zu beweisen; indes wünsche ich sie.

Dritte Frage. Durch die Kommerzstunden wird es möglich, daß ein Individuum einige Tage die allgemeine Arbeitszeit versäumt, weil es sich seine täglichen 6 Stunden von den schon vorgemachten Kommerzstunden abstempeln lassen kann; andere Individuen wieder arbeiten gar nicht mehr in der allgemeinen nützlichen und notwendigen Produktion, weil sie in den Arbeiten des Angenehmen angestellt sind; als Maler, Bildhauer, Goldarbeiter, Putz- und Modefabrikanten, Zuckerbäcker, Destillateure, Romantiker, Schauspieler, Sänger u. dgl., wie wird es nun da möglich, mittelst der Kommerzbücher das nötige Gleichgewicht der Begierden und Fähigkeiten zu erhalten und die für alle für das Notwendige und Nützliche festzusetzende Arbeitszeit zu berechnen?

Antwort. Die Verwaltung der ganzen Gesellschaft teilt sich in zwei Ordnungen, die der Arbeit oder die Geschäftsordnung und die des Genusses oder die Familienordnung. In der ersten wählen alle Arbeiter und Arbeiterinnen oder die Meisterkompagnien, die Leiter der Arbeiten, vom Werkführer und Zugführer an bis zum Werksvorstand und Trio.

Dieses letztere kennt nun die Zahl aller arbeitsfähigen Glieder der Gesellschaft, sowie die aller verzehrenden Mitglieder. Nach den Bedürfnissen dieser letzteren fällt es also auch nicht schwer, die für alle nötige Arbeitszeit zu berechnen. Gesetzt nun, unter einer Bevölkerung von 15000 Individuen gebe es 10000, welche fähig wären, eine volle Arbeitszeit zu verrichten; nehmen wir an, diese vollbrächten jedes an bestimmter allgemeiner Arbeitszeit jährlich 1800 Stunden, so wären das für alle zusammen 18000000 jährlicher Arbeitsstunden, das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet. Kämen nun bei der Jahresrechnung infolge der Kommerzstunden nur 9000000 Stunden heraus für die für die allgemeine Arbeitszeit berechneten, so würden die fehlenden dafür durch 9000000 Kommerzstunden ersetzt. Nur gegen einen Überschuß an Kommerzstunden erhalten die Akademien ihre zur Produktion des Angenehmen nötigen Materialien. Da nun jene ohne diese nichts fabrizieren lassen können, so ist es sowohl in ihrem als im Interesse aller Konsumenten des Angenehmen, daß

beim Anmerken der Stempel in den Kommerzbüchern keine Fehler vorgehen. Das Trio und die Gewerbsvorstände haben doch also um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Rechnungen in bezug auf die Kommerzbücher nicht das mindeste zu besorgen, weil notwendigerweise immer ein Überschuß an Kommerzstunden da sein muß, für welchen sie den Akademien die Materialien liefern, die zur künftigen Fabrikation nötig sind, und weil, wenn dieser nicht da ist, im Notfalle an den vorgemachten Arbeitsstunden aller abgeschrieben wird, was auf keinen viel beträgt. (S. Art. 16.)

Was nun die Ordnung des Genusses oder die Familienordnung anbetrifft, so hat das Trio in allen Gemeinden und Distrikten Direktoren über die Aufsicht und die Verwaltung der Vorräte eingesetzt. Diese berichten nun ungefähr wie folgt: Für eine Bevölkerung von 15000 Menschen brauchen wir dahier täglich 5000 Pfund Fleisch, 20000 Pfund Brot, 100 Scheffel Hülsenfrüchte oder Kartoffeln, 15000 Maß Milch, 10000 Maß Bier, 6000 Maß Wein usw. An Vorrat haben wir: Nun läßt er das ganze Register folgen von allem, was in Magazinen, Scheuern, Kornböden und Kellern aufgespeichert ist, so wie eine Übersicht des Gemüsebaues und des Viehstandes.

So laufen nun die Berichte aus allen Distrikten bei der höchsten Bundesbehörde ein. Nach denselben wird nun von letzterer zuerst der gegenseitige Austausch des Überflusses verschiedener Produkte des einen Distrikts mit dem des anderen angeordnet; ist dies geschehen, so regeln die Direktoren den Austausch unter den verschiedenen Gemeinden ihres Distrikts und dann die Gemeinden den unter die Küchenkommissionen und diese an jeden einzelnen durch dessen tägliche Beköstigung. An die Arbeiter für das Angenehme wird dann das Notwendige ebenso geliefert, wie an alle übrigen, weil ihre Arbeitszeit ja schon durch Kommerzstunden ausgeglichen wird. Ebenso an die, denen es einfällt, einmal einige Tage nicht zu arbeiten, wenn sie dafür sich für jeden Tag sechs vorgemachte Arbeitsstunden ausstempeln oder mit anderen Worten, sich sechs Genußstempel in ihr Buch eintragen lassen. Sobald dies aber nicht geschieht oder sobald alle vorgearbeiteten Stunden durch Genußstempel gleichgemacht sind und das Individuum dennoch fortfahren will, nicht zu arbeiten, so wird vom Atelier aus die Anzeige in seiner Wohnung gemacht, daß er krank sei, ebenso in seinem Speisesaal. Jeder aber auf diese Weise Angemeldete findet nur im Spital

Logis und Kost, weil keine andere Wohnung und keine andere Tafel ihm offen stehen, solange nicht im Kommerzbuch entweder der seit 24 Stunden erfolgte Wechsel der Wohnung und des Speisehauses oder der Austritt aus dem Krankenhause und die Heilung der Krankheit angemerkt ist. (S. Kapitel 15, Art. 11.)

Vierte Frage. Auf welche Weise wird allen Verfälschungen und Veruntreuungen vorgebeugt?

Antwort. Hauptsächlich dadurch, daß die Begierden des Erwerbens und Genießens durch die Kommerzstunden für alle auf gleiche Weise befriedigt werden können; des Betruges hat man mithin ganz und gar nicht nötig, es sei denn, man wolle sich des Genusses aller Produkte des Angenehmen teilhaftig machen, ohne wie andere dafür zu arbeiten.

Dieses wird aber so leicht nicht, denn wenn man sich das Kommerzbuch auch selbst machen könnte samt seinen Stempeln, so würde dies doch nicht hinreichen, die Gesellschaft in ihrem Interesse zu täuschen; denn erstens ist es nicht möglich, sich der allgemeinen Arbeitszeit pflichtwidrig zu entziehen, weil jeder, der nicht kommt, um sich den Betrag der versäumten Zeit einstempeln zu lassen, als Kranker in seinem Wohn- und Speisehause angezeigt wird und daselbst sofort für ihn alle Bedienung aufhört. Da nun niemand sich auf diese Weise der Arbeit entziehen kann, so ist ferner zweitens gewiß, daß auch niemand sich selbst falsche Stempel in das Buch eintragen kann, weil dies der Werk- oder Zugführer oder die Kameraden am Ende des fünften Arbeitstages im Buche sehen würden.

Gelänge es aber wirklich einigen, sich durch außerordentliche Geschicklichkeit doppelte Bücher zu fabrizieren, so würden die durch dieselben zu erhaltenden Genüsse mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden sein; denn einmal dürften sie sich in den Stunden, wo Kommerzstunden gemacht werden, nicht zu oft den Genüssen überlassen, weil dies auffallend sein würde, wenn man die Menge der Genußstempel mit der vielen freien Zeit vergleicht; dann wären dieselben doch genötigt, sich bei ihren Genüssen von den Leuten zu trennen, mit denen sie arbeiten, damit diese den Unterschied nicht gewahr würden; auch müßten sie viele der eingetauschten Gegenstände den Augen der übrigen zu verbergen suchen. Dann wäre es auch hauptsächlich ein Beweis, daß dieselben geschickter und pfiffiger seien, als die mit der Fabrikation der Kommerzbücher von den Akademien beauftragten Personen.

Die Akademie hätte sich solches Defizit doch nur allein zuzuschreiben und die Konsumenten des Angenehmen müßten den ganzen dadurch entstandenen Verlust teilen, was ein mächtiger Beweggrund ist, seine Geschicklichkeit nicht auf solche Weise zu erproben und sich dadurch die Achtung und Freundschaft seiner Mitmenschen zu verscherzen, die, einmal verloren, in einem Systeme der Harmonie nur mit Mühe durch Auswanderung in eine fremde Gegend und durch ein besseres Betragen wieder zu erringen ist.

Würden solche Kommerzbücher vollkommen nachgemacht samt ihren Stempeln und Unterschriften, so wäre dies also ein Beweis, daß die Akademien mit der Fabrikation und der Einrichtung derselben nicht die geschicktesten und pfiffigsten Männer beauftragt hätten. Ein solcher Fall würde also zur Folge haben, die Fabrikation und das Reglement der Bücher anderen Leuten, und vielleicht gerade den Nachahmern anzuvertrauen.

Fünfte Frage. Wird das Stempeln der Bücher nicht eine langweilige Methode sein.

Antwort. Sie ist meiner Meinung nach kürzer als unsere Geldwechselmethode, denn einmal ist dabei nie etwas zu wechseln und zu zählen, mit Ausnahme der Jahresrechnung.

Dadurch, daß sie nur für die Befriedigung der Begierden gebraucht werden, und also alle das Einkaufen und Eintauschen der zu den Bedürfnissen des Notwendigen und Nützlichen erforderlichen Kleinigkeiten unnütz machen, wird sie schon bedeutend abgekürzt. Was nun das Auszahlen oder die nach Ablauf von fünf Arbeitstagen einzustempelnden Arbeitsstempel anbetrifft, so nimmt diese Methode nicht mehr Zeit in Anspruch, als das Auszahlen des Wochenlohnes. In der Zeit von fünfzehn Minuten kann ein Werk- oder Zugführer die zehn Bücher seiner Gefährten alle mit den nötigen Stempeln und Unterschriften versehen. Das Bemerken des Wechsels des Orts, der Wohnung, des Speisesaales, des Ateliers, ist mit weniger Umständen verknüpft, als heute das Ausstellen unserer Reisepässe, Mietskontrakte, der Rechnungen unserer Speisewirte und der Arbeitsbescheinigungen und Atteste unserer Meister, Fabrikanten, Herren u. dergl.

Was nun die Genußstempel anbetrifft, da werden die Umstände und der Zeitverlust des Stempelns schon dadurch außerordentlich vereinfacht, daß es jedem möglich gemacht wird, sich auf verschiedene Genüsse des Angenehmen, auf Monate und auf das Jahr zu abonnieren, indem eine Anzahl Gleichgesinnter

Vereine zu diesem Zweck bilden, als: Sing- und Lesevereine, Musik- und Tanzvereine, Abendunterhaltungen u. dergl.

Jeder solcher Verein steht zusammen für den richtigen Beitrag aller seiner Mitglieder und läßt sich den täglichen Bedarf an Tee, Bier, Wein, Kaffee, Kuchen, Likören und Erfrischungen aller Art in Summa liefern. Den Verbrauch dieser Gegenstände, und den dafür zu entrichtenden Betrag, regeln diese dann unter sich monatsweise, und die Akademie macht nur eine monatliche, vierteljährige oder jährige Revision der Bücher der Mitglieder. Das Defizit, was dann möglichenfalls bei dem einen oder dem anderen Mitgliede eintreten könnte, füllt die Gesamtheit durch überzählige Genußstempel aus. Jedem solchen Vereine ist aber vorzüglich daran gelegen, geregelte Mitglieder zu haben, auf die sich alle anderen verlassen können. Fiele dennoch (was gar nicht möglich scheint) ein allgemeines bedeutendes Defizit vor, so müßten dann natürlich die übrigen Konsumenten durch einen sehr kleinen Beitrag bei der Jahresrechnung dasselbe decken. Dies zöge aber die Auflösung eines solchen Vereins nach sich, indem demselben von den Akademien nichts eher geliefert würde, bevor er seinen Rückstand nicht durch Kommerzstunden ausgeglichen hätte. Und welcher andere Verein würde solche Mitglieder gern unter sich aufnehmen? Das Stempeln der Genußstunden in den übrigen Etablissements, wo jeder gleichsam im Vorbeigehen ein Glas Wein, Bier, Milch, ein Paket Tabak u. dergl. nehmen kann, ist ebenfalls nicht umständlich. Der Gast legt das letzte Blatt von den in seinem Buch gestempelten auf, und der angestellte Wirt — welches gewöhnlich die zur Arbeit untauglich gewordenen sind — drückt seinen Stempel hinein. Das ist wenigstens ebenso geschwind gemacht, als das Bezahlen mit dem Gelde, besonders wenn man bedenkt, daß dabei oft Wechseln und Herausgeben, und oft auch Einschreiben auf Kredit vorkommt.

Was nun die Gegenstände des Luxus anbetrifft, da geht der Austausch viel geschwinder als jetzt, wo so viele kostbare Zeit unnütz mit Handeln und Geldwechseln verloren wird.

Die Kommerzbücher sind überhaupt alles in allem, was jeder zur Regelung der Harmonie des Ganzen Schriftliches braucht. Sie vertreten alle unsere in den jetzigen Verhältnissen nötigen Schriften.

Sie sind zugleich: Reisepaß, Taufschein, Heimatsschein, Freischein, Lehrbrief, Wechsel, Quittung, Rechnungsbuch, Tage-

buch, Schulzeugnis, Eintrittskarte, Empfehlungsschreiben, Kollekte, Geldbörse, Kalender; sie sind der Spiegel aller geistigen und physischen Bedürfnisse des Individuums, sein Porträt, seine Biographie; kurz, das ganze bildliche Ich des Individuums, wie es noch nie dargestellt wurde. Diese ungeheure Menge von Zeugnissen, Attesten und Schriften aller Art, die wir unter den jetzigen Verhältnissen nötig haben, und wovon die meisten sehr unnütz sind, konzentrieren sich auf eine vervollkommnete und vereinfachte Weise, in dem einen Kommerzbuch.

Sechste Frage. Wird diese Regulierung nicht durch das Abreisen der einzelnen gestört?

Antwort. Nein, weil niemand an einem fremden Ort, ohne vorgemachte Kommerzstunden, Arbeit, Kost, Wohnung, Kleidung und Reisegelegenheit haben kann, ohne das Visa in seinem Buche vermerkt zu haben. Dieses wird jedoch nur dann gegeben, wenn das Buch in der Ordnung ist, und die Summa der gemachten Arbeits- und Genußstunden in das Buch der Reisenden eingetragen ist; welches dann bei der Jahresrechnung mit in Betracht gezogen wird.

Siebente Frage. Können nicht die Wirte manchen Gegenstand verabfolgen lassen, ohne den Wert derselben in die Bücher einzustempeln?

Antwort. Nicht leicht! Weil erstens das Interesse aller Gäste sowie ihr eigenes dabei beteiligt ist, und jeder bei der Jahresrechnung lieber seinen Gästen einen Vorteil als ein Defizit bietet; dann, weil der Wirt nie allein ist, sondern überall zwei oder vier angestellt sind, die alle das gleiche Interesse haben, eine gute, vorteilhafte Jahresrechnung abzulegen.

Zu dem Amte eines Wirtes kann man soviel Personen anstellen als man will, das tut der allgemeinen Arbeitszeit keinen Abbruch, weil man dazu diejenigen Leute nimmt, die die Gesellschaft ohnehin arbeitslos erhalten muß; zu dem Geschäfte eines solchen Wirtes hat jeder zur Arbeit unfähig gewordene immer noch Lust und Kraft genug. Nun würde aber in einem solchen Systeme der Harmonie jeder eine solche Begünstigung von seiten des Wirtes eher als eine Beleidigung als wie eine Gefälligkeit ansehen. Von dieser Seite ist doch also die Befürchtung einer Unregelmäßigkeit unbegründet.

Achte Frage. Wie würde man es aber mit den verschiedenen Geschäften halten, bei denen eine längere, erschöpfende Arbeitszeit notwendig wird, als z. B. bei den Matrosen, die

oft lange Seereisen machen, und den Konduktoren von Fuhrwerken, die oft Tag und Nacht bei den Wagen bleiben müssen; können diese denn auch Kommerzstunden machen?

Antwort. Warum denn nicht? Diesen wird die ganze Zeit, die sie nötigerweise bei einem und demselben Geschäfte über die allgemeine Arbeitszeit zubringen müssen, als Kommerzstunden angerechnet. Davon können sie nun einen Teil ihrer Genüsse auf den Schiffen selbst befriedigen, und die übrige Zeit und Genüsse nach der Reise einholen. Die Erneuerung der Kommerzbücher solcher Individuen kann natürlich nicht in die für alle bestimmte Zeit fallen, weil sie auf Reisen nicht Gelegenheit haben, ihre Kommerzstunden durch Genußstempel auszufüllen. Diese Erneuerung geschieht dann vor einer jeden Abreise. (Siehe Kap. 5, Art. 20.)

Neunte Frage. Manche Geschäfte sind unstreitig annehmlicher und angenehmer als wieder andere, und doch kann man dabei nicht eine Ablösung von zwei zu zwei Stunden vornehmen, um dreimal soviel Personen daran teilnehmen zu lassen. Dies ist z. B. bei den Konduktoren von Fuhrwerken der Fall; soll man denn da die Arbeitszeit derselben auch für die gleiche Mühe rechnen, da doch mitunter auch noch Zwischenzeiten vorkommen, wo sie gar nichts tun, wie unter anderen bei der Fütterung der Pferde. Wie würde man denn da die Sachen regeln, um nicht gegen das Prinzip der Freiheit und Harmonie aller zu verstoßen?

Antwort. Die Arbeitszeit solcher Individuen muß nötigerweise für voll gelten, weil sie ja doch diese Arbeitszeit nicht für sich zu anderen Zwecken benutzen können. Nach solchen Plätzen drängen können sich aber die übrigen nicht, ohne sich dem dazu berechtigenden Examen der Tauglichkeit zu unterwerfen. Dieses Examen, welches jeder schon vor dem Austritt aus der Schularmee ablegen muß, wird aber um so schwieriger gemacht, je mehr sich die Schüler zur Erlernung eines angenehm scheinenden Geschäfts drängen. (S. Kap. 5, Art. 20; und Kap. 14, Art. 15.)

Mithin wird doch das Gleichgewicht der verschiedenen Mühen dadurch keineswegs gestört, höchstens kann solches Andrängen nur dazu dienen, die Wissenschaft und Geschicklichkeit auf eine immer höhere Stufe zu heben. An den Meisterkompagnien ist es dann, zu bestimmen, welchen Wissenschaften und Geschicklichkeiten dadurch für das Wohl aller ein höherer

Impuls gegeben werden muß. Übrigens ist die Annehmlichkeit mancher Geschäfte heute bei uns nur scheinbar, weil wir uns keine Idee machen können, wie annehmlich die heute für schwierig betrachteten Geschäfte in einer besseren Organisation der Gesellschaft betrieben werden können.

Zehnte Frage. Wie würde man es nun mit den verschiedenen Plätzen in den Theatern halten, auf die doch alle ein gleiches Recht haben?

Antwort. Auf verschiedene Weise, je nach den Umständen.

In der Übergangsperiode, wo die Theater noch nicht allgemein geworden sind, sowenig wie die Schauspieler, kann man für die verschiedenen Plätze ein verschiedenes Abonnement von Genußstempeln annehmen. Jeder Abonnent erhält dann eine auf die Dauer des Abonnements gültige Einlaßkarte; je nach den Plätzen, auf die er abonniert ist. Will man der Möglichkeit der Verschenkungen dieser Karten vorbeugen, so kann man auch diese, sowie andere in die Kommerzbücher abgestempelte Abonnements, noch außerdem auf dem Extrablatt des Buches anmerken lassen; wenigstens ist dann doch nur ein oft wünschenswerter, gegenseitiger Austausch der täglich zu holenden Eintrittskarte möglich, nicht aber die verführerische Schenkung eines viertel- oder halbjährigen Abonnements.

Der besondere Stempel auf dem Extrablatte dient der Einfachheit wegen, damit die Theaterdirektionen bei der täglichen Austeilung der Karten nicht nötig haben, jedes Buch durchzublättern.

Sind die Theater allgemein geworden, oder will man schon früher die verschiedene Wertbestimmung der Plätze nicht mehr, so kann man die Sachen so einrichten wie folgt:

Am Eingange des Theaters befinden sich mehrere Urnen. In einer derselben sind einzelne numerierte Kugeln. In der zweiten sind diese numerierten Kugeln zu zwei und zwei zusammengefügt; in der dritten drei, und so fort bis auf fünf. Diese in den fünf Urnen enthaltenen Nummern sind aufeinanderfolgend, und repräsentieren sämtliche numerierten Plätze des Theaters.

Die Individuen, die nun einzeln kommen, greifen in die Urne, worin die einzelnen Kugeln sich befinden, und nehmen dann den ihnen danach durch ein Billett bezeichneten Platz ein. Wollen zwei oder mehrere Personen zusammensitzen, so greift eine derselben in diejenige Urne, welche die gewünschte Zahl zusammengesetzter, aufeinanderfolgender Nummern enthält. Sind

die einzelnen Nummern vergriffen, so werden sie durch andere aus den andern Urnen, die man zu dem Zweck auseinandernehmen kann, ersetzt.

Geht das nicht alles ganz vortrefflich? Und doch sind diese hier gegebenen Ideen nur ein unvollkommener Schattenriß von dem was sein kann und wird.

In einem System der Vereinigung ist viel möglich, was in einem System der Trennung und Vereinzelung unmöglich ist.

Elfte Frage. Im Falle nun ein solches Kommerzbuch verloren geht, würde dieser Verlust nicht eine Unregelmäßigkeit in den Rechnungen, oder wohl gar ein Defizit in denselben nach sich ziehen?

Antwort. Die dadurch entstehende Unregelmäßigkeit ist von keiner Bedeutung, und kann sich nicht auf die Verwaltung fühlbar machen, weil dieselbe keine Kommerzstunden kreditiert, sondern dieselben verarbeiten läßt. Das Individuum könnte doch also dabei nur verlieren, im Falle es nämlich eine bedeutende Anzahl Kommerzstunden vorgearbeitet hätte, und der Überschuß derselben nicht mehr nachgewiesen werden könnte.

Dieser Verlust, der im vorkommenden Falle nur sehr klein sein kann, besonders wenn das Individuum gewohnt ist, nur sehr mäßig über die Zeit zu arbeiten, kann aber niemandem zugute kommen als den Konsumenten des Angenehmen. (S. Art. 17 dieses Kapitels.) Mithin kann doch der Verlust eines Buches sowenig wie jeder andere Verlust oder Gewinn, das Wohl des einzelnen gefährden, und die Harmonie aller stören.

Ein außerordentlicher Umstand wäre nun wohl der, daß der Verlierende Mitglied eines Vereins wäre, der seine Bücher mit der Akademie nur nach Jahresschluß regelte; daß ferner es durch in der Zwischenzeit vorgekommene Reisen und Krankheiten und andere unvorhergesehene Zufälle sehr schwierig wäre, den Inhalt des verlorenen Buches einzusehen. In solchem Falle bleibt es den Vereinsmitgliedern überlassen, ob sie das Defizit nach Artikel fünfzehn ganz oder teilweise übernehmen wollen, wenn der Verlierende seiner Unachtsamkeit nicht selbst ein Opfer bringen kann oder will.

Zwölfte Frage. Wird die Regelmäßigkeit der Bücher, und dadurch die Berechnung der Harmonie des Ganzen nicht durch das Ab- und Zureisen der Individuen gestört?

Antwort. Nein! denn jedes Individium erhält vor der Abreise sein Buch visiert, wenn es nämlich keine Kommerz-

stunden vorgearbeitet hat, dabei aber doch nach der täglich bestimmten, allgemeinen Arbeitszeit, die Fahrgelegenheiten benutzen will.

Hat ein Individuum eine Anzahl Kommerzstunden vorgearbeitet, so hat es dieses Visa nicht nötig; ist aber alsdann gehalten, solange es nicht arbeitet, sich die täglich erforderliche, fünf- oder sechsstündige Arbeitszeit, von den vorgemachten Arbeitsstunden abstempeln zu lassen.

Ein Reisender, der keine Kommerzstunden vorgearbeitet hat, erhält seine tägliche Arbeit und seine täglichen Bedürfnisse von den Gesundheitskommissionen angewiesen. Will er sich einige Zeit an einem Orte aufhalten, so kann er sich bei einem Werk- oder Zugführer nach seiner Wahl als Arbeiter aufnehmen lassen. Sobald er den Stempel desselben in seinem Kommerzbuche hat, bekommt er in jedem Etablissement des Notwendigen und Nützlichen was er braucht.

Der Werk- oder Zugführer, welcher die Bücher stempelt, ist verpflichtet, jeden Arbeiter, der nicht bei der Arbeit erscheint, und für den die Kameraden nicht gutstehen wollen, als krank zu melden. (S. Kapitel 15, Artikel 12.)

Ich hoffe nun mich in diesem Kapitel ziemlich deutlich erklärt zu haben, und will also, obwohl darüber noch viel zu fragen ist, mit diesen Fragen schließen. Wer mich noch nicht verstanden hat, wird mich vielleicht durch die folgenden Kapitel besser verstehen.

Soviel ist indes gewiß: man darf nur ein System der Freiheit, der Harmonie und Gemeinschaft aller — hört ihrs, aller!! aller!!! — wollen, so wird man es finden. Dies System oder jenes! Kommerzstunden oder keine! das alles sind Nebensachen; die Hauptsache ist: Alles für alle zu wollen, und nicht: etwas für die einen, wenig für die anderen und nichts für die übrigen.

Elftes Kapitel.

Die Geschäftssperre.

Ist ein Geschäft mit freiwilligen Arbeitern überfüllt, was gewöhnlich bei den angenehmen Geschäften der Fall ist, so kann in demselben nicht über die Zeit gearbeitet, so können darin keine Kommerzstuden gemacht werden. Diese Verordnung nenne ich die Geschäftssperre.

Mittels derselben wird es möglich, im Zustande der Gemeinschaft jedem die freie Wahl einer angenehmen und leichten, oder unangenehmeren, beschwerlicheren Arbeit zu lassen, ohne daß dadurch bei letzterer ein Mangel an Arbeitern eintritt.

Die ganze Ordnung der Geschäftssperre besteht darin: den Genuß des unnötigen Angenehmen, nur durch die Produktion desjenigen Nötigen, welchem es an freiwilligen Arbeitern mangelt, möglich zu machen, und zwar ohne dadurch weder die persönliche Freiheit, noch die Harmonie des Ganzen zu gefährden, welche letztere zu sichern, der Hauptzweck dieser Institution ist.

Durch die Geschäftssperre wird es ferner möglich, alle Nachteile von der Gesellschaft abzuwenden, welchen sie durch die Zügellosigkeit der Begierden einiger ausgesetzt sein könnte. Wenn z. B. es denkbar wäre, daß im Zustande der Gemeinschaft der Luxus sich auf eine furchtbare Weise vermehrte; wenn sich bei einigen eine wahre Sucht nach goldenen Ketten, Uhren, Ringen, Perlen und Edelsteinen zeigte, und die Ärzte machten den Bericht, daß infolge der Vermehrung und Einführung dieser Gegenstände sich die Spitäler mit Habgierkranken füllten — nämlich solchen, welche sich um den Besitz eines Gegenstandes streiten und schlagen — so wird, wenn es nicht möglich ist, diese Gegenstände allgemein zu machen, von dem betreffenden Gewerbsvorstande die Sperrung der Werkstätten verordnet, in welchen diese Gegenstände bisher fabriziert wurden; dann hört die Krankheit auf einmal auf.

Man kann einwenden: Jeder kann sich ja einen goldenen Schmuck durch Kommerzstunden verdienen, wenn er will. Dies wäre aber doch nicht möglich: denn die Materialien dazu würden am Ende zu selten werden; auch erfände und fabrizierte man am Ende so vielen kostbaren unnützen Kram, daß es jemandem, der an allen Luxusarbeiten und Produktionen der Phantasie Freude hätte, zuletzt unmöglich oder doch wenigstens zu lästig werden würde, zur Herbeischaffung aller dieser Gegenstände so viele Kommerzstunden zu machen und da nun jeder Mensch die natürliche Begierde des Habens und des Erwerbens hat, so ist es auch nicht zu verwundern, wenn er dieselbe auf die leicht möglichste Weise zu befriedigen sucht. Derjenige, welcher starke Begierden hat, welche durch die Genüsse, die auf seine Sinne wirken, aufgeregt werden, wendet alle ihm möglichen Mittel an, sie zu befriedigen. Wenn ihm nun die Gesellschaft diese Befriedigung durch die Anwendung seiner geringen nützlichen Fähigkeiten erschwert, so sucht er dieselbe auf anderem Wege zu erlangen; seine Begierden kommen in Konflikt mit der Harmonie des Ganzen und zeigen dadurch an, daß hier etwas an der gesellschaftlichen Ordnung zu verbessern ist. Er stiehlt, heißt das in unserer Sprache.

Da ist nun nicht anders nachzuhelfen als durch das Allgemeinmachen oder das Wegschaffen des fraglichen Artikels, welcher imstande war, die Unordnung anzurichten; und dazu soll die Geschäftssperre ebenfalls dienen. Merken wir uns darin überhaupt also folgende Punkte:

Art. 1. Sie dient dazu, die Begierden und Fähigkeiten der einzelnen mit den Begierden und Fähigkeiten aller in Harmonie zu bringen.

Art. 2. Sie wird von den Gesundheitskomitees vorgeschlagen und von den Gewerbsvorständen bestätigt.

Art. 3. Die Geschäftssperre gilt für alle Individuen, welche Kommerzstunden machen, auf die gleiche Weise, wenn nicht nach den Naturgesetzen eine Ausnahme davon gemacht werden muß.

Art. 4. Eine Ausnahme davon machen alle Individuen, welche ihre Arbeitszeit in den dringendsten Geschäften verwenden, ebenso die Mütter kleiner Kinder sowie die Schwachen und Greise, die noch arbeiten, aber keine starke Arbeit verrichten können. Dadurch wird die Gleichheit der Verhältnisse gesichert. (S. Kapitel 13, Art. 6.)

Art. 5. Wenn ein Geschäft auf einmal viele Arbeiter nötig hat, als z. B. der Ackerbau zur Zeit der Ernte, so werden während dieser Zeit alle anderen Geschäfte gesperrt, d. h. es können in keinem anderen Kommerzstunden gemacht werden; jedoch mit Beibehaltung obiger Ausnahmen.

Art. 6. Da jede Art von Arbeiten in verschiedene Zweige und Unterabteilungen zerfällt, wovon die geringsten sehr wenig Vorkenntnisse erfordern, da überhaupt jeder sowohl in der Schularmee als auch später beständig Gelegenheit und Mittel hat, sich diese Vorkenntnisse zu erwerben, so wird durch eine Geschäftssperre auch niemand in die Unmöglichkeit versetzt, Kommerzstunden zu machen. Dadurch wird auch die Freiheit gesichert.

Art. 7. Hat ein Geschäft seiner Annehmlichkeit wegen einen zu großen Andrang von Arbeitern, so kann darin niemand täglich länger als zwei Stunden arbeiten, sondern jeder darin Arbeitende muß die übrige Arbeitszeit in einem anderen Geschäfte ausfüllen. Dadurch wird es möglich, eine dreifach größere Zahl Individuen in solchen Geschäften zu beschäftigen.

Art. 8. Gibt ein Produkt des Genusses des Angenehmen Anlaß zu physischen oder geistigen Krankheiten und kann dasselbe nicht allgemein gemacht werden, oder wird das Übel durch das Allgemeinmachen nicht vermindert, so wird es gesperrt, d. h. die Verfertigung desselben wird eingestellt. Dadurch wird die Harmonie in der Gesellschaft erhalten und den Nachteilen einer zügellosen Habgier Grenzen gesetzt.

Art. 9. Kommen infolge zu häufigen Genusses geistiger Getränke viele physische Krankheiten vor, die jedoch den einzelnen Individuen nur allein schaden, so wird die durch die Krankheiten dieser Individuen verlorene Arbeitszeit mit zu der zur Bereitung dieses Getränks gehörigen gerechnet, sodaß die Konsumenten desselben den der Gesamtheit dadurch zugefügten Nachteil ersetzen. Dadurch haben diese ein Interesse, solche Ausschweifungen auf alle mögliche Weise zu verhüten. Die Gesamtheit kann solche durch die Begierden einzelner zum Nachteil anderer führenden Arbeitsverluste nicht tragen; die durch die übermäßigen Genüsse des Angenehmen entstandene Lücke in der allgemeinen nützlichen Arbeit muß doch also durch die Konsumenten dieser Genüsse getragen werden.



Zwölftes Kapitel.

Die Akademie der schönen Künste und Wissenschaften oder die Verwaltung der Arbeiten des Angenehmen.

Artikel 1. Der Zweck der Akademien ist, diejenigen Fähigkeiten einzelner Individuen zu prüfen und zu entwickeln, welche imstande sind, die besonderen Begierden und Fähigkeiten einzelner anderer Individuen zu befriedigen und zu entwickeln, damit keine Fähigkeit für das Wohl der Gesellschaft verloren gehe.

Art. 2. Diese Fähigkeiten lernen die Mitglieder der Akademien durch die in den Kunstsälen aufgestellten Probearbeiten des Angenehmen oder auch durch die Prüfung des sich um die Aufnahme in die Akademie bewerbenden Individuums kennen, wenn nämlich die Prüfung einer Kunst die Gegenwart des Künstlers durchaus nötig macht, z. B. bei Schauspielern, Kunstreitern, Taschenspielern, Seiltänzern und dergl.

Art. 3. Unter Arbeiten für das Angenehme verstehe ich alle Produkte der Arbeiten für die Verfeinerung der sinnlichen Genüsse; als: für Theater, Bälle, Konzerte, Künstlervorstellungen, Privatfeste, Kuchen- und Zuckerbäckereien, Bier- und Kaffeehäuser; die Zubereitung der verschiedenen angenehmen Getränke, des Tabaks, der Feuerwerke und dergl.

Art. 4. Alle neuen Produkte des Angenehmen, oder Zeichnungen und Proben desselben werden nach geschehener Prüfung der Akademie in die Kunstsäle aufgestellt, um die Begierden der Lüsternen zu erregen.

Art. 5. Je nach den Bestellungen, welche diese machen, läßt die Akademie Ateliers für das neue Kunstprodukt einrichten.

Art. 6. Alle Arbeiten des Angenehmen, welche allgemein geworden sind, gehören nicht mehr unter die Verwaltung der Akademien, sondern unter die der Meisterkompagnien.

Art. 7. Allgemein werden sie dann, wenn die große Mehrheit der Bevölkerung einer Stadt, eines Distrikts oder eines Landes davon Gebrauch macht oder verlangt, davon Gebrauch zu machen.

Art. 8. Mitglied der Akademien ist jeder, welcher durch die Wahl einer in den Kunstausstellungen sich auszeichnenden Arbeit oder nach einer vor den Wahlkommissionen der Akademien bestandenen Prüfung seiner Fähigkeitsproben darin aufgenommen wurde.

Art. 9. Wer an den Genüssen, welche die einen oder die anderen Erzeugnisse des Angenehmen gewähren, teil nehmen will, muß die für dieselbe angemerkte Arbeitszeit durch Kommerzstunden eintauschen.

Art. 10. Auf diese Weise muß die Zeit, welche in dem Distrikt einer Akademie für die Arbeiten des Angenehmen verwendet wird, genau wieder durch Kommerzstunden in den notwendigsten Arbeiten eingebracht werden und die Existenz und das Interesse der Akademien selbst erfordert, daß dies der Fall ist.

Art. 11. Die Gesundheitskommissionen haben darüber zu wachen, daß die durch die Akademien erleichterte Befriedigung der Begierden einiger nicht zum Nachteil der Übrigen ausarte und so die Harmonie der gesellschaftlichen Ordnung störe, z. B. wenn der Verbrauch roher Materialien für die Produktion des Angenehmen den Artikeln des Notwendigen und Nützlichen Abbruch tut; wenn durch die Vermehrung der Luxusgegenstände es wieder Habgierkranke gibt, oder Betrüger, Zusammenkratzer und Diebe, wie wir sie heute nennen, usw.

Art. 12. Im letzteren Falle wird, wenn die Geschäftssperre der Heilung des Übels nicht genügt, der Artikel entweder in der Gesellschaft allgemein gemacht oder aus derselben verbannt.

Art. 13. In den angenehmen Arbeiten können nur von den schwächlichsten Individuen Kommerzstunden gemacht werden. (S. Kapitel 11, Art. 4.)

Art. 14. Die Leitung der Arbeiten des Angenehmen übernehmen die Mitglieder der Akademien; die Aufsicht in den Kunstsälen diejenigen Individuen, welche alters- oder krankheitshalber zu einer anderen Arbeit untauglich geworden sind.

Art. 15. Die Mitglieder der Akademien haben in dieser Eigenschaft weder Einfluß auf die Leitung der Arbeiten des

Notwendigen und Nützlichen noch auf die Prüfung der Fähigkeitswahlen derselben, wenn sie nicht durch eine gemachte nützliche Erfindung oder Entdeckung auch zugleich Mitglieder der Meisterkompagnien sind.

Art. 16. Alle Genüsse des Angenehmen, welche allgemein geworden sind, welche aber dadurch, daß einige Individuen eine stärkere Konsumtion derselben verlangen, auch zugleich in die Rubrik des Angenehmen gehören, wie z. B. Wein, Bier und dergl. werden nicht unter der Leitung der Akademien produziert, sondern denselben von den unter der Leitung der Meisterkompagnien stehenden Direktoren fertig geliefert. Der Betrag derselben wird nach Arbeitsstunden berechnet und bildet einen Teil der durch die Produktion des Angenehmen vermehrten Arbeitsstunden, welche bei der Jahresrechnung mit den Kommerzstunden im Einklang stehen müssen.

Art. 17. Alle schönen, literarischen Arbeiten, die bei der Prüfung der akademischen Wahlkommission nicht für vorzüglich anerkannt wurden und durchfielen, werden so wie alle übrigen eingereichten Proben in den dazu bestimmten Sälen zur Durchsicht aufgelegt.

Art. 18. Unterschreibt sich dennoch für den Druck eines solchen Werkes eine bedeutende Zahl für Kommerzstunden, so läßt die Akademie das Werk drucken.

Art. 19. Für jedes angenommene literarische Werk sind dem Verfasser eine gewisse Summe Kommerzstunden zu bestimmen.

Art. 20. Diese zu bestimmende Summe richtet sich nach der Anzahl der bestellten Exemplare, darf aber die nicht übersteigen, die jeder andere Arbeiter in einem Jahre zu machen imstande ist; auch verliert sie nach Ablauf des Kommerzbuches ihren Wert wie alle anderen, nicht mit Genußstempel ausgeglichenen Kommerzstunden.

Art. 21. Die Arbeitszeit derer, welche unter Leitung der Akademien die Produkte des Angenehmen verfertigen, bleibt dieselbe wie die der Arbeiten des Notwendigen und Nützlichen, nach welchen die allgemeine Arbeitszeit berechnet und bestimmt ist; sie kann nur mit dieser verkürzt werden. Vorteile in der Produktion des Angenehmen kommen daher nur den Konsumenten des Angenehmen zugute, nicht aber den Arbeitern in der Produktion des Angenehmen durch besondere Verminderung ihrer Arbeitszeit.

Art. 22. Die Mitglieder des Verwaltungspersonals der Arbeiten des Angenehmen sind wie die des Trio, der Zentralmeisterkompagnie, der Meisterkompagnien, der Professoren, Lehrer und Ärzte an keine bestimmte Arbeitszeit gebunden; den Regeln der Kommerzstunden sind sie jedoch unterworfen wie alle übrigen. Sie sind also wie diese verpflichtet, freiwillige Arbeitsstunden in den dringendsten Arbeiten zu machen, wenn sie die Genüsse des Angenehmen befriedigen wollen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Stellung des Weibes.

Artikel 1. Das weibliche Geschlecht ist in bezug auf die Arbeiten, die es verrichtet, ebenso organisiert wie das männliche. Es hat also seine Werkvorstände, Meisterkompagnien, Akademien, Kommerzstunden und Geschäftssperre

Art. 2. Das weibliche Geschlecht hat bei der Wahl der für alle zu verrichtenden Arbeiten vor dem männlichen den Vorrang, kann sich also die leichtesten Arbeiten wählen, wenn es darin an Geschicklichkeit und Schnelle dem männlichen gleichkommt.

Art. 3. Die vorzüglichsten weiblichen Arbeiten werden durch die Mitglieder der weiblichen Meisterkompagnien geleitet, welche ebenso gewählt werden wie die männlichen.

Art. 4. Wenn sich für die Leitung irgendeiner wichtigen Arbeit in den Meisterkompagnien keine findet, welche die von den höchsten Verwaltungsbehörden geforderten Talente besitzt, so wird diese Leitung männlichen Individuen übergeben.

Art. 5. Das Amt eines Werkvorstandes über eine der weiblichen Arbeiten können sie nur dann versehen, wenn sie in den darin geforderten Talenten den Mitgliedern der männlichen Meisterkompagnien gleichkommen.

Art. 6. Den Müttern kleiner Kinder kann kein Geschäft gesperrt werden, auch müssen für dieselben in allen Arbeiten Plätze offen bleiben, damit sie sich die leichtesten auswählen können und solche, die sie bequem zu Hause neben ihren Kindern verrichten können.

Art. 7. Solange die Natur kein Wunder verrichtet, d. h. solange das weibliche Geschlecht das männliche in nützlichen Wissenschaften, Erfindungen und Talenten nicht übertrifft, solange kann es auch zu keinen Ämtern gelangen, von welchen aus es das Ruder der Verwaltung der Gesellschaft führen

und Mitglied des Trio und der Zentralmeisterkompagnie werden könnte. Doch wenn einmal die Natur des Weibes und des Mannes sich so verändern würde, daß dies der Fall wäre, dann ist es auch billig, daß man die Organisation den neuen Verhältnissen anpasse.

Art. 8. Das Zusammenleben in der Ehe muß freiwillig sein und kann von keiner Seite erzwungen werden.

Art. 9. Alle Kinder, welche das dritte oder sechste Jahr erreicht haben, nimmt der Staat in die Schularmee auf.

Art. 10. Die Kinder der Eltern, welche krank werden, sterben oder sich trennen, nimmt der Staat oder vielmehr die Gesellschaft zu sich, ohne Rücksicht auf das Alter.

Art. 11. Ebenso wie das erwachsene weibliche Geschlecht, so hat die weibliche Jugend in der Schularmee ihre Meisterkompagnien, Akademien, Kommerzstunden und Geschäftssperren, mit denselben Bedingungen wie die männliche Jugend, und auch zu demselben Zweck wie diese. (Siehe das folgende Kapitel.)

Durch diese Einrichtung ist allen Kabalen Tor und Tür versperrt. Mädchen und Jünglinge werden miteinander auferzogen als Schwestern und Brüder. Sie wissen, daß sie alle die gleichen Rechte, Pflichten und Freiheiten nach den Naturgesetzen haben; daß unter ihnen niemand arm und niemand reich ist, und daß sie alles, was sie bedürfen, mit leichter Mühe haben können. Der schroffe Gegensatz von natürlicher Einfalt und übertünchter, verschrobener Bildung, der feine gebildete Weltton des einen und die krasse Dummheit und viehische Roheit des andern fallen doch hier weg. Ebenso der Unterschied zwischen reich und arm, zwischen hoch und niedrig. Alle wissen, daß sie, wie alle anderen, mit Familie, mit Kind und Kindeskindern versorgt sein werden. Unter solchen Umständen spielt die Liebe und Freundschaft eine heitere, natürliche, ungekünstelte Rolle.

Wenn heute Eifersucht und Liebe der Gesellschaft tausend blutige Wunden schlagen, so ist das auch nur heute. Aber nenne man mir nur ein einziges der alten Übel, das heute nicht mehr existiert. Alle fressen sich unter verschiedenen Namen krebsartig weiter. Trennt den Eigennutz und das Interesse von der Liebe, dann wollen wir einmal sehen, ob sich nur noch die Hälfte solcher schauderhaften Geschichten zutragen, als dies jetzt der Fall ist. Unter zehn Heiraten hat sich kaum eine einzige ohne Einwirkung des Eigennutzes gemacht. Hat er Geld?

Hat sie Geld? und wieviel? — das sind so die gewöhnlichen Heiratsfragen. — Ein in den Ketten des Ehestandes unter Eifersucht, Schikane, Zank, Streit und Widerwillen verblühtes Lebensglück ist die Antwort darauf.

Die Liebe ist ein Nußkern, die Ehe sind die Schalen. Das Geldsystem ist der Wurm, welcher sich in den Kern frißt und ihn verdirbt. Die große Menge nagt an den bittern und an den harten Schalen. Da habt ihr die ganze Definition unserer heutigen Ehen.

Schaffet den Eheleuten in der gesellschaftlichen Ordnung eine freie, unabhängige, sorgenlose Stellung, und beseitigt die eisernen, unnatürlichen Bande, mittels welcher ihr die widersprechendsten Begierden und Fähigkeiten auf eine ganze Lebenszeit aneinander kettet; gebet den Eheleuten die ursprüngliche Freiheit wieder, die sie im Paradiese hatten, dann wird der widrige Skandal aufhören, der heute euren Gerichten alle Hände voll zu tun gibt.

Nichts ist lächerlicher, als die Treue in der Ehe durch Zwang, Furcht und Schrecken erzwingen zu wollen; man sieht aber auch die Früchte davon. Ebenso wie der Dieb, der einen Abscheu vor dem Morde hat, sich doch beim Diebstahl mit Waffen versieht, seiner eigenen Sicherheit wegen, ebenso haben wir auch ähnlicher Beispiele genug von Ehebrechern und Ehebrecherinnen, die infolge der Hindernisse, die man den Begierden ihrer Freiheit in den Weg legte, zu Dieben und Mördern wurden. Das ist in unserer heutigen Organisation der Gesellschaft etwas sehr Gewöhnliches, daß der Mensch, um den Zwangs- und Schreckenssystemen zu entgehen, die man ihn der unerlaubten Befriedigung einer Begierde wegen fühlen lassen will, ein bedeutend größeres Übel anstellt. Wer aber muß darunter leiden als die Gesellschaft?

Wenn das Band der Ehe durch das Bedürfnis der Achtung, der Freundschaft und Liebe nicht zusammengehalten werden kann, wenn sogar das Interesse nicht mehr imstande ist, es zusammen zu halten — und das will viel sagen: — so löst es doch auf ums Himmelswillen! und schafft euch nicht einander doppelte und dreifache Höllen!

Trockne deine Tränen! armes, unglückliches, verachtetes und mißhandeltes Weib! und denke, es leiden der Schwachen noch viele auf dem Erdenrund. Einst wird auch dir der goldene Frühstrahl des Befreiungsmorgens heranbrechen, um dir die

heißen, bittern Tränen der Sklaverei aus den feuchten Wimpern zu küssen. Dann blicke deinem Tyrannen stolz ins Auge, denn du brauchst ihn nicht mehr, und das Gesetz schützt ihn nicht mehr; dann, arme, betrogene, verführte Dirne, findest auch du wieder einen braven Mann, der das Vorurteil des großen Haufens mit Füßen tritt; dann, ihr lebensfrohen Jünglinge und Mädchen in der Blüte eurer Jahre, lebet und liebet! Dann lasset ausströmen die heute in eurem Busen widernatürlich verschlossene Glut, die an eurem Herzen nagt und eure Tatkraft lähmt, ehe sie eine der Harmonie der Gesellschaft und eurer Gesundheit schädliche Richtung nimmt. Dann liebe, wer zum lieben fähig ist.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Schularmee.

Artikel 1. Zu dieser gehören alle Knaben, Jünglinge und Mädchen bis zu den Jahren, wo sie sich die zum Eintritt in die Gesellschaft erforderlichen Geschicklichkeiten und Kenntnisse in den Arbeiten und Wissenschaften erworben haben.

Art. 2. Die Schularmee steht unter der Leitung von Lehrern und Lehrerinnen, welche Mitglieder der Meisterkompagnien und der Akademien sind.

Art. 3. Sie wird in allen Wissenschaften und Künsten unterrichtet und an alle Arbeiten gewöhnt.

Art. 4. Die Arbeiten, welche das Trio als besonders nötig für die Gesellschaft bezeichnet, werden von der Schularmee am meisten eingeübt.

Art. 5. Die Arbeiten in der Schularmee werden so geleitet, daß außer dem Unterricht der Jugend auch noch ein materieller Nutzen für die Gesellschaft daraus hervorgeht.

Art. 6. Die Arbeitszeit der Schüler und Schülerinnen wird vom Lehrpersonale je nach dem Alter und den Kräften der ersteren bestimmt.

Art. 7. Die Jugend wird hauptsächlich an die widrigsten Arbeiten gewöhnt. Das Lehrpersonal muß ihr hierin mit den besten Beispielen vorangehen.

Art. 8. Die Schularmee zerfällt in zwei Abteilungen, die weibliche und die männliche, deren jede ihre besonderen Meisterkompagnien und Akademien hat; und deren Mitglieder auf dieselbe Weise gewählt worden sind, wie die der mündigen und wirklichen Meisterkompagnien und Akademien.

Art. 9. Die Vorsteher dieser unmündigen Meisterkompagnien und Akademien sowie die Mitglieder ihrer Gewerbsvorstände sind jedoch nicht von der Schularmee und

nicht aus ihr, sondern von und aus den wirklichen Meisterkompagnien, Akademien und Werksvorständen gewählt.

Art. 10. Die Schularmee hat auch Kommerzstunden und eine Geschäftssperre, welche jedoch nur den Zweck haben dürfen, die Begierden des Wissens und nicht die der sinnlichen Genüsse auszubilden; folglich werden in den Arbeiten des Angenehmen der Schularmee keine Gegenstände der Phantasie, des Luxus und der Leckerei fabriziert.

Art. 11. Diese Organisation dient dazu, die Jugend an die Organisation der mündigen Gesellschaft zu gewöhnen, ihre Fähigkeiten so auszubilden, daß sie den Begierden das Gleichgewicht halten, sowie überhaupt die Begierden und Fähigkeiten des Wissens früher und stärker auszubilden, als die des Erwerbes und des Genusses.

Art. 12. Allen Schülern und Schülerinnen, welche in der Schularmee durch ausgezeichnetes Genie, Fleiß und Geschicklichkeit Mitglieder der Meisterkompagnien wurden, wird, wenn sie sich bei ihrem Eintritte in die mündige Gesellschaft der Ausbildung ihrer Wissenschaften auf den Universitäten weihen wollen, der Besuch derselben als Arbeitszeit angerechnet.

Art. 13. Der Besuch der Universitäten steht auch allen anderen in die mündige Gesellschaft eintretenden Schülern und Schülerinnen frei, wird aber nur den im vorigen Artikel Bezeichneten als Arbeitszeit angerechnet.

Art. 14. Alle Schüler und Schülerinnen müssen vor ihrem Austritt aus der Schularmee eine Prüfung der von ihnen in der Gesellschaft geforderten Kenntnisse und Fähigkeiten ablegen.

Art. 15. Je nachdem der Zudrang zu einem Geschäfte stark oder schwach ist, wird die Prüfung der sich zum Eintritt in dasselbe Meldenden erleichtert oder erschwert.

Art. 16. Diejenigen, welche bei der Prüfung nicht bestehen, bleiben noch eine zeitlang bei der Schularmee.

Art. 17. Die Mitglieder der Meisterkompagnien können, wenn sie ihre Arbeitszeit in einem der Gesellschaft nützlichen Geschäfte wählen, zu jeder Zeit ohne vorherige Prüfung eintreten.

Art. 18. Niemand wird aus der Schularmee entlassen, der sich nicht einer vollkommenen Gesundheit erfreut.

Art. 19. Wird der Zustand eines solchen Schülers und einer solchen Schülerin von den Ärzten als unheilbar und die

Vermischung des Individuums mit der Gesellschaft als dieser letzteren für schädlich erklärt, so erfolgt der Transport derselben nach den zu diesem Zwecke auf Fluß- oder Küsteninseln zu errichtenden Asylen. Siehe Kap. 12, Art. 6, 7 und 9.

Art. 20. Die Schularmee steht als solche unter der Vormundschaft der Lehrer und der Gesundheitskommissionen; außerdem steht diese Institution wie alle übrigen unter der höchsten Leitung des Trio.

Fünfzehntes Kapitel.

Die philosophische Heilkunde.

Eine gut geordnete Gesellschaft kennt weder Verbrechen noch Gesetze und Strafen. Alles, was wir heute Verbrechen nennen, sind Folgen der gesellschaftlichen Unordnung. Schaffen wir diese Unordnung weg, so bleibt uns noch ein natürlicher Rest menschlicher Krankheiten und Schwächen; diese beseitigt man aber nicht durch Gesetze und Strafen, sondern durch Heilmittel.

Wenn man den Wirrwar der Ideen und Handlungen der heutigen Gesellschaft vom sozialen Standpunkt aus betrachtet, so verdunkelt sich diese so oft gerühmte Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts stark genug, um die Seher nicht zu blenden.

Manchmal handeln wir unter Gebärden des Ernstes und mit dem Scheine des Rechts wie Wahnsinnige und Narren.

Einen armen Teufel, welcher dem Nachbar ein Hemd stiehlt, weil er keins und der Nachbar sie dutzendweise hat, sperren wir eine Zeitlang ein, füttern ihn für ein gezwungenes Nichtstun und vernichten durch die Verachtung, die wir auf ihn werfen, sein und seiner armen Familie ganzes künftiges Lebensglück. Einem Krämer mit kurzer Elle, mit falschem Gewicht und verdorbenen Waren hängen wir kaum eine Geldstrafe auf, die übrigens doch niemand zahlen muß als seine betrogenen Käufer.

Dem Geschäftsmanne steht es frei, seinen Kunden eine übertriebene Rechnung zu machen, aber unterstehe sich der Arbeiter nur einmal, eine Erhöhung seines Lohnes zu fordern, wie die Herren dann mit ihren Polizeimaßregeln auf ihn losdonnern, um ihm das bißchen Männerstolz wieder aus dem Hirn zu treiben, damit ja nichts darin bleibt, als das Haferstroh des ergebenen Sklaven!

So geht es zu in unserer gesellschaftlichen, sogenannten Ordnung: Ein buntes, verrücktes Durcheinander! Ein böses,

fluchbeladenes Wesen! Gibt es wohl ein einziges Übel, das nicht mit doppelt und dreifachen Namen bezeichnet worden wäre, bloß darum, um es nach Gefallen zu entschuldigen und zu strafen? — Keines! Alles, was ihr Verbrechen nennt und als solche bestraft, erlaubt ihr euch auf der andern Seite unter einem andern Namen. Diebstahl z. B.

Wenn der Arzt die Krankheit eines Reichen in die Länge zieht, um viele Visiten auf die Rechnung bringen zu können; wenn der Apotheker statt einer verschriebenen, wirksamen aber teuren Arznei eine verfälschte, zusammengepfuschte nimmt, sind das keine Diebstähle?

Wenn eure Advokaten — der, welcher für, und der, welcher gegen eine und dieselbe Sache ist — sich miteinander verständigen, um einer oder allen beiden Parteien den letzten Heller aus der Tasche zu streiten, ist das kein Diebstahl?

Wenn eure Militärkommissionen falsche Atteste verkaufen, um die, welche zahlen können, militärfrei zu machen; wenn man durch eine ähnliche Gelegenheit Pässe ins Ausland austeilt, ist das nicht ein gestohlenes Geld, was auf diese Weise eingeht?

Wenn eure Krämer sich den schlechtesten Quark furchtbar teuer zahlen lassen; wenn sie dadurch binnen kurzer Zeit wohlhabend oder reich werden, saget, haben sie alsdann ihren Reichtum nicht gestohlen? — oder nennt ihr das Wuchern Verdienst?

Wenn der Kaufmann dem Fabrikanten und dieser wieder dem Arbeiter, der schon mit hungrigem Magen auf die Löhnung wartet, von seinem geringen Lohne herunterzwackt, sagt doch, ihr Menschenfreunde, ist das nicht gestohlen? Ist das nicht ein scheußlicherer Diebstahl, als wenn ich hingehe und einem Reichen die Hälfte seiner Habe stehle?

Eure Kontributionen und Steuern, sind sie nicht in mancher Beziehung wirkliche Diebstähle?

Der Mann, der mit Gewalt in mein Haus kommt, mich auszupfänden, ist das nicht ein Dieb? — Der, welcher reich wird, weil ihm die Arbeiter um einen Spottpreis arbeiten müssen, ist das nicht ein Spitzbube, ein Hallunke, ein Gauner, Räuber und Dieb? — Ah, ihr gebet solchen Leuten höflichere Namen! Das ist sehr unrecht! Wenn ihr einmal in eurer Gesellschaft Verbrechen haben müßt, so schafft ihnen wenigstens nicht zu viel verschiedene Namen. Wer ein Dieb ist, der

heiße dann Dieb; und nicht Spekulant, Bankrottierer, Krämer, Auspfänder, Steuereinnehmer, Hallunke, Schelm, Kanaille usw.

Ihr mordet nicht, nein! aber eure Blutbeile, eure Schafotte, eure ungeheuren Waffenfabriken und Niederlagen, eure stehenden Heere, eure schweren, dumpfigen Gefängnisse, rufen und schreien sie nicht Mord bei Tage und Mord bei der Nacht?

Die dumpfen Löcher, in welchen eure Arbeiter verpesten, die ungesunden Nahrungsmittel, welche eure von euch unterstützte gesellschaftliche Ordnung dem Volke zukommen läßt, verbreiten denn diese nicht den Mord?

Die Tausende, die eure Schlachtfelder düngten, um das Wappen eines Kuckucks oder einer giftigen Spinne zu verteidigen, sind das keine Morde?

Die Scharen von Kindern der Armen, die in den ersten Jahren darauf gehen wegen Mangels an nötiger Pflege, sind das keine Morde? ist das keine unschuldige Kindleinmetzelei?

Alle die Menschenscharen, die des Mangels und der Erschöpfung wegen langsam dahinsterben, hat sie nicht eure falsche Organisation vor den Jahren dahingemordet?

Krieg und Duell, Schafott und Galgen, sind das keine Mordprivilegien?

Wenn der Mord und der Diebstahl der Großen den Raubzügen der Raubritter des Mittelalters nicht mehr gleichen, so ist das, weil man Mittel gefunden hat, die barbarische Außenseite dieser Übel zu verbergen; aber fortbestehen sie immer noch.

Wenn ihr denn allen diesen Morden und Diebstählen nicht Einhalt tun wollt, so ist es ja Wahnsinn von euch, euch an die Ausrottung der andern zu machen, die euch nie gelingt, weil sie aus den ersteren hervorgeht, oder doch mit ihnen eng verbunden ist.

Wenn sich die Herren Gesetzmacher doch einmal recht langsam und bedächtig bei der Nase nähmen, und nachdächten darüber, ob nicht ein jeder von ihnen einmal in seinem Leben in Versuchung geriet, ein Mörder oder Dieb zu werden! — Ich glaube, sie würden dann finden, daß es ihnen oft an weiter nichts gefehlt hat, als an der Gelegenheit und an den Verhältnissen. Wenn wir uns jedesmal in denselben Verhältnissen eines Diebes oder Mörders befänden, wer weiß, ob wir der Versuchung oder dem Drange der Umstände widerstehen könnten.

Mancher der Leser glaubt vielleicht in dieser Beziehung sehr sicher für seine Zukunft zu sein. Gut! macht nur die Schule der Erfahrungen durch, die belehrt euch mehr als dicke Bücher. Was mich anbetrifft, so stehe ich in dieser schlecht organisierten Gesellschaft für mich selbst nicht mehr gut. Ich halte mich zu allem Bösen fähig, je nach den Verhältnissen, in die mich das Schicksal schleudert.

Wir haben Beispiele gesehen, daß reiche Leute, die sich hätten auf eine erlaubte Art genug zusammen stehlen können, ein Vergnügen darin fanden, es auch auf eine unerlaubte Art zu probieren. In Dresden wurde sogar eine Frau bloß des Nachrufs wegen, auf dem Schafotte gestorben zu sein, zur Mörderin an einer ihrer Freundinnen und bezeugte nach der Tat nicht die mindeste Reue. Da heißt es denn wohl mit Recht: Böse Beispiele verderben gute Sitten!

Ihr habt keine Pariser Bluthochzeiten, keine Inquisitionsfeuer mehr, um eure politischen Opfer darin abzuschlachten und zu braten, aber ihr habt eine grausamere, fürchterlichere Qual erfunden; ihr lasset dem Individuum die Bürde des physischen Lebens und bemüht euch, zuerst sein geistiges zu töten. Zu diesem Ende habt ihr jene schändlichen, barbarischen Gefängnisse erfunden, in welche man eure unglücklichen Opfer zu einer fürchterlichen, ewigen Einsamkeit verdammt, sie weder den Blick der Sonne, noch die Stimme eines Unglücksgefährten vernehmen läßt. Nur den Blicken ihrer müßigen Wärter beständig ausgesetzt, ohne sich ihnen entziehen zu können, ohne selbst ihre Gegenwart zu bemerken, hocken sie da in der feuchten, dumpfen, stillen, unveränderlichen Ewigkeit ihrer vier Wände. Und warum? — Großer Gott! das Herz möchte einem brechen, wenn man verpflichtet ist, über solche Artikel zu diskutieren. — Die nennen sich aufgeklärt, welche diese schändliche Maßregel zuerst einführten! — Fluch euch, moderne Tyrannen! Fluch dir schändlichem Erfinder, ewigen Fluch! Du bist nicht wert, daß dich die Erde im 19. Jahrhundert trägt. — Du Unmensch hättest sollen zu den Zeiten der rohen Barbarei auf die Welt kommen; jetzt brauchen wir der studierten, raffinierten Mörder nicht mehr, die Gesellschaft hat deren in Menge. — Weine! weine! wenn du dich nur geirrst hast, wenn dieser teuflische Plan keine tiefe Böswilligkeit, keine tyrannische Schadenfreude birgt! Weine! weine die bittersten Tränen der Reue, die je ein Sterblicher vergossen! Gehe hin, wie Judas, und sage ihnen:

Ich habe mich betrogen und euch betrogen! ich bin durch meinen Plan einer der verfluchtesten Tyrannen des Erdbodens geworden! Da habt ihr eure Lobsprüche, euer Amt, euer Geld und eure Orden wieder! Reißt diese finstern Zellen wieder ein, ich kann sonst nicht leben und nicht sterben. Der Jammer dieser Unglücklichen nagt mir das Herz ab. Gott sei mir armen Sünder gnädig!

O des Unsinns, des krassen Unsinns all! — Ganze Menschenalter zupfen sie an den Knoten verjährter Irrtümer und Vorurteile herum, und wenn sie davon gehen, so sieht es mit der Lösung derselben noch schwieriger aus als zur Zeit, da sie glaubten, dieselbe gefunden zu haben.

Das wollen nun weise Männer sein! Großer Gott, habe Mitleid mit ihnen, sie wissen es nicht besser. Die Kenntnis einiger fremden Sprachen, die du ihnen hast zukommen lassen, und die Geläufigkeit ihrer eigenen haben sie und andere so verblendet, den Schein für die Realität zu halten.

Es ist wahr, die blutigen Raubzüge von damals werden seltener, sie sind mehr geordnet; man nennt sie jetzt Krieg. Aber eine neue Art moderner Raubzüge hat sich bei uns nach und nach eingeschlichen und den gesellschaftlichen Körper bis auf den Grund durchwühlt. Diese Raubzüge, fürchterlicher in ihren Folgen als die früheren, vor welchen man doch die Möglichkeit fand, sich zu schützen, ist der Kommerz. Dieser ist ein mächtiger, weitverbreiteter Raubstaat mit der Zeit geworden, dem selbst Kaiser und Könige ihren Tribut zahlen müssen. Ganze Krämerheere haben sich über die allen nötige Produktion und Konsumtion gelagert und bestehlen regelmäßig dieselbe unter dem Vorwande, den gegenseitigen Austausch derselben zu befördern. Es ist wahrlich einmal Zeit, daß dem Volke die Augen aufgehen über seine wahre Lage, daß es erkenne, was denn eigentlich dieses Krämerheer für es ist. Diese modernen Wegelagerer sind in der Gesellschaft noch besonders hochgeachtet. Wenn das Volk etwas zu wählen hat, wenn seine Interessen sollen verhandelt werden, so wählt es dazu gerade solche Leute, die demselben aus persönlichen Interessen entgegen sein müssen. Das ist gewöhnlich der Krämer, der zum Vorsteher, Bürgermeister und Abgeordneten gewählt wird. Sie glauben, es müsse ein hochgestellter, reicher Mann, mit einer gefälligen, gekünstelten Sprache sein. — Auf diese Weise sind sie immer selbst an der Verlängerung ihres Elends schuld. O Jammer!

Und nun, Krämer, du wirst mir böse sein ob dieser Polemik — da kann ich nicht helfen, übrigens zu deinem Trost füge ich hinzu, daß der Krämer als Krämer eben nicht anders in der heutigen Gesellschaft handeln kann, so wenig wie der Dieb. Wer in die Notwendigkeit versetzt wird, zu krämern, der krämert, wenn er die Gelegenheit dazu hat, und wer in die Notwendigkeit versetzt wird, zu stehlen, der stiehlt, wenn er die Gelegenheit dazu hat; das ist in der Gesellschaft von heute nicht anders. So lange, als es Krämer gibt, wird es Diebe geben, und wenn unsere Gesetzgeber sich mit ihrer Weisheit auf den Kopf stellen. Geld, Krämer und Diebe sind drei unzertrennliche Übel, oder sind vielmehr die unzertrennlichen Ursachen zahlloser Übel. — Warum war denn bei den Alten Merkur der Gott der Kaufleute und Diebe, wenn nicht schon bei der Entstehung dieser beiden Erwerbsklassen eine innige Verwandtschaft sich herausgehoben hätte? — Unter Krämer begreife ich übrigens — beiläufig seis hier gesagt — alles, was nicht von der Arbeit, sondern vom Gewinn und vom Profit, von Spekulationen u. dergl. lebt.

Nun denkt einmal redlich und aufrichtig nach, alle die Übel, die heute die Gesellschaft heimsuchen und die ihr Verbrechen nennt, sind sie nicht eine Folge der schlechten Organisation derselben?

Würde der Räuber wohl morden, indem er stiehlt, wenn ihn nicht die Furcht, entdeckt zu werden, die Furcht vor den schrecklichen Strafen, die ihn erwarten, dazu trieb? — Würde der Dieb wohl stehlen, wenn er so wie unsere reichen Leute, alles was er wünscht, gleichsam wie durch einen Wink bekommen könnte? — Würde man sich wohl des persönlichen Interesses wegen zanken, schlagen, verleumden, verschwärzen, anfeinden, belügen, betrügen, überlisten, verraten usw., wenn alle die gleichen Interessen hätten? —

Würde der Mensch wohl gerne zur Zeit der Arbeit müßig gehen, wenn er nirgends zu seiner Gesellschaft Müßiggänger träfe, wenn er keine Mittel mehr fände, zu leben ohne zu arbeiten?

Würde man wohl solche falsche Liebesszenen beim Gelde, solche widrigen Geldszenen in der Liebe erleben, wenn jeder haben könnte, was der andere auch hat; wenn in der Ehe keine Spekulationen auf Anstellungen, Erbschaften oder frühen Tod mehr zu machen wären; wenn niemand mehr so wie jetzt, des

Interesses und des Geldes wegen Bekanntschaft machte, sondern alle Bekanntschaften sich nur aus Liebe und Freundschaft schließen würden; wenn einer den andern nicht ausschließlich brauchte, um zu leben, sondern der Wohlstand eines jeden von der Gesellschaft aus gesichert wäre; wenn der verführte Jüngling, das verführte Mädchen nicht mehr des ungestümen Ausbruchs ihrer natürlichen Triebe wegen von der Gesellschaft verachtet und verfolgt würden; wenn durch die Trennung einer Ehe niemand mehr leidet, weder die Interessen der Eheleute, noch die der Familie und Kinder; wenn wir nicht mehr das ärgerliche Schauspiel haben, zu sehen, wie unsere jungen Mädchen und Weiber, unsere Freundinnen und Schwestern sich alle erdenkliche Mühe geben, ihre Jugend und Schönheit um einen guten Preis unter die Haube zu bringen; wenn einmal der Mammonszauber verlischt, welcher die jugendlichen Knospen weiblicher Schönheit der Wollust der Reichen öffnet, die sie dann entblättert in unsern Schoß wirft, während wir einige davon mit unsern Tränen auffrischen, obgleich sie früher dem Anblicke unseres Elends lieblos und schaudernd die frischen Knospen schlossen.

Lernet subtrahieren, ihr Moralisten, wenn ihr es nicht könnt, und saget mir: was bliebe dann noch übrig von alle den Übeln, die wir Verbrechen nennen?

Das wißt ihr nicht und wollt es auch nicht wissen, vielleicht weil ihr fürchtet, die Lösung dieser Frage könnte euch und andere in der gewohnten behaglichen Ruhe stören.

Wollt ihr also die Verbrechen verschwinden machen, so räumt die Ursachen weg, durch welche sie entstanden sind. Wenn ihr euch aber ernstlich an diese Arbeit macht, so werdet ihr bald finden, daß ihr es nicht mit Verbrechen, sondern mit Übeln und Krankheiten zu tun habt.

Wenn jemand bettelt oder stiehlt, so tut er es, um etwas zu haben, was ihm fehlte; er weiß eben kein anderes leichteres Mittel als das. Ihr würdet es auch tun, wenn euch nicht leichtere Mittel zu Gebote ständen. Ihr macht z. B. Kommerz; das bringt euch mehr ein, als den armen Teufeln das Betteln und Stehlen.

In einer Durchschnittsberechnung aller in Frankreich in dem Zeitraum von 10 Jahren bestraften Diebstähle kam auf jeden derselben der Betrag von 245 Franken. Dafür muß nun der Dieb jahrelang büßen und seine ganze Lebenszeit

unglücklich sein. So ein Bettelgeld stiehlt man aber im Börsenspiel den armen Leuten in wenigen Minuten.

Ihr arbeitet früh und spät, obgleich euch die Not nicht dazu treibt, das würde der Dieb auch tun, wenn er so ein einträgliches Geschäft hätte.

Ja! sagt ihr, es gibt viele, die sind zu faul zum arbeiten! — Dürft ihr euch darüber wundern, wenn ihnen die höheren Stände der Gesellschaft mit solchen Beispielen voran gehen? —

Alle biegen ihren Nacken nicht so geduldig unter das Joch der Arbeit, besonders wenn sie sehen, daß es in der heutigen Gesellschaft den Pfiffigen und Mächtigen möglich gemacht ist, von der zu diesem Zweck vermehrten Arbeit anderer zu leben. Ei! denken sich die, wenn diese oder jene da nichts tun und dabei in Lust und Freuden leben, so will ich auch versuchen, es dahin zu bringen. Böse Beispiele verderben gute Sitten!

Wollt ihr keine Müßiggänger in der Gesellschaft, so füttert keine Faulenzer, und wollt ihr keine Diebe und Bettler, so gebet jedem, was die andern auch haben.

Als Jesus nach Jerusalem reiten wollte, hatte er kein Geld, einen Esel zu kaufen. Was tat er? Ließ er etwa darum bitten? — Nein! sondern er sagte zu seinen Jüngern: Gehet hin, an der oder jener Stelle werdet ihr einen Esel angebunden finden, den bindet los, und bringt ihn mir; und wenn euch jemand fragt: warum ihr das tut, so sagt nur: der Herr braucht ihn.

Heute sollte unter ähnlichen Umständen einer kommen und sagen: der Herr braucht ihn, so nähme man Herrn und Gehülfen beim Kragen und klagte sie des Diebstahls an, denn wir sind seitdem viel raffinierter geworden.

Dieses Beispiel aus der Geschichte Jesu hat vielleicht dazu beigetragen, daß die Kirchenväter einem gewissen Schuhmacher Krispinus, welcher einem Gerber sechs Stück Leder gestohlen hatte, um den armen Leuten Schuhe daraus zu machen, zum Heiligen erhoben haben. Seitdem ist er zum Schutzpatron der Schuhmacher avanciert.

Wer heute der Dieberei wegen zum Heiligen erhoben werden will, muß schon mehr stehlen als Leder. Wenn er Königreiche stehlen könnte und sie dem Papst geben, würde ihm dies vielleicht möglich werden.

Die Esels- und die Ledergeschichte beweisen uns doch also deutlich, wie veränderlich der Begriff des Diebstahls ist, je nach den verschiedenen Zeiten und Völkern.

In Rußland wird unter den untersten Volksklassen der kleine Diebstahl für eine Bravour gehalten; man macht sich groß damit, wie bei uns unsere jungen Leute, wenn es ihnen gelingt, einen Wucherer zu betrügen. Bei den Arabern war das Stehlen seit undenklichen Zeiten erlaubt, wie überall, wo Gastfreundschaft, Gütergemeinschaft und Freiheit in den Sitten wurzelten; weil Freiheit für alle nur in einem Zustande der Gütergemeinschaft denkbar ist. Da aber, wo der Freiheit wegen alle Güter gemeinschaftlich sind, braucht die Gesellschaft den Diebstahl nicht zu verbieten.

Es ist mit dem Freiheitstriebe des Menschen ebenso wie mit dem in einem Kessel verschlossenen Wasserdampf, er kann ebenso gefährlich werden, wenn man ihn zu stark einschließt, als wohltätig, wenn man es versteht, ihm in einer wohlgebauten Maschine eine gute Richtung zu geben. Meine Aufgabe war daher, das Ideal einer gesellschaftlichen Ordnung zu finden, in welcher es möglich wird, dem Freiheitstrieb eines jeden außerhalb der Freiheiten anderer den Zügel schießen zu lassen, ohne daß dadurch die Harmonie des Ganzen gestört wird.

Tief auf dem Grunde meines Forschens fand ich nun, daß selbst die Gesetze insofern, als sie von einigen für alle gemacht sind, der Freiheit aller in vielen Fällen ein Hindernis werden. Was ist das, ein Gesetz, frug ich mich: der Ausdruck einer bleibenden oder vorübergehenden Gewalt, war die kurze Antwort. Diese bleibende Gewalt ist das Naturgesetz und deswegen auch nur das alleinige positive; die vorübergehenden sind alle unsere übrigen Gesetze. Diese letzteren können doch also, wenn sie unschädlich sein sollen, nichts anderes sein, als Auslegungen des ersten; sie dürfen keinen anderen Einfluß ausüben auf die Gesellschaft als unsere Gesundheitsregeln, ja sie dürfen und können, um der Freiheit aller nicht zu schaden, nichts anderes sein als diese.

Als Gesundheitsregeln aber müssen sie der Harmonie des Ganzen, dem Alter, dem Geschlecht, den Begierden und Fähigkeiten der Individuen und ihren Gewohnheiten, den verschiedenen Klimas und ganz besonders den gemachten Fortschritten sich anpassen.

Als Gesundheitsregeln müssen sie in der Schule der Weisheit und Erfahrung durch die Herrschaft des Wissens und nicht durch die der sinnlichen Begierden gemacht und vervollkommnet werden.

Als Gesundheitsregeln kann man den dawider Handelnden nicht anders betrachten, als einen Kranken, und zwar dann erst, wenn er die Harmonie der Fähigkeiten und Begierden stört. Diesen aber kann die Gesellschaft wohl heilen, aber nicht strafen. Alle Gesetze, die den Zweck haben, im Übertretungsfalle zu strafen, sind doch also Angriffe gegen die persönliche Freiheit.

Die philosophische Heilkunde wird sich nun ungefähr in folgenden Artikeln konzentrieren:

Art. 1. Während einer Krankheit befindet sich nach dem Naturgesetz jedes Individuum im Vergleich gegen die übrige Gesellschaft in einem Zustand der Unmündigkeit, wie die Kinder, Jünglinge und Mädchen der Schularmee.

Art. 2. Alle Kranke stehen darum während der Dauer ihrer Krankheit unter der Vormundschaft der Ärzte.

Art. 3. Außer den Mitteln, welche angewendet werden müssen, um die Besserung der geistigen und physischen Übel zu bewirken, wird den Kranken der Aufenthalt im Spital so angenehm als möglich gemacht.

Art. 4. Niemand wird daraus entlassen und der Gesellschaft zurückgegeben, der nicht alle Anzeichen einer vollkommenen Heilung rechtfertigt.

Art. 5. Alle Seelen- und Begierdekranken unterliegen daher vor ihrer Entlassung öfter den Gemüts- und Begierdeproben. Wer diese Proben nicht besteht, wird nicht entlassen.

Art. 6. Alle Individuen, deren Gesundheitszustand durch Ausschweifung oder andere der Gesellschaft schädliche Krankheiten stark zerrüttet ist, und welche nur scheinbar wiederhergestellt werden können, werden auf Fluß- oder Küsteninseln zu ihresgleichen versetzt, damit sie nicht durch Vermischung und Berührung mit der Gesellschaft ihren Krankheitsstoff den kommenden Generationen einimpfen.

Art. 7. Innerhalb des Bezirks dieser Inseln wird ihnen der Genuß aller Freiheiten und Annehmlichkeiten der übrigen Gesellschaft gesichert, wenn dieselben mit der Harmonie des Ganzen und ihrem eigenen Wohle verträglich sind.

Art. 8. Alle unheilbaren Seelen- und Begierdekranken, solche, die oft in dieselben Krankheiten zurückfallen und dadurch der Harmonie des Ganzen gefährlich werden, werden nach entferntere Ländern oder Inseln transportiert, und ihnen jede Gelegenheit benommen, mit der gesunden Gesellschaft in Berührung zu kommen.

Art. 9. Niemand kann auf die eine oder die andere Weise seines unheilbaren Zustandes wegen aus der Gesellschaft entfernt werden, wenn dieser Zustand anderen nicht schädlich werden kann, oder wenn sich noch ein Arzt findet, der einen letzten Versuch der Heilung machen will. (Siehe Kap. 4, Art. 17.)

Art. 10. Jeder, welcher die zum Wohle aller festgesetzten Reglements zu umgehen sucht, und dadurch die Harmonie des Ganzen stört, wird als Kranker behandelt.

Art. 11. Jedem Kranken, der nicht freiwillig in das Spital geht, wird nach geschehener Anzeige sofort Nahrung, Wohnung, Kleidung und Arbeit in der mündigen, gesunden Gesellschaft gesperrt; er findet dasselbe dann nur im Spital. In außerordentlichen Fällen kann derselbe auch durch das Dienstpersonal des Spitals abgeholt werden.

Art. 12. Die Anzeigen der Krankheit geschehen auf folgende Weise: Finden die Freunde und Genossen eines Individuums an ihm die Anzeichen einer Krankheit, und fordern ihn jene auf, sich kurieren zu lassen, so sperrt ihm im Weigerungsfalle der Hausvater das Wohnzimmer, der Werk- und Zugführer die Arbeit, die Wirte in den Speisesälen die Speisen, und die Aufseher in den Vereinen und Etablissements die Getränke und Erfrischungen, und zwar so lange, bis er im Kommerzbuche beweisen kann, daß er geheilt wurde, oder sonst zu beweisen sucht, daß seine Krankheit nicht ernstlicher, gefährlicher Natur ist. (Siehe Kap. 10, Art. 13, 14, 15 und 18.)

Art. 13. Weist es sich aus, daß die Krankheit eines Individuums in der Ansteckung durch einen andern ihren Grund hat, so wird auch dieser durch obige Maßregeln verpflichtet, sich kurieren zu lassen.

Art. 14. Jeder Arbeitsverlust durch Begierdekrankheiten, welche einen unmäßigen Genuß der Produkte des Angenehmen zum Grunde haben, wird den Konsumenten dieser Genüsse bei der Jahresrechnung zugezählt. Würde z. B. einem Verein eine monatliche Branntweinlieferung im Werte von 100 Arbeitsstunden von den Akademien geliefert, und gingen bei einem Trunkenbold aus diesem Kreise 30 Arbeitsstunden im Spital infolge einer durch übermäßigen Genuß entstandenen Krankheit verloren, so sind die übrigen Mitglieder des Vereins verpflichtet, sich diese 30 Arbeitsstunden in ihren Kommerzbüchern mit ebensovielen Genußstempeln ausgleichen zu lassen. (Siehe Kap. 10, Art. 18.)

Art. 15. Unter die Rubrik der Begierdekrankheiten gehört auch jeder die Harmonie des Ganzen und die Freiheit eines jeden störende Angriff des Besitzes der durch Kommerzstunden erworbenen Genüsse, sowie jede störende Verteidigung derselben. (Siehe Kap. 11, Art. 8.)

Art. 16. Droht eine Begierdekrankheit durch häufig vorkommende Fälle der Harmonie des Ganzen Gefahr, so wird dem Werksvorstande von den Gesundheitskommissionen darüber die Anzeige gemacht, welcher erstere dann den Gegenstand, der die Ursache der Krankheit ist, allgemein macht oder die Produktion desselben gänzlich aufhebt, je nachdem das eine oder das andere dieser Mittel am wirksamsten oder am möglichsten ist.

Die Verwirklichung dieses oder eines ähnlichen verbesserten Systems macht alle seit Anfang der Gesellschaft gemachten, meist unverständlichen und widersprechenden zahllosen Gesetze unnütz und entbehrlich.

Hier ist kein anderes Gesetz mehr nötig als das Gesetz der Natur, welches auch ein Gesetz der Harmonie aller ist.

Hier gibt es keine bösen Ankläger mehr.

Die Stimmen der gestörten Harmonie des Ganzen und der überschrittenen Grenze der Freiheiten eines jeden schreien nicht um Rache, sondern um Hülfe.

Die erprobte Weisheit des Arztes macht hier nicht den gebieterischen, gefürchteten Richter, sondern den geliebten Helfer und Ratgeber.

Hier gibt es nichts mehr zu strafen, sondern zu heilen. Polizeidiener und Gendarmen sind in diesem System ganz nutzlose Subjekte. Der wirksamste Gendarm dieses Systems ist der Hunger und seine Gemahlin, die Entbehrung. Dieses Pärchen weist jedem Begierdekranken im Notfall den Weg zu seiner Genesung, nämlich den ins Spital.

Sechzehntes Kapitel.

Vorteile der Gemeinschaft.

Keine Armen! Und folglich auch keine Bettler, keinen Kummer, Sorge, Gram, Verzweiflung; keine bitteren Tränen des Elends, keine Geringschätzung und Verachtung; keine Unwissenheit, Dummheit, Roheit; keine ekelhaften Lumpen und Hadern; keine bleichen, ausgemergelten Gesichter und betrübte, traurige Mienen mehr.

Keine Verbrechen! Und folglich auch keine Strafen, keine Richter, Polizei, Gefängnisse, Kerkermeister; keine Gendarmen, Büttel, Gerichtsdiener, Advokaten; keine Klagen, Kläger und Verklagte; keine Gesetzbücher, Akten, Mordbeile, Galgen, Spießruten; keine Angst und Furcht; keine gekünstelten Tugenden und Laster; keine Mörder, Räuber, Diebe, Verleumder und Betrüger mehr!

Keine Herren! Und folglich auch keine Bedienten, Knechte, Mägde, Lehrjungen, Gesellen; keine Hohen und keine Niederen, keine Befehle und Unterwürfigkeiten; keinen Haß, Neid, Stolz und Übermut, keine Mißgunst, Verfolgung und Bedrückung mehr.

Keine Müßiggänger! Und folglich auch keine Taugenichtse; keine sich krank und dumm arbeitenden Sklaven; keine Verachtung und Verhöhnung der Arbeit, keine Last derselben und keine Besorgnis um dieselbe mehr.

Keine Verschwender! Und folglich auch keinen Mangel; keine Hungerleidenden und Darbenden, keine Üppigkeit und keinen Hochmut; keine schrankenlosen, die geistigen und physischen Kräfte der Gesellschaft störenden Leidenschaften mehr.

Keine Mächtigen! Und folglich auch keine Sklaverei und keine Unterjochung, keine Willkür und keine Herrschaft der Begierden, keine Gewalttätigen, keine Henker und Henkersknechte; keine Beschränkung der allgemeinen Freiheiten und keine Aussaugung der Völker; keine Steuern und Abgaben, keine Fronden

und Militärdienste; keine Auspfändungen, Plünderungen und Brandschatzungen; keine stehenden Heere, Festungen und Zwinger; keine Tyrannen und Bluthunde mehr.

Keine Beschränkung des Fortschritts! Und folglich auch keine falsche Gelehrsamkeit, keine geheiligten Irrtümer und keine glücklichen Betrüger; keine Preßgesetze, Journalkautionen und Stempel; keine unnützen zeitraubenden Studien; keine Unterjochung der Begierden und Freiheiten des Wissens, des Wortes und der Rede mehr.

Kein Zeitverlust mehr durch die Vereinzelung der Arbeiten, und darum eine allgemeine Verminderung der Arbeitszeit.

Keine unnützen Arbeiten mehr! Und darum mit leichter Mühe für jeden, was ihm notwendig, nützlich und angenehm ist.

Keine Verluste mehr durch die Vereinzelung in der Produktion und Konsumtion der Lebensbedürfnisse, und daher Ersparnis und Überfluß für alle.

Die Ersparung an Brennmaterialien allein ist nach den Berechnungen Fouriers ungeheuer. Mit dem Holz, was heute 100 Haushaltungen in 100 verschiedenen Küchen, Öfen und Kaminen verbrennen, kann man in drei dazu eingerichteten Küchen für 900 Haushaltungen kochen, und es noch so einrichten, daß mit demselben Feuer im Winter auch noch die Zimmer geheizt werden können. Ebenso kann man die Feuer der Bäcker, Schmiede, Schlosser, Schneider u. dergl. viel ökonomischer benutzen.

Die Fabrikation der Millionen von Schachteln und Schächtelchen, Kisten, Tonnen, Tüten, Pappkasten, Packleinewand, Packpapier, Wachsleinewand; der Menge Körbe, Karren, Wagen und vieler andern zum Kleinhandel nötigen Gegenstände kann man entbehren.

Die Arbeiten für Errichtung und Erhaltung tausender von Magazinen und Kontors; die Menge der kleinen Küchen, Keller, Kamine, Koffer, Riegel und Schlösser und noch tausend andere Dinge hat man dann nicht mehr nötig.

Ebenso die Ausfertigung der vielen unnützen Papiere, als: Kauf-, Miet-, Lehr-, Heirats-, Pacht-, Dienst- und andere Kontrakte, Zins- und Schuldverschreibungen, Testamente, Anweisungen, Gerichtsprotokolle, Hypothekenbücher, Pässe, Wanderbücher, Steuerlisten und all den Kram kann man entbehren.

Desgleichen die vielen Mauern, Hecken, Zäune, Gräben, Schlösser, Riegel, Ketten, Gitter; sowie alle zur Sicherheit des

Eigentums und zur Erhaltung der Macht der Willkür nötigen Arbeiten für die Erhaltung des Militär- und Gerichtswesens können wir entbehren.

Das planlose Hin- und Herreisen, um Arbeit zu finden, wird aufhören, ebenso das Mitführen der Reisegepäcke. Man wird nur die Personen transportieren, nicht aber die Kleider und Gerätschaften, weil man die überall im Überfluß findet.

Das Suchen nach Arbeit sowie die damit verbundene Sorge und Ärgernis werden verschwinden.

Die Sorge um die Existenz des Individuums und seiner Familie wird aufhören, sowie die daraus hervorgehenden Uneinigkeiten in der Ehe.

Die Ehen werden ein Werk der Liebe und Freundschaft sein, nicht aber ein Mittel, den Lebensunterhalt zu sichern.

Die gute Erziehung der Kinder wird leicht möglich sein, weil die guten Beispiele der Eltern leicht möglich sind.

Die Vergnügungen werden eine bessere, natürlichere, der Gesundheit und dem Gedeihen der Individuen mehr zusagende Richtung nehmen als heute. Die falsche Scham wird aufhören, die die Erwachsenen abhält, fortzuspielen wie in den Kinderjahren.

So wie heute die Kinder, so werden auch die Erwachsenen mehr Vergnügen darin finden, sich im Freien herumzutummeln, als tagelang beim Kartenspiel im Tabaksdampf der Kneipen zuzubringen.

Der Menschenschlag wird wieder kräftiger, schöner, geistiger und lebendiger werden. Eine Menge Krankheiten werden sich mildern; andere werden durch die Kunst der Ärzte, verbunden mit den Maßregeln der Verwaltung, ganz ausgerottet werden, was heute im Zustand der Vereinzelung nicht möglich ist. Von Ansteckungen durch geheime, durch Haut- und andere Krankheiten wird man wenig mehr gewahr werden.

Der Mensch wird alles, was er braucht, in Fülle, und was er nicht braucht, wie jeder andere nach seinem Belieben haben können. Jeder wird sich im möglichst vollkommenen Zustand der Freiheit befinden, und das Leben kurzweiliger sein als heute, weil alle Kräfte auf die Bewegung des Fortschritts gerichtet sind, der immerfort neue Ideen schafft, die sich der Konstitution der Gesellschaft anpassen, ohne der Gesetze nötig zu haben, oder ohne auf einen Widerstand der persönlichen Interessen zu stoßen.

Das weibliche Geschlecht wird, wie das männliche, vollkommen frei sein von jeder barbarischen Unterdrückung. Diese Freiheit des Weibes allein wird imstande sein, die Erde in ein Paradies zu verwandeln; noch mehr aber die Verwirklichung der Worte Christi: du sollst deine Feinde lieben; durch die Abschaffung der Verbrechen, der Gesetze und Strafen. Denn wo diese bestehen, ist es unmöglich, seine Feinde zu lieben; man kann nicht zugleich lieben und strafen.

Man wird auf jedem Boden nur solche Produkte bauen, welche er am reichlichsten und besten hervorbringt, und nicht durch unsägliche Mühe und Fleiß die am Ende doch nur spärliche und schlechte Ernte eines anderen nicht daselbst gedeihenden Produkts bloß darum zu erzwingen suchen, weil man es daselbst notwendig hat, sondern man wird alle Gegenden mit Eisenbahnen und Kanälen verbinden und mittels derselben den Austausch der verschiedenen Kulturen befördern; man wird im Norden so reichlich Wein trinken können, wie im Süden, und im Süden das Bier so reichlich, als den Wein, und so mit allen Produkten. In Gegenden vortrefflicher Weide wird man nur Viehzucht treiben und deshalb wird daselbst Wein und Brot so wenig mangeln, als in den Getreide- und Weingegenden das Fleisch.

Man wird überall mit Ruhe und Sicherheit reisen können, ohne einer Lebensgefahr durch Diebe, Räuber und Mörder ausgesetzt zu sein. Man wird reisen können, wenn man will, wenn man den Zeitverlust der bestimmten Arbeitszeit durch Kommerzstunden ausgleicht oder alle Tage nach der Arbeitszeit nach einem anderen Ort sich begibt. An Fahrgelegenheiten ist kein Mangel; diese stehen jedem frei und gehören auch mit zu den nützlichen Bedürfnissen; an Zeit zum Reisen fehlt es ebenfalls nicht, denn soviel ist gewiß, daß, wenn der Krieg in der Übergangsperiode nicht eine Menge nützlicher Kräfte in Anspruch nimmt, man binnen wenigen Jahren die allgemein bestimmte Arbeitszeit noch unter täglich sechs Stunden herabsetzen kann. Die Staatsökonomen haben ja schon vor mehreren Jahren berechnet, daß für die notwendigen und nützlichen Bedürfnisse aller im Zustande der Gemeinschaft nur drei Stunden notwendig wären. Dies will ich nun nicht behaupten, jedenfalls aber sind sechs Stunden im Zustande des Friedens hinlänglich.

Der Vorteil, den ein solches Volk im Kriege gegen seine Feinde hat, ist ein ungeheurer. Einmal der Enthusiasmus der

Gleichheit, der alle beseelt und aus dem furchtsamsten, schwächsten Menschen einen Helden schafft, dann die ungeheuren Hülfsmittel; denn alle durch die Arbeit zu ersparenden Kräfte können auf den Krieg verwendet werden, ohne daß es nötig ist, daß die Regierung die Geldmänner um Kapitalien anbetteln muß, was bei den Feinden der Fall ist. Diese können gar keinen energischen Krieg führen, wenn sie kein Geld haben, und dies bekommen sie nicht immer, wie sie wollen. Öfter verlassen sie sich auf die Kontributionen in Feindes Land, wo sie dann aber weder Geld noch Lebensmittel finden, wenn sie eindringen, weil alles tief ins Innere geschafft wird, auch die Bewohner; nur die bewaffneten Ackerbauer, die den Boden bebauen, bleiben mit den Magazinen der Armee zurück und ziehen sich bei Annäherung des Feindes, je nach Befinden der Umstände entweder in die festen Plätze oder zu der Armee, um sie zu verstärken, oder ins Innere des Landes zurück, so daß der Feind nichts als leere Dörfer und Städte und, wenn es zweckmäßig ist, selbst diese nicht findet. Ein Land von zehn Millionen Einwohnern könnte in diesem Zustande eine bewaffnete Macht von zwei Millionen aufstellen. Alles ist möglich in der Gemeinschaft, sogar Kriegführen ohne Geld! Darum eben ist hauptsächlich die Gemeinschaft möglich.



Siebzehntes Kapitel.

Übersicht des ganzen Systems.

Die Basis desselben sind die auf die Gesellschaft und die Individuen bezüglichen Naturgesetze. Der Fortschritt in den Wissenschaften ist darin der Mittelpunkt, in welchem sich alle physischen und geistigen Kräfte der Gesellschaft vereinigen, und von welchen aus dieselben wieder neubelebt in alle Adern der gesellschaftlichen Ordnung ausströmen. Er allein ist das einzige, unabänderliche Fundamentalgesetz der Gesellschaft, weil er die Konzentrierung aller auf die gesellschaftliche Ordnung anwendbaren Naturgesetze und der Inbegriff aller Verbesserungen und Vervollkommnungen ist.

Alle andern Gesetze und Verordnungen müssen sich ihm anpassen lassen und können daher nichts anders für die Gesellschaft sein als vorübergehende Reglements, eben darum, weil das Gesetz des Fortschritts selber für die Zukunft nichts anderes Bleibendes und Bestehendes bestimmt, als die fortwährende Verbesserung und Vervollkommnung des Bestehenden.

Sobald die Gesellschaft nach demselben konstituiert sein wird, werden die größten Genies, die hellsten und talentvollsten Köpfe durch die Wahlen der Fähigkeiten immer an die Spitze der Geschäfte dringen können, und jede Regierung des persönlichen Interesses und der Intrigen wird unmöglich werden. Die bestmögliche Verwaltung der gesellschaftlichen Ordnung ist also dadurch gesichert und folglich auch mit dieser die bestmögliche Verteilung der Arbeiten und der Genüsse.

Nachdem ich also der Wissenschaft den ihr gehörigen Platz bezeichnet und allen den Zugang zu demselben nach den gleichen Verhältnissen auf die gleiche Weise möglich gemacht hatte, war meine Hauptaufgabe, der Freiheitsliebe jedes einzelnen die möglichst weite Bahn im Kreise der Harmonie aller zu öffnen.

Vor allem mußte hier die Existenz und das Wohl jedes einzelnen vor den Übergriffen anderer gesichert werden. Dies geschieht durch die Gemeinschaft der Güter und der Arbeit alles dessen, was zum Leben notwendig und nützlich ist.

Mit allen Arbeiten und Genüssen, die das Leben angenehm machen und also nicht zum Leben nötig sind, machte ich, um den besondern Begierden der einzelnen sowie ihrem Freiheitstrieb einen Spielraum zu geben, von der Gemeinschaft eine Ausnahme.

Je nach der fortschreitenden Bildung eines Volkes vermindern sich diese Ausnahmen dadurch, daß die Genüsse des unnützen oder schädlichen Angenehmen immer seltener werden und das wirklich nützliche Angenehme immer allgemeiner wird; wo es alsdann, auf diesen Punkt angekommen, aufhört, eine Ausnahme von der Gemeinschaft zu machen.

Die Fähigkeiten, welche jeder einzelne in Bewegung setzt, um seine Freiheiten zu erweitern und seine Begierden des Angenehmen zu befriedigen, leitete ich dahin, wo derselbe Freiheitstrieb und dieselben Begierden des Angenehmen eine Leere in der Produktion des Notwendigen und Nützlichen zu lassen drohen.

Ich verglich die Gesellschaft mit einer Wiese und die Begierden mit Bächen, welche bestimmt sind, diese Wiese zu bewässern. Gut! dachte ich mir, strömt, wohin ihr wollt! schlagt eine Richtung ein, welche ihr wollt, die Kommerzstunden werden immer das Bett sein, in welches ihr strömt; dies sichert die persönliche Freiheit. Da, wo ihr am stärksten strömt, wird man Wasserräder setzen, bestimmt, eure Wasser auf die grünen Wiesen zu leiten. Diese Wasserräder sind die Geschäftssperre; sie sichert die Harmonie aller. Außerdem wird man diejenigen Richtungen, welche für die Bewässerung der Wiesen die besten sind, zu erweitern und zu vertiefen suchen und denen, welche derselben am hinderlichsten sind, Dämme setzen. Dies geschieht durch die Herrschaft des Wissens und sichert somit den Fortschritt. Polizei und Gesetze sind in diesem Systeme nicht nötig, weil jeder Nachteil, den die Begierden einiger, andern zufügen können, von diesen letztern freiwillig getragen und jedes Übel, jeder Nachteil, das sie nicht tragen wollen und können, in den Heilanstalten beseitigt wird.

Es versteht sich ganz von selbst, daß die Maßregeln der Kommerzstunden und der Geschäftssperre im ganzen Bereich des

großen Familienbundes nicht überall dieselben sein werden. In der einen Lokalität wird oft ein Geschäft gesperrt sein, das in der andern offen ist. Hier wird diese oder jene Speise, dieses oder jenes Gerät unter die Genüsse des Angenehmen gehören, das in der andern Gegend zu den allgemeinen Bedürfnissen gehört. Je größer der Bereich des Bundes ist, je mehr Verschiedenheiten wird es darin geben. Diese werden sich selbst auf die Arbeitszeit ausdehnen, weil der Mensch in heißen Gegenden nicht so viel Lebensbedürfnisse nötig hat als in den kalten. Das Trio wird jedoch alle diese Verschiedenheiten zum Wohle des Ganzen regeln.

Über den Nutzen, die Zweckmäßigkeit, Schönheit und Bequemlichkeit der künftig einzurichtenden Gebäude, Möbeln, Kleidungen, Vergnügungen usw. hielt ich nicht für notwendig, ein besonderes Kapitel zu schreiben, um die Leser durch den Reiz der Genüsse zu gewinnen. Das wird jeder leicht begreifen, daß alles, was jetzt an einzelnen Gebäuden, Möbeln, Kleidungen und sonstigen Produkten für nützlich, schön, zweckmäßig, bequem und angenehm befunden wird, im Zustande der Gemeinschaft auch allgemein für alle so eingerichtet werden wird.

Nun ist es möglich, daß mancher wichtige Punkt in diesem System noch nicht berührt worden ist; desgleichen mag manchem Leser manches noch nicht ganz verständlich sein. In einem oder dem andern Falle beliebe man sich schriftlich an die Redaktion der „Jungen Generation“ zu wenden, diese wird sich ein Vergnügen daraus machen, sowohl unverständlich gebliebene Stellen genauer zu explizieren als auch Ideen über Vervollkommnungen des hier gegebenen Systems in ihr Blatt aufzunehmen.



Achtzehntes Kapitel.

Mögliche Übergangsperioden.

Wenn ein Kranker durch eine heftige Bewegung sein Blut in starken Umlauf setzt und dadurch der Krankheitsstoff versetzt wird oder sich verliert, so ist dies eine Revolution, die mit dem Körper vorgegangen ist.

Wenn mittels einer neuen Erfindung die Arbeiten und Werkzeuge eines Geschäfts verändert und durch andere ersetzt werden, so ist eine Revolution mit diesem Geschäft vorgegangen.

Wenn durch philosophische Lehren den Sitten eine andere Richtung gegeben wird, so ist eine Revolution mit denselben vorgegangen.

Also überhaupt: wenn durch das Übergewicht einer geistigen und physischen Kraft das Alte dem Neuen weicht, so ist dies eine Revolution.

Der Umsturz des alten Bestehenden ist Revolution; folglich ist der Fortschritt nur durch Revolutionen denkbar.

Es lebe die Revolution!

Es gibt in unseren zivilisierten Staaten fast niemanden, welcher mit dem Bestehenden vollkommen zufrieden wäre. Regierende und Regierte, darüber sind sie alle einverstanden, daß Verbesserungen vorgenommen werden müssen, nur über Zweck und Mittel derselben sind die Ansichten verschieden, je nach den besondern persönlichen und allgemeinen Interessen, welche sie beleben.

Das Wohl der Menschheit wollen sie scheinbar alle, die wenigsten aber tun etwas dafür, und von diesen sind wieder die wenigsten über die Mittel einig, die zu diesem Zwecke angewendet werden müssen.

Beleuchten wir einige dieser schon oft vorgeschlagenen und teilweise angewandten Mittel näher.

1. Die Verbesserung der Schulen; die Erziehung der Kinder der Armen auf Kosten des Staats.

Das Mittel ist nicht allein gut, sondern auch sehr notwendig; allein der Armut steckt man dadurch keine Grenzen. Wenn die ungeheure Mehrzahl der Armen unwissend ist, so beweist das nicht, daß diese Unwissenheit die Ursache ihrer Armut ist, denn wenn dem so wäre, so müßte mancher reiche Kauz der ärmste Lump auf Gottes weiter Erde sein, und mancher gebildete Arme einer der reichsten Erdbewohner. Nein! die Armut entsteht nicht aus der Unwissenheit, so wenig, als der Reichtum aus Bildung und Gelehrsamkeit: aber so lange als es gebildete Arme gibt und ungebildete, wird die Armut immer schwerer auf die letzteren drücken als auf die ersteren, weil jeder, welcher die Mittel hat, sich durch die Mühen und Arbeiten anderer zu bereichern, sich dazu unter denselben immer derjenigen bedient, deren Geschicklichkeit und Fleiß ihm den größten Vorteil verspricht. So lange aber als es Reiche gibt, wird dies so sein, selbst wenn alle Armen die größtmögliche Schulbildung genossen hätten.

Das einzige Resultat einer allgemeinen Erziehung würde doch nur das sein, daß es nach diesem keine unwissenden, sondern lauter gebildete Arme gäbe; und der einzige Vorteil der, daß diese gebildeten Armen nicht mehr so dumm sein würden, geduldig Mangel und Entbehrung zu leiden, und zu stolz, um die Erhaltung ihrer Existenz bei anderen demütiger und feiger Weise zu erschmeicheln und zu erbetteln.

Wie der Graben beim Aufwerfen des Walles, so entsteht die Armut bei der Anhäufung des Reichtums.

Die Unwissenheit ist ein Stein des Anstoßes auf den Höhen des Reichtums und eine stinkende Pfütze in den Tiefen der Armut.

2. Die Preßfreiheit.

Gut! wir sind mit ganzer Seele dafür, denn was wäre unser Wirken ohne diese; mit ihr allein ist jedoch nur geraten, nicht geholfen.

Derjenige, welcher an den materiellen Bedürfnissen keinen Mangel leidet, der also physisch frei ist, der fühlt auch um so stärker das Bedürfnis, geistig frei zu werden. Den lasset immer Preßfreiheit verlangen; sie ist das Salz, das ihm fehlt, seine Speisen zu würzen; ihr aber, was wollt ihr mit dem Salz, wenn jene euch die Speisen vorenthalten?

Habt ihr einmal eure Feinde gezwungen, euch euer tägliches Brot zu geben, so verweigern sie euch auch bei Gott das Salz nicht.

Die Freiheit, die ihr für alle zu fordern habt, muß eine einige, allgemeine, unteilbare Freiheit sein und keine besondere. Jede andere Freiheit ist Irrtum oder Lüge.

Die Preßfreiheit kann im Geldsystem nicht vollkommen sein, weil die Skribenten bezahlt werden können. Wenn eine Schrift in diesem System Wahrheit verbreitet, so verbreiten dafür zehn andere Irrtum, Unverstand und Lügen.

Diese heutige Preßfreiheit wird mehr dazu benutzt, einige zu nähren als alle aufzuklären. Man schreibt eben um zu leben, weil man ohne Geld nicht leben kann, um zu schreiben. Wer aber hat das Geld? Die Geldmänner. Diese sind es also, welche der Literatur eine Richtung zu geben suchen, mit der Schwere ihrer Geldsäckel.

Wer im Interesse der Reichen und Mächtigen schreibt, dessen Arbeit wird, wenn sie diesen Zweck gut erreicht, auch gut bezahlt; wage es aber jemand, für das arme Volk zu schreiben, dann wird er sehen, was das für eine Freiheit ist, diese Freiheit im Geldsystem. Mancher Drucker läßt sich voraus bezahlen, denn, spricht er, ich kenne den Autor weiter nicht. Die Buchhändler nehmen auch lieber jede andere Schrift in Kommission als eine, welche das Interesse der Armen verteidigt. Die, in deren Interesse man schreibt, haben kein Geld, um Schriften zu kaufen, und die, welche davon kaufen, brechen es sich an ihren Genüssen ab.

Ein großer Teil der arbeitenden Klassen ist für alles Geistige so abgestumpft, daß sie gar nichts lesen. Scheint ein an die Armen gerichtetes und für sie geschriebenes Werk den Interessen der Reichen und Mächtigen gefährlich, so bedienen sie sich allerhand Kunstgriffe, um die zugestandene Preßfreiheit zu umgehen. Man sucht den Autor um allen Erwerb zu bringen, damit er am Ende aufhören muß zu schreiben; man überredet die Drucker, den Druck solcher Schriften fahren zu lassen, oder man bedroht sie, ihnen andere einträglichere Arbeiten zu entziehen, im Falle sie fortfahren, solche Schriften zu drucken.

Unsere „Junge Generation“, nämlich das Journal dieses Namens, kann von der Preßfreiheit des Geldsystems ein erbauliches Liedchen singen.

Welche Hindernisse mußte dieses Blatt nicht allein in den Kantonen Bern und Genf kurz nach seinem Erscheinen bestehen.

Acht an verschiedene Personen ergangene polizeiliche Vorladungen, die einen des Drucks, die andern der Verteilung der

Blätter wegen! Damit wollte man den Lesern des Blattes Furcht machen und so die Abonnements verhindern.

Die nächste Folge davon war, daß die wenigen Drucker in Genf, die mit deutschen Lettern versehen waren, den Druck verweigerten. Der eine fürchtete die Arbeiten der Momien wieder zu verlieren, welche schon einmal ihren Drucker gewechselt hatten, weil er sich unterstanden, die Proklamationen der damaligen Gesellschaft vom 3. März zu drucken; ein anderer fürchtete die Arbeiten für die Regierung zu verlieren; noch ein dritter hoffte vielleicht damals, sie zu bekommen. So wissen sie die Preßfreiheit mit dem Interesse abzuwägen, so bald dieselbe den besondern Interessen einiger schädlich zu werden droht.

Außerdem gab es in Bern eine polizeiliche Nachfrage nach dem Redakteur sowohl als nach seinem Vorrat von Journalen; beide waren aber schon auf dem Wege nach dem toleranteren Waadtlande. Ohnedem wären sie vielleicht damals als eine gute Prise erklärt worden. Ist denn das eine Preßfreiheit? Für den Reichen wohl, nicht aber für den Armen.

Zweimal mußte infolge dieser Manöver der Druckort der „Jungen Generation" verlegt werden. Welche Unruhe und Verluste dieses aber nach sich zieht, besonders für den Unbemittelten, wird jedermann leicht begreiflich sein. Dieses alles geschah unter vollkommener Preßfreiheit; nach dem Buchstaben des Gesetzes hatte es derselben mehr als wir bedurften; von der Zensur aber, welche das Geldsystem auf krummen Wegen ausüben kann, steht nichts in den Gesetzbüchern.

Rechnen wir nun noch die Verfolgungen von seiten des Ministeriums Guizot, welches, um den fremden Mächten gefällig zu sein, den Eintritt unseres Blattes in Frankreich, nachdem es mehrere Male zugelassen worden war, auf einmal verweigerte, ohne diese Verweigerung uns vorher wissen zu lassen. Man hatte ganz einfach den Grenzbeamten den Befehl gegeben, künftig die Blätter zu saisieren. Auf diese Weise wurden 1200 Exemplare, welche, wie alle früheren auf legalem Wege expediert worden waren, auf der Grenze weggenommen und wie wir erfuhren, in Besançon verbrannt. Solchen Respekt haben die Mächtigen vor dem Eigentum, während wir jeden Dieb verachten.

Wie soll im System der Ungleichheit die Freiheit der Presse möglich sein, wenn nicht einmal die Freiheit der Rede möglich ist! — Sprecht doch mit den aufgeklärten, verheirateten und

etablierten Schweizern, sie werden euch sagen, wie sie sich in acht nehmen müssen, ihr politisches und soziales Glaubensbekenntnis nicht zu laut abzulegen, aus Furcht, Kundschaft, Arbeit und Brot zu verlieren. Wenn nun sonach schon die Freiheit der Rede im System der Ungleichheit nicht möglich ist, da doch die Worte nichts kosten als die Zeit, um wieviel weniger ist dieses die Preßfreiheit, da die Schriften Geld kosten, welches nur der Reiche im Überfluß hat, woran es aber dem Armen immer fehlt.

Allerdings für den Reichen ist die Preßfreiheit eine Möglichkeit und zwar um so mehr, je reicher er ist, aber nicht für alle, nicht für die weniger Reichen, nicht für die nur Wohlhabenden und am wenigsten für die Armen.

Nein, lieben Brüder, lassen wir uns nicht mehr durch die politischen Heuchler hinters Licht führen, die da immer den Mund voll nehmen vom Brei der Preßfreiheit, des Vaterlandes und der Nationalität, und noch mehr solcher gekochten Phrasen. Mit all diesen politischen Küchenzetteln hat man uns bisher ein X für ein U zu machen gewußt. Die einen, unerfahrene, eitle und ehrgeizige Bürschchen, hatten das politische Vaterunser auf den Akademien gelernt, und beteten es uns vor, so wie sie es gelernt und gelesen hatten, und wir sagten dazu Amen, weil wir es nicht besser verstanden. Auf diese Weise betrogen diese Leute sich und uns. Andere Pfiffigere und Höhergestellte machten sich den politischen Irrtum der einen und das Amen der andern zunutze, indem sie die Zeit mit etwas für ihr Interesse Vorteilhafterem anzuwenden wußten als mit leerem Wortkram; sie heuchelten uns Sympathie, um Zeit zur Gegenwirkung zu gewinnen. Darum werden wir doch endlich einmal gescheidt, und gehen wir auf nichts mehr ein, verlangen und unterstützen wir nichts, was nicht die natürliche Gleichheit aller bezweckt und was uns keinen materiellen Vorteil verspricht.

Es gibt Betrüger, die euch vorschwatzen, ihr braucht vor allem der geistigen Freiheit, nach dieser der materiellen Verbesserung eurer Lage. Hört nicht auf solche elenden, verächtlichen Lügenapostel; ihr verlangt von ihnen Brot, sie geben euch einen Stein. Sucht eine Verbesserung eurer Lebenslage auf jede Weise, wo und wie euch das möglich ist und handelt, so oft ihr zum Handeln die Gelegenheit habt.

Freiheit in Wort und Schrift, Freiheit der Gewerbe, des Handels, der Meinungen und wie die vielen künstlich fabrizierten

Freiheiten alle heißen; die gewährt uns das Geldsystem nach erlittener Schlappe mit Freuden, weil es hofft, uns durch diese Gaukelspiele über unser wahres Interesse zu täuschen.

Die Freiheit aller müßt ihr verlangen, die Freiheit aller ohne Ausnahme! — Diese aber ist nur mittels der Aufhebung des Eigentums- und Erbrechts, mittels der Abschaffung des Geldes und der Wiedereinführung der Gemeinschaft aller Erdengüter möglich. Der ganze übrige politische Trödelmarkt sind nur Nebensachen zu dieser Hauptsache. Seht auf England, ihr Blinden, die ihr glaubt, mit der Preßfreiheit sei in kurzer Zeit alles gewonnen. Schon seit 150 Jahren erfreut sich dieses Volk der vollständigsten Preßfreiheit, so vollständig, wie sie nur irgend im Geldsystem möglich ist, und doch ist das arme Volk dieses Landes weniger aufgeklärt als die ärmste Volksklasse in Deutschland, doch sterben nach 150 unter den Wohltaten der Preßfreiheit verlebten Jahren die Menschen Hungers. Und schon vor 300 Jahren war das Elend und die Armut in England groß; schon seit dieser Zeit ist die Armensteuer eingeführt und immer mehr erhöht worden. Sollen wir darum die Preßfreiheit verlangen, statt der allgemeinen Freiheit überhaupt? Salz verlangen, bevor man uns das Brot unserer Freiheit gebracht hat? Seht euch um im Kreise! Allen denen, welche Salz verlangen, mangelt es nicht an der nötigsten Speise, wie euch. Für sie ist schon gedeckt; uns aber fehlt noch die ganze Mahlzeit, welche die gütige Natur für uns alle bestellt hat. Haben wir einmal diese, dann wird uns auch das Salz; haben wir einmal die allgemeinen Freiheiten, dann brauchen wir auch die verschiedenen vom System der Täuschung ersonnenen besonderen Freiheiten nicht zu verlangen. Besondere Freiheiten aber gibt es nur im System der Ungleichheit, worin der am freiesten ist, der das meiste Geld hat.

Freilich wollen wir Preßfreiheit, das versteht sich ganz von selbst, aber wir wollen sie für alle auf gleiche Weise; unter dem Geldsystem aber ist dies nicht möglich.

3. Die Versorgung aller Armen, Kranken und Schwachen.

Diese wäre sehnlichst zu wünschen, ist aber auch ohne Revolution des Bestehenden nicht möglich. Warum nicht? Weil es der Armen zu viele gibt. Mehr als der dritte Teil der Bewohner unserer zivilisierten Staaten verdienen weniger, als sie brauchen. Frankreich hat deren allein 12 Millionen

unter 33 Millionen Einwohner, England 15 Millionen unter 27 Millionen Einwohner. Wollte man nun diesen allen wirklich helfen, so könnte dies nicht durch Versorgungshäuser geschehen, sondern durch Assoziationen der verschiedenen Arbeitszweige. Dieses würde aber eine förmliche vollständige Revolution der gesellschaftlichen Ordnung zur Folge haben, indem diese dem Reichen nach und nach die Mittel nähme, sich auf Unkosten armer, vereinzelter hülfloser Geschöpfe zu bereichern. Mithin wäre doch dieses eine wirkliche Revolution. Diese aber wollen ja die Geldmänner durchaus nicht. Wenn sie von Unterstützung und Versorgung sprechen, so meinen sie damit nur immer diejenigen Armen, welche krankheits-, alters- und schwächehalber unfähig zur Arbeit sind. Dadurch aber, daß man nur denen hilft, welche schon zur Arbeit unfähig geworden sind, dadurch wird es noch lange nicht anders, dadurch wird das Übel mit großen Opfern nicht mal eine kurze Zeit lang gemildert und noch viel weniger aufgehoben.

Die Errichtung von Versorgungs- und Arbeitshäusern ist schon jetzt ohne allen allgemeinen Nutzen, weil der Unglückliche in diesen Häusern gewöhnlich weniger Freiheit findet als in seinem dürftigen Zustand außerhalb derselben. Daher kommt es, daß man sich um die Aufnahme in dieselben nicht drängt, während die Gesellschaft von unglücklichen Arbeitslosen wimmelt. Das, was nun im Geldsystem die Errichtung und Erhaltung solcher Versorgungs- und Arbeitshäuser kostet, das muß der Mittelstand und der Reiche bezahlen; diese aber hängen das Defizit denen wieder auf, die genötigt sind, für sie zu arbeiten, und ziehen dadurch gleichsam dem arbeitsfähigen Armen das am Munde ab, was sie den anderen, die zur Arbeit unfähig geworden sind, geben. Sie nehmen gleichsam dem Hungrigen das Brot aus dem Mund und geben es dem, der mit dem Hungertode ringt. Sie drücken alle Lasten tief nach unten, und je stärker die Reichsten und Mächtigsten drücken, und je mehr die gedrückten Armen zusammensinken, desto mehr Individuen des Mittelstandes werden unter die Armenpresse geschoben, um die Fehlenden zu ersetzen.

Baut also dem Armen der Versorgungs- und Arbeitshäuser nach dem System der Ungleichheit nicht noch mehr, er geht doch nicht gern hinein, so lange es für ihn noch Mittel gibt, zu arbeiten und zu borgen, zu betrügen, zu betteln und zu stehlen. Ihr seht, mit euren sogenannten Wohltätigkeits-

und Sicherheitsanstalten bessert ihr nichts; auf eure gesammelten Haufen seid ihr erpicht, wie der Teufel auf die Seele, und doch müssen diese kleiner werden, wenn dem Elende abgeholfen werden soll. Seit Jahrtausenden hat man euch dies gesagt, ihr habt aber immer dieser Wahrheit die Ohren verschlossen und zur Verbesserung der Lebenslage eurer Brüder in Christo bis jetzt noch weiter nichts erfunden als die Armenbüchse und den Bettelvogt. Welcher Widerspruch! Armenbüchse und Bettelvogt! Ei! Hättet ihr die Armenbüchsen sattsam gefüllt und die Arbeiten gut bezahlt, so hättet ihr den Bettelvogt nicht zu zahlen brauchen. Nur Geduld, im Falle ihr hartnäckig an der Vergrößerung eurer Haufen arbeitet, trotz dem sich immer mehr steigernden Elend, so könnt ihr leicht noch erleben, daß ihr sowohl der Armenbüchsen wie auch der Bettelvögte nicht mehr braucht.

Zittert, sobald der Arme diese beiden Gegenstände unnötig macht!

4. Reduktion der Steuern auf das Notwendige und Nützliche, und Erhöhung der Luxussteuern.

Was die Luxussteuer anbetrifft, so ist diese nicht einmal imstande, den Luxus auf die Dauer zu vermindern. Das scheint sonderbar und ist doch so. Wenn der Reiche fremde Stoffe zu Kleidern, fremde Weine u. dergl. noch einmal so teuer bezahlen muß als früher, so ist die Folge davon nicht, daß er sich dieselben, wenn sie ihm gefallen, versagt, nein! Sondern er zahlt sie, wenn er sie nicht anders haben kann, doppelt so teuer, vermindert aber dafür alle seine früheren Ausgaben, von welchen nicht er, sondern andere Nutzen zogen, und vermehrt soviel als möglich seine Einnahmen, wozu er die Mittel hat, denn er hat das Geld. Verhindert man ihm eine Vermehrung der Einnahmen auf der einen Seite, so wendet er sich auf die andere. Solange das Geldsystem regiert, ist er mit seinem Gelde Herr, und weiß folglich alle seine Steuern wieder den Arbeitern oder den Konsumenten durch allerhand Spekulationen und Intrigen aufzupacken. Daß dies sicher so ist, sehen wir ja klar und deutlich schon in der heutigen Gesellschaft. In Frankreich gibt es heute über 13 300 Reiche, welche jährlich 1000 Franken und darüber an Grundsteuern zahlen, über 33 000 andere zahlen von 500 bis 1000 Franken jährlich von derselben Steuer, alle andern Steuern nicht gerechnet. Nun frage ich jeden vernünftigen Menschen, ob diese Reichen da

durch solche ungeheure Steuern wohl im mindesten in ihrem Überfluß und Luxus gestört werden. Wenn man ihnen unter hundert verschiedenen Namen noch hundertmal mehr abfordert, so zahlen sie es auch, wenn die Regierung genug Banknoten machen und Geld schlagen läßt. Alles aber, was sie bezahlen, das schlagen sie wieder auf den Preis der Arbeit und der Lebensmittel, denn sie sind es im Geldsystem, welche diese Preise bestimmen, nicht aber die Regierung. Je mehr also die Regierung durch das Einkommen der Armen die Luxussteuern unterstützt, desto mehr werden durch die Manöver der Reichen infolge der Luxussteuern die Armen sich vermehren. Wenn die Regierung glaubt, nach Einführung der Luxussteuern 100 000 Armen helfen zu können, so würden das Jahr darauf sich wieder 100 000 andere in denselben Umständen befinden.

In keinem Lande sind die Luxussteuern so stark als in England, und welche bedeutenden Armensteuern müssen dort gezahlt werden! Wo aber sind der Luxus nnd die Armut wohl größer als in England?

Im Württembergischen hatte man eine Hundesteuer eingeführt; trotzdem hatten sich die Hunde im Lande von 7000 bis auf 12 000 vermehrt. Nun hat man diese Steuer noch erhöht; wenn man wieder nachrechnen wird, so wird es sich herausstellen, daß die Luxushunde wenigstens, auf welche man die größte Steuer legte, sich um nichts vermindert haben werden, und das Resultat der Einnahmen sich um nichts verbessert haben wird, wenn man damit das Defizit vergleicht, welches die zunehmende Armut in den allgemeinen Wohlstand frißt.

Eine Verminderung der Steuern des Notwendigen und Nützlichen ist ebenso unwirksam: denn wenn die Regierung davon auch gar keine Steuern mehr erhöbe, und alle Steuern, die sie braucht, auf den Luxus schlüge, so würde selbst durch solche außerordentlich scheinende Maßregel dem Elende nicht gesteuert.

Dies wäre gerade soviel, als eine Abdankung der Regierung, indem sie alsdann die nötigen Steuern ohne den Willen der Reichen nicht eintreiben könnte. Diese dürften sich ja alsdann nur des Luxus auf einige Zeit enthalten, so machten sie jede Regierung unmöglich, die nicht die der Reichen wäre. Die Reichen sind es, die alle Arbeiten und Genüsse besteuern, dadurch, daß sie die Leitung und den Austausch derselben in den Händen haben.

Der Arbeiter ist ja schon dadurch von den Reichen besteuert, daß er für eine strenge Arbeitszeit nicht soviel erhält als er braucht, nnd alles, was er braucht, teurer bezahlen muß, als es verhältnismäßig sein sollte.

Das Geldsystem in der Hand der Reichen ist an und für sich schon die fürchterlichste Steuer, die nur der Arbeiter mit seinem Mangel und seinem Fleiß bezahlen muß. Das scheint man immer zu vergessen. So lange man aber diese Steuer nicht abschafft, ist jede andere Steuerreduktion unwirksam.

5. Die Vermögenssteuer.

Diese ist revolutionär; sie verhindert die zu großen Anhäufungen in der Hand einzelner; aber die Anhäufung selbst verhindert sie nicht, folglich auch nicht den dadurch bei andern notwendigerweise entstehenden Mangel: denn sobald einige nicht haben können, was andere auch haben, so leiden sie Mangel, wenn selbst ihnen alles zum Leben nötige gesichert wäre.

Die Vermögenssteuer verteilt nur die allzu großen Haufen in viel kleinere. Ein starker, wohlhabender Mittelstand würde davon die Folge sein, und dieser würde dann die früher von den Reichen und Mächtigen gespielte Rolle allein spielen.

Das Geldsystem bekäme dadurch noch mehr hartnäckige Verteidiger, und der Kampf gegen dasselbe würde dadurch dem armen, arbeitenden Volke um so schwieriger werden.

Diese würden von der nun noch mehr von der Habsucht angesteckten reichen Bürgerschaft wenigstens ebenso ausgesogen werden, als von den früheren reichgespickten Geldmännern.

Man kann einwenden: der Staat würde durch Gründung einer Nationalbank jedem fleißigen Arbeiter Vorschüsse machen zur Gründung eines Etablissements. So! Dann würde die Elle länger sein als der Kram. Soll etwa jeder ein von den andern durch die Konkurrenz getrennter, vereinzelter Meister werden; oder will man darin zugunsten einiger Ausnahmen machen und welche? Es ist doch hinlänglich bewiesen, daß durch solche Vereinzelungen eine ungeheure Arbeitszeit sowie eine große Menge Materialien verloren gehen. Wieviele vereinzelte Werkstätten würden dann wohl auf Kosten des Staates gebaut werden müssen, und wieviele Verluste durch unnütze Kosten und ruinierende Bankerotte davon die Folge sein?

Derjenige, welcher allein arbeitet, kann doch unmöglich mit dem konkurrieren, welcher mit 10 oder 20 Arbeitern ein Geschäft betreibt!

Um den Irrtum auf den höchsten Gipfel zu heben, verbinden einige damit die Errichtung von Nationalwerkstätten. Diese sind allerdings gut, allein die Interessen derselben sind dem Interesse der Nationalbank geradezu entgegen.

Sollen die Nationalwerkstätten keine modernen Zuchthäuser sein, d. h. soll das Arbeiten in denselben freiwillig sein, und deshalb der Verdienst in denselben dem außerhalb derselben gangbaren gleichkommen, so müssen notwendigerweise sich diese Institutionen so lange einen Krieg der Konkurrenz machen, bis eine von beiden zugrunde geht, was bei der zu vorerwähntem Behuf gegründeten Nationalbank nicht ausbleiben kann, wenn die Regierung wirklich das Interesse der zahlreichsten und ärmsten Klassen verficht.

Das Interesse der Nationalbank ist, daß jeder Schuldner derselben die erhaltenen Vorschüsse richtig verzinst, sowie, daß der Aktivbestand seines Vermögens nicht unter den Wert der dargeliehenen Summe herabsinkt, weil solche Fälle die Existenz der Nationalbank gefährden. Wie ist es aber möglich, daß alle diese kleinen, von der Nationalbank unterstützten Etablissements die Konkurrenz großartiger, von der Regierung notwendigerweise begünstigter Nationalwerkstätten aushalten und somit ihrer Verpflichtung gegen erstere nachkommen können? Wenn die Nationalwerkstätten keine Zwangsarbeitshäuser sein sollen, in welchen man für den Vorteil der Geldmänner arbeitet, wenn die Nationalbank nicht vorzüglich dazu dienen soll, die Krämer zu unterstützen, so ist der Plan ein gewaltiger Irrtum, im entgegengesetzten Falle aber eine politische Spiegelfechterei.

Angenommen, man gäbe auf der Nationalbank nur solchen Bürgern Kredit, welche durch ihr Vermögen oder durch Bürgschaft hinreichende Kaution leisten können — in welchem Falle der Zweck derselben ein ebenso aristokratischer wäre, als überhaupt der aller unserer heutigen Geldmanöver — so wäre das System der Vermögenssteuer eine Maßregel, welche zu einer Menge Streitigkeiten und Irrtümer Anlaß gäbe. Auf welche Weise glaubt man das Einkommen jedes einzelnen genau kontrollieren zu können, ohne sich zu irren, ohne jemandem unrecht zu tun, ohne betrogen zu werden? Wer dieses im heutigen Geldsystem für möglich hält, in diesem System der Vereinzelung, wo die Einnahmen und Ausgaben eines jeden von denen eines andern so verschieden sind, der hat eine Aufgabe noch zu lösen, nämlich die, einen Plan zu geben, nach welchem er diese Ver-

mögensſteuer im Geldſyſtem und mittels derſelben zu regeln gedenkt, und auf welche Weiſe er Mittel findet, jeden Irrtum in der Steuerverteilung zu vermeiden.

Es iſt übrigens drollig genug, daß gerade die Anhänger der Vermögensſteuer Gegner unſeres Prinzips ſind, während die Reichen von dieſer Beſteuerung ebenſowenig wiſſen wollen, als von unſerm Prinzip der individuellen Freiheit.

Die Männer der Vermögensſteuer wollen nur dem allzugroßen Reichtum und der allzugroßen Armut ſteuern, und wollen dies mittels des Geldſyſtems bewirken! Sie vergeſſen, daß das Geldſyſtem einen Magnetismus hat, der alles in große Haufen zuſammenzieht. Kaum wären die kleinen Haufen durch die Wegſchmelzung der großen geſchwollen, ſo würden dieſe ihrerſeits wieder gegen den neuen Damm andringen, der ſie aufhält. Die Vermögensſteuer iſt revolutionär; ſie will die großen Haufen der Reichen kleiner machen und die kleinen des Mittelſtandes vermehren und vergrößern, die Lage der Arbeiter verbeſſern und die Armut erträglicher machen. Das iſt allerdings ſchon der Mühe wert, ſich dafür zu begeiſtern. Wenn man glaubt, dieſe Revolution auf eine friedliche Weiſe bewerkſtelligen zu können, ſo ſind wir von ganzem Herzen dafür; koſtet ſie aber einen heftigen Kampf, dann genügt ſie uns nicht. Was erſtritten werden muß, muß für alle gut und für niemanden beſſer ſein.

6. Allgemeine Wahlfreiheit.

Dieſe iſt im Geldſyſtem auch nicht möglich. Du lieber Himmel! Sind uns denn dieſe wildköpfigen Durcheinander von armen Teufeln und reichen Göttern noch nicht zum Ekel geworden? Was nützt denn das, wenn wir das Recht haben, einen Namen in den Wahltopf zu werfen; wenn die Wahlen vorüber ſind, ſehen wir ja doch immer, daß die Reichen recht haben und wir unrecht. Mit dem Gelde kann man fünfe gerade machen und die Meinungen der Menſchen ändern wie ihre Launen. Wir haben ja das Beiſpiel davon in Frankreichs Revolutionen geſehen und ſehen es heute noch überall bei den politiſchen Wahlen des Geldſyſtems.

In der erſten franzöſiſchen Revolution kamen wirklich einige arme Teufel an die Regierung, die ſaßen nun da unter dem vielköpfigen Ungeheuer der Repräſentantenkammer und konnten nur mittels des Schreckens durchdringen, weil die Intereſſen der Verſammlung zu verſchieden waren und weil

überhaupt mit einigen hundert Gesetzgebern auf einmal nichts Gescheites anzufangen ist, und gar nichts durchgehen kann ohne vorheriges langweiliges Gezänk, nach welchem gar oft die Mehrheit der beschränktesten Köpfe Meister auf dem Kampfplatze bleibt.

Dem abzuhelfen, schlugen sich die Parteien in der damaligen französischen Repräsentantenkammer einander die Köpfe herunter, dann machte man es dem reichsten und mächtigsten Adel und anderen ebenso.

So halfen die Parteien den Mängeln des Wahlsystems, wie sie es verstanden. Viele Reiche verloren Kopf und Geld, aber der Reichtum überhaupt kam dabei doch um keinen Kopf zu kurz; er wechselte den Mann, ohne dabei weder Köpfe noch Geld zu verlieren. Was man einzelnen Individuen nahm, wußten sich andere durch feine Spekulationen anzueignen. Wenn der alte Reichtum sich früher öffentlich zeigte, so wußte sich der neugebackene pfiffig den Blicken der Späher zu entziehen und arbeitete in seinem verborgenen Dunkel am Sturze seiner Bekämpfer.

Die Morde und Beraubungen des Adels verhinderten das Elend nicht, denn das System des Elends war nicht abgeschafft worden; man hatte nur gesagt: Wir wollen eine Republik, eine Volksherrschaft, Freiheit und Gleichheit; aber nicht bestimmt, wie man sie wollte. Von dem Verkauf der Güter der Auswanderer, von der Verminderung der Abgaben profitierten nur die, welche nächst den verfolgten Reichen das meiste Geld hatten. Diese haben jetzt das Geschick von 33 Millionen auf ihre Banknoten gestempelt und in ihre Geldkasten gesperrt. Da habt ihr des Tages 5 Sou, geht hin und schlagt euch dafür, und ihr andern 5 Franken, gebt acht, daß man das Gestohlene nicht wieder stiehlt.

Diese da regieren jetzt mit ihren Wagen, Ellen, Gewichten, Börsen, Staatspapieren und Geldsäcken. Für sie hat das Volk sich in zwei Revolutionen geschlagen; sie haben sich in den Raub des in der Revolution gemordeten Adels geteilt und die Regierung durch die Macht des Geldes usurpiert.

Seien wir darum nicht taub und blind gegen alle Vernunft und hoffen wir weder vom bloßen Namen Republik, noch von der sogenannten Volksherrschaft und Wahlfreiheit eine Änderung unserer Lage. Im Geldsystem da liegt der Knoten, da steckt die Wurzel des Übels, da der Saft, von

welchen diese sich nährt, und sonst nirgends so tief. Dieses ists, was mit allen möglichen Waffen bekämpft werden muß, das ist die Ader, durch welche das Gift im Verborgenen schleicht, in welcher es sich dem Auge des Unwissenden unsichtbar macht. Heute zählen wir einen wackern Kämpfer für unser Prinzip, morgen kann er schon vom Zauber des Geldsystems umstrickt und gewonnen sein, ohne daß wir es sogleich merken.

Prüfen wir alles genau, lieben Brüder! und lassen wir uns nicht mehr täuschen; Wahlfreiheit wollen wir auch! aber nicht die des heutigen Geldsystems; denn diese ist ein Irrtum. Die Freiheit der Wahlen ist im Geldsystem so wenig möglich, als die Freiheit aller; diese ist es aber, die wir wollen, so weit es eine Möglichkeit ist, sie zu erreichen.

7. Assoziationen.

Gut! sehr gut! damit kann geholfen werden. Dieses Mittel ist revolutionär; aber irren wir uns nicht. Mit der Benennung ists noch nicht getan, die Sache muß auch bestimmt werden.

Eine Assoziation ist die Vereinigung mehrerer Fähigkeiten und Begierden für ein und denselben Zweck. Diese Vereinigung kann aber freiwillig sein und gezwungen; sie kann zum Vorteil eines einzigen, mehrerer oder aller gegründet sein. Z. B.:

Das Kasernenleben der Soldaten ist eine gezwungene Assoziation der Begierden und Fähigkeiten vieler zum Vorteil einiger. Eben die gleichen Assoziationen sind alle großen Zucht- und Arbeitshäuser, alle Fabriken, sowie alle Arbeiten, welche in den Händen weniger Geldmänner ein vereinigtes Ganzes bilden, als die Arbeiten in den Bergwerken, an den Eisenbahnen usw.

Alle Arbeiter, welche in ähnlichen Anstalten arbeiten, sind mehr oder minder zum Vorteil einiger verassoziiert.

Nun schlagen alle Reformatoren (die Fourieristen, Kommunisten und überhaupt alle Sozialisten) vor, der großen Ökonomie wegen alle Arbeiten miteinander zu vereinigen. Dies erfüllt andere Feinfühlende mit Schauder und Entsetzen, weil sie sich darunter Assoziationen denken, welche den obigen gleichen.

Assoziation an und für sich ist nur die Form und nicht der Geist unseres Prinzips. Die Assoziation ist recht gut möglich, ohne daß darin die natürliche Gleichheit aller anerkannt wird, wie ich oben gezeigt habe. Mit der Assoziation allein haben wir nur die gesellschaftlichen Mängel eine Weile

überzuckert und übertüncht, aber der Verwirklichung unseres Prinzips sind wir damit nicht näher gekommen. Natürlich kann auch mit der Zeit aus einem solchen Zustande dieselbe hervorgehen, aber welch ungeheurer gefährlicher Zeitverlust ist das nicht, welchen Strom von Tränen wäre die Menschheit alsdann noch zu weinen gezwungen. Die Assoziation verscheucht zwar das materielle Elend der Massen teilweise, aber sie hebt die Verbrechen auch nur teilweise auf, an deren Folgen die Menschheit krankt; sie ist ohne unser Prinzip nicht imstande, den Menschen auf den wissenschaftlichen Höhepunkt zu erheben, auf welchem er über alle gesellschaftlichen Mängel und Schwächen triumphiert. Die Assoziation nach dem System von Fourier z. B. nennt sich eine Assoziation der Harmonie! — Und diese Assoziation hat in ihrem Systeme dreierlei verschiedene Speiseordnungen, Kleidungen und Wohnungen u. dergl. Sie ist gestützt auf die Arbeit, das Geld und das Talent, welche beiden letztern vorteilhafter bedacht sind als die Arbeit. Das soll nun ein System der Harmonie sein! — Als wenn es möglich wäre, darin den Leidenschaften des Neides, Stolzes, der Verachtung, Eitelkeit, Mißtrauen, Hohn, Spott, Demut, Erniedrigung, Einbildung, Übermut, Verleumdung, Lob, Tadel, Zorn, Feindschaft, Streit und Verbrechen vorzubeugen. Wo drei in der Lebensweise verschiedene Klassen existieren, herrschen auch drei verschiedene Interessen. Wenn der eine einen bessern Kopf zum Denken hat, ist es dann auch damit ausgemacht, daß er eine größere Verdauungskraft oder einen kitzlicheren Gaumen hat als der andere? — Oder hat der Kopf zum denken nötig, daß man den Gaumen besser kitzele als den des einfachen Arbeiters? Unsinn verfluchter! von welchem sich unsere Fourieristen mit Teufelsgewalt nicht trennen können. Wo ihr Lehrer im Jahre 1808 stand, da bleiben sie, wie es scheint, steif und fest stehen. Vorwärts! vorwärts! ihr Männer der sozialen Schule.

Wenn das Fourier wüßte, daß ihr heute noch um keinen Daum breit weiter vorgerückt seid in den Ideen, er würde euch für die Verehrung, die ihr ihm erzeigt, schlechten Dank wissen. Kein Gedanke, keine Idee ist so vollkommen, als daß sie nicht noch vervollkommnet werden könnte und müßte.

Den fürchterlichsten Bock hat Fourier mit der Anerkennung und Belohnung des Kapitals geschossen; da hat er uns den Kaufmann mit in das sonst schöne System hineingeflickt; den

müßt ihr heraustrennen, Fourieristen! Auf den Mist mit dem Kapital! das ist ein alter Flicken auf ein neues Kleid, mit welchem euch die gegenwärtigen und künftigen Generationen bei der Verwirklichung eures Systems auslachen. Wir wissen wohl, daß ihr damit die Geldmänner in den Phalanstère locken wollt. Nun gut! macht wie ihr denkt, eure Gedanken sind wahrscheinlich gut, vielleicht besser als euer System, aber wehe der Menschheit, wenn die Monarchie sich durch eure Schuld dieses Systems bemächtigt und in seinen verunstaltenden Klauen daraus ein Zuchthaus für die Menschheit knetet. Diese Zukunft ist mit eurem System möglich, darum taugt es nichts, solange es zwischen Kapital, Talent und Arbeit einen Unterschied macht.

Solange ihr dabei verharrt, sind wir geschiedene Leute; denn unser Prinzip und das der Geldmänner sind so verschieden als Himmel und Erde.

Alle diese Assoziationen sind denn doch nach meiner Meinung nicht imstande, das Wohl der Menschheit zu befördern. Selbst die Lebenslage der zahlreichsten und ärmsten Klassen ist der Fourierismus nicht imstande zu verbessern, weil die Einführung des Systems auf vorherige Aufführung ganz neuer Bauten berechnet ist. Darauf kann aber das arme Volk nicht warten, um so weniger, als die immer mehr und mehr durch die Vollendung der Bauten eingeführten Assoziationen sein Elend furchtbar steigern würden, indem es mit den Arbeiten der Assoziationen nicht mehr konkurrieren und doch auch nicht von diesen darin aufgenommen werden könnte.

Soll also ein Assoziationsplan das Wohl der Menschheit, die Verbesserung der Lage der zahlreichsten und ärmsten Klassen bezwecken, so muß er großartig und allgemein sein. 1. Jeder muß die Freiheit und Mittel haben, sich demselben anschließen zu können. Ferner muß eine solche Assoziation 2. allen ihren Mitgliedern ohne Unterschied eine gleiche Lebenslage gewähren. Außerdem muß man darin 3. freier und angenehmer leben können, als in der vereinzelten Gesellschaft.

Diese drei Punkte sind der Probierstein einer guten revolutionären Assoziation; alle übrigen Assoziationen können wohl auch revolutionär, aber nicht für alle gut sein.

Also kein Wortkram! sondern es aufrichtig ausgesprochen: Eine Revolution tut uns not. Ob diese nun durch die reine

geistige Gewalt allein ausgekämpft werden wird, oder ob sich die rohe physische dazu gesellen wird, das müssen wir erwarten und jedenfalls auf beide Fälle uns vorbereiten.

Wenn ich nicht vor allem hauptsächlich die natürliche Gleichheit aller wollte, so sagte ich mit so vielen andern: unser Prinzip wird sich ganz allein auf dem progressiven Wege der Aufklärung verwirklichen. Ja! alles Gute kann sich auf diesem Wege verwirklichen, nur nicht die Beseitigung der persönlichen Interessen aller derer, welche die Gewalt und das Geld haben.

Wo hat man je gesehen, daß diese da der Vernunft Gehör gegeben haben? Fragt die Geschichte, wenn ihr zweifelt, ihre Blätter sind gefüllt mit den Anmerkungen unzähliger Kämpfe des persönlichen Interesses mit dem allgemeinen.

Durch Krieg und Revolution wurden die Religionen verbreitet; durch Krieg und Revolution wechselten, erhielten und befestigten sich die Dynastien; durch Krieg und Revolution erzwang man die Anerkennung der Kirchenreformation.

England, Frankreich, die Schweiz, Amerika, Spanien, Schweden, Norwegen, Holland, Belgien, Griechenland, die Türkei, Haiti und so alle Nationen, verdanken jeden Zuwachs ihrer politischen Freiheiten der Revolution.

Österreich verdankte seinem Kaiser Joseph dem Zweiten die bedeutendste Revolution, die je ein Monarch in neuerer Zeit für den Fortschritt unternommen hatte. Er starb dafür, wie man sagt, an einer ihm beim Abendmahl gereichten vergifteten Hostie. Seitdem bewegt sich dort vieles wieder im Sternbild des Krebses. Joseph der Zweite war ein revolutionärer Monarch; will Friedrich Wilhelm der Vierte es werden, so hat er von vorne anzufangen: denn die Aufklärung des preußischen Volkes verlangt im Vergleich zum damaligen österreichischen bedeutend mehr.

Joseph gab mehr, als das Volk damals zu verlangen verstand; Friedrich Wilhelm blieb bis jetzt dahinter noch weit zurück.

Die Einführung jeder wichtigen Reform kann nur durch eine Revolution bewerkstelligt werden: denn jede Ersetzung des alten durch das neue ist eine Revolution. Ob nun die Verwirklichung neuer Ideen durch das Volk betrieben wird oder durch einen Fürsten, ob sie allein durch die physische Gewalt erkämpft wird oder durch die geistige, oder durch alle beide, immer ist dies eine Revolution.

Revolutionen wird es immer geben, aber sie werden nicht immer blutig sein.

Auch unser Prinzip wird sich durch eine Revolution verwirklichen. Diese wird aber in ihren Folgen um so fürchterlicher sein, je länger der jetzige Zustand der Unordnung noch dauert: weil dieser das schreiende Mißverhältnis zwischen den Bedürfnissen und der Bevölkerung immer mehr vermehrt und dadurch eine milde, friedliche, progressive Übergangsperiode immer unmöglicher macht.

So wie der einzelne Mensch nach den Verhältnissen seiner Körperkonstitution und seiner Arbeit, sowie nach dem Klima und der Jahreszeit, eine gewisse Qualität und Quantität von Nahrungsmitteln zum Leben nötig hat; ebenso wie sich an denselben bis auf einen gewissen Grad nichts abbrechen und nichts verschlechtern läßt, ohne die Gesundheit und die Erhaltung des Individuums zu gefährden, ebenso ist dies auch mit der Gesamtsumme aller Individuen, mit der Gesellschaft der Fall: es läßt sich ihr bis auf einen gewissen Grad, von der zu ihrer Erhaltung nötigen Qualität und Quantität Nahrungsmittel nichts abbrechen, ohne das Wohl und die Existenz derselben zu gefährden.

Unsere Chemiker und Ärzte können dies klar und deutlich nachweisen, wenn sie den Mut dazu haben. Die letzteren sollten hauptsächlich endlich einmal mit der Stimme der Wahrheit lauter werden. Sie würden durch die mit der Wissenschaft des Arztes geführten Beweise, daß eine große Menge menschlicher Krankheiten, Schwächen und Gebrechen von zu strenger, anhaltender Arbeit, von Unzulänglichkeit und Verschlechterung der Nahrungsmittel, sowie überhaupt aus der schlechten Organisation der Gesellschaft entstehen, die kräftigste Propaganda für unser Prinzip machen.

Man hat bestimmt, daß die Nahrungsmittel eines jeden erwachsenen, gesunden Individuums an Quantität und Qualität gleich sein müssen der Kost eines französischen Soldaten, und daß daran ohne Nachteil für die Gesundheit des Individuums nichts abgebrochen werden kann.

Das Hauptnahrungsmittel zum Ersatz menschlicher Kräfte ist da, wo die Milch nicht zureicht, das in mäßiger Quantität genossene Fleisch; also ungefähr täglich ein drittel Pfund für den erwachsenen Mann. Wollte man aber z. B. in Frankreich heute auf einmal überall die Gemeinschaft einführen, so könnte

man unmöglich im Anfange jedem, der es bedarf, täglich ein drittel Pfund Fleisch geben, weil man sonst in kurzer Zeit alle vorrätigen Herden aufgezehrt haben würde. Dieses scheint sonderbar, indem doch die meisten Handwerker in den großen Städten täglich ungefähr ein drittel Pfund Fleisch essen. Ja, diese sind trotz ihrer Menge doch nur eine kleine Zahl im Vergleich zu den großen Massen der Fabrikarbeiter und Ackerbauer.

Dieses Mißverhältnis des Viehstandes zu der Bevölkerung eines Landes, ist der schlagendste Beweis einer schlechten Regierung desselben.

Ob das Volk zu essen hat oder nicht, ob der Bestand der Herden und die Vorräte in den Magazinen den Bedürfnissen der Bevölkerung entsprechen oder nicht, darum kümmern sich die Regierungen von heute wenig oder gar nicht. Wenn sie nur in behaglicher Üppigkeit leben können, dann ist der Zweck ihrer Regierung erreicht. Für sie und ihre Familien ist immer das beste Fleisch, sind immer die besten Nahrungsmittel und Getränke im Überfluß vorhanden; was kümmert sie der Mangel anderer; sie regieren ja nicht für andere, sondern sie regieren andere für sich.

Wundere man sich daher nicht, wenn sich eines Tages die einfältige Schafsgeduld des Volkes in eine unbändige Hyänenwut verwandelt. Es häufen sich der beschützten Torheiten, Irrtümer und Ungerechtigkeiten zu viele. Früher hätte man den Unfug können mit einem Flederwisch wegkehren, jetzt muß man schon einen Besen nehmen und über ein kleines wird eine Mistgabel notwendig werden.

Ich will hier nur ein einziges Beispiel anführen, um zu beweisen: daß die Folgen einer Revolution um so fürchterlicher sein werden, je länger der jetzige Zustand noch dauert.

Frankreich hat einen Bestand von ungefähr 6 681 000 Stück Ochsen und Kühe. Davon wird jährlich ungefähr der dritte Teil geschlachtet, so daß sich die Anzahl trotz der Vermehrung derselben und trotz der Zufuhr aus dem Auslande, im Vergleich zur zunehmenden Vermehrung der Bevölkerung um ein Bedeutendes vermindert, während sich die Zahl der fleischfressenden Müßiggänger immer mehr vermehrt: so daß das Fleisch immer teurer und der Lohn immer geringer wird und schon jetzt mancher Landbauer kaum einmal des Monats ein Stück Fleisch zu essen hat.

Rechnen wir nun das Stück Rindvieh im Durchschnitt zu 600 Pfund brauchbares Fleisch, so macht dies auf den ganzen Bestand der Herden in Frankreich 4 008 600 000 Pfund.

Wollte man nun von den 33 000 000 Einwohnern Frankreichs nur 24 000 000 eine tägliche Ration von $^1/_3$ Pfund zukommen lassen, so verzehrten diese in einem Jahre 2 920 000 000 Pfund, mithin trotz der Vermehrung in der Zwischenzeit in zwei Jahren alle vorrätigen Rindviehherden. Das folgende Jahr ginge es dann an die Schafe, Ziegen und Geflügel und dann an den Rest, an die Schweine, Pferde, Hunde und Katzen.

Die Statistiker haben berechnet, daß, wenn man alles Fleisch, was heute in Frankreich verbraucht wird, unter alle gleich verteilen wollte, auf jeden täglich nicht ganz ein viertel Pfund käme.

Nun kann man einwenden: Ja! dafür haben aber auch andere Länder desto mehr, die versehen Frankreich mit ihrem Überfluß.

Ganz recht! die Schweiz z. B. schickt viele Herden nach Frankreich; ist das aber ein Beweis, daß sie derselben zuviele hat?

Es gibt Gegenden in der Schweiz, wo Milch und Kartoffeln die einzigen Nahrungsmittel sind. Ich habe in einer Gegend des Kanton Luzern Kinder von sieben Jahren gesehen, die nicht wußten, was Brot ist. Die Mutter derselben hatte seit drei Jahren keines genossen; noch viel weniger kommt diesen Leuten ein Stück Fleisch oder eine Fleischsuppe vor den Mund. Die große Mehrzahl der Feldarbeiter und Weber in den deutschen Kantonen hat nur alle Sonntage einmal Fleisch.

Irland versieht die Märkte Englands mit Fleisch und Getreide, während neun Zehntel der Bewohner größtenteils von Kartoffeln leben.

Die Ausfuhren der Produkte eines Landes beweisen doch also im Geldsystem nicht, daß im Vergleich zur Bevölkerung ein Überfluß derselben vorhanden ist.

Es ist nun nicht gesagt, daß der Mensch, um zu leben und zu arbeiten, durchaus zu seiner Nahrung Fleisch haben müsse: auch haben sich die Müßiggänger und die, welche sich mit unnützen Arbeiten beschäftigen, mehr daran gewöhnt als die, welche ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts verdienen müssen: um so bitterer jedoch würde ersteren der Wechsel sein,

wenn nach einer Sozialrevolution das bewaffnete Volk in Masse für den radikalen Umsturz wäre und jede Progressivmaßregel zurückwiese.

In Deutschland, welches im Verhältnis zur Oberfläche reicher an Vieh ist als Frankreich, nimmt die Zahl des Viehes überall zu, aber nicht in demselben Verhältnis als die Bevölkerung, ja der Verbrauch ist im Durchschnitt sogar noch etwas geringer als in Frankreich, nach der neuesten, im Auftrage der französischen Regierung unternommenen statistischen Untersuchung des Professor Moll zu urteilen.

Seht ihr! solchen Zustand haben uns unsere hoch- und wohlweisen, allergnädigsten und durchlauchtigsten Regierungen herbeigeführt. In allen Ländern geht das Mißverhältnis der Produktion des Notwendigen zur Bevölkerung derselben fürchterlichen Zukunft entgegen, welche um so fürchterlicher sein wird, je entfernter sie ist.

Dann wird die einfältige, böswillig urteilende Dummheit auch wieder, wie gewöhnlich, die künftigen Revolutionäre der Grausamkeit und Tyrannei beschuldigen, wenn diese, um das Übel zu beseitigen, der Gesellschaft eine schmerzhafte Operation machen müssen.

Wenn jetzt irgendwo Überfluß an den nötigen Produkten ist, so ist dies ein Werk des Zufalls, denn die Regierungen tun dafür nichts. Wenn sie eine Regierung der Gemeinschaft wären, statt eine der Vereinzelung, so sagten sie: weil denn doch unsere Chemiker und Ärzte bewiesen haben, daß der Mensch eine gewisse Quantität und Qualität von Nahrungsmitteln zu seiner Erhaltung nötig hat, so muß die Produktion derselben auch mit der steigenden Bevölkerung in ein richtiges Verhältnis gebracht werden: folglich muß auf drei Menschen allemal ein Stück Rindvieh kommen. Dies letztere ist aber nicht der Fall: wir müßten denn unsere gestrengen Herren mit dazu rechnen.

Sollte nun heute die Gemeinschaft in irgend einem Lande allgemein eingeführt werden, so dürften daselbst weder im ersten noch im zweiten Jahre viele Kälber geschlachtet werden, ebenso müßten wir im Genuß der Milch- und Fleischspeisen während dieser Zeit die äußerst mögliche Mäßigkeit beobachten und nur den Arbeitern ihre volle Fleischportion lassen, welche die schwersten Arbeiten verrichten. Dieses Opfer müßte notwendigerweise gebracht werden, um den Viehbestand so

geschwind als möglich zu verdoppeln und ihn in ein richtiges Verhältnis mit der Bevölkerung zu setzen. Ferner müßte man sich entschließen, alle Luxuspferde für den Pflug und den Krieg zu dressieren, kein Wiesenland mehr in Acker verwandeln und überhaupt die größte Sorgfalt auf Ackerbau und Viehzucht verwenden. Außerdem müßte man so viel Vieh und Nahrungsmittel, als nur immer möglich, von den angrenzenden, nicht in Gemeinschaft lebenden Völkern beziehen. Da hätte man nichts weiter zu tun, als diese Gegenstände alle doppelt und vierfach zu bezahlen. Alles aufzutreibende Gold und Silber müßte zu diesem Zweck benutzt werden. Was tut man mit dem Plunder, man kann ihn ja doch nicht essen. Wenn dann die Mächtigen dieser Länder die Zufuhr versperren, dann muß ihnen der fürchterlichste Krieg gemacht werden, der je gemacht wurde, und dazu haben wir die Mittel mehr als andere, in der alten Ordnung lebenden Gesellschaften. In diesem Falle aber können nur unsere Krieger reichlich Fleisch zu essen bekommen. Für diese sind dann während der Dauer des Krieges die besten Weine und das beste Fleisch; die übrigen können ihre Aufopferung an der Mäßigkeit erproben, damit jeder Gelegenheit hat, sein eigenes persönliches Wohl dem Wohl der Gesamtheit der lebenden und künftigen Generationen zum Opfer zu bringen.

Eben aber darum, weil der jetzige Zustand der gesellschaftlichen Verhältnisse die künftigen Gründer der Gemeinschaft zwingt, sogleich beim Antritt der Leitung der Verwaltung eine große Ökonomie einzuführen, weil es nötig wird, daß den ausgearteten Begierden einiger schnell gezügelt werde, ohne daß man dadurch in den Stand gesetzt wird, das augenblickliche Verlangen und die mäßigen Wünsche der Vernünftigen zu befriedigen, eben darum werden die Folgen der Umwälzung um so fürchterlicher sein, je größer das Mißverhältnis zwischen der Bevölkerung und der für den Wohlstand aller Glieder derselben nötigen Produktion ist. Denkt euch den Zustand der zahlreichsten Klassen in allen Ländern so elend, wie in England; denkt euch, eine Sozialrevolution bräche in solchem Zustande aus, würde alsdann das siegreiche Volk sich mit progressiven Maßregeln begnügen? und würden nicht durch einen schnellen, radikalen Umsturz alles Bestehenden die Existenz und das Wohl aller an die alte Ordnung gewöhnten üppigen Reichen stark gefährdet werden?

Je mehr Mangel ihr ins Land schafft, je größer wird eure Entbehrung sein, wenn das Volk nach einer Revolution mit euch dieselben Genüsse verlangt. Versteht man mich nun?

Welche Mittel haben wir nun jetzt, die Sozialreform herbeizuführen? Diese:

Erstens fortzufahren zu lehren und aufzuklären.

Hierzu brauchen wir außer unserm persönlichen Eifer die Freiheit der Presse und die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen. Damit wird geraten.

Zweitens: die schon bestehende Unordnung schnell auf den höchsten Gipfel zu treiben. Hierzu bedarf es der Aufopferung einiger, womöglich hochgestellter Männer, welche von allen Klassen der Gesellschaft als musterhaft und moralisch bekannt sind. Hiermit wird geholfen.

Dieses zweite ist, wenn dem Volke der Geduldsfaden reißt, das letzte und sicherste Mittel.

Wenn trotz allen Vernunftgründen die Regierungen nicht zur Verbesserung der Lage der zahlreichsten und ärmsten Klassen Maßregeln ergreifen, wenn im Gegenteil die Unordnung sich fortwährend steigert: so müssen alle, denen außer der Aufklärung noch der Mut geblieben ist, aufhören, sich gegen diese Unordnung zu stemmen und sie im Gegenteil auf den höchsten Gipfel zu treiben suchen, so daß das arme Volk ein Vergnügen an der steigenden Unordnung findet, wie der Soldat am Krieg und die Bedrücker darunter leiden, wie der Reiche durch den Krieg.

Wenn sie nicht hören wollen, dann müssen sie fühlen; dann darf die von ihnen beschützte Unordnung von uns nicht mehr beschützt werden; dann müssen die üblen Folgen dieser Unordnung, welche wir bisher fast allein tragen mußten, auf sie mit übertragen werden. Dann muß ihnen mit einem Worte ihr System der Unordnung so versalzt werden, daß es ihnen noch mehr zum Ekel wird, als uns die lange Sklaverei.

Wenn dieses zweite Mittel angewandt werden muß, dann haben wir nicht mehr nötig aufzuklären, Systeme aufzustellen und Verbesserungen vorzuschlagen. Wir haben dann nicht mehr nötig zu sagen, was wir wollen, sondern nur allem, was wir nicht wollen, dieses Mittel entgegenzustellen.

Solange aber dieses Mittel anwendbar ist, solange ist dies ein Beweis, daß die Organisation der Gesellschaft nichts

taugt; denn sobald sie für alle gut ist, wird dieses Mittel unwirksam.

Weiter läßt sich darüber nichts sagen.

Die Übergangsperiode in einer zu langsamen Ordnung vorzunehmen, ist nicht ratsam. Wenn man die Gewalt in der Hand hat, muß man der Schlange mit einemmale den Kopf zertreten, d. h. nicht unter den Feinden ein Blutbad anrichten oder ihnen ihre Freiheit rauben, sondern ihnen die Mittel nehmen, uns zu schaden.

Wollte man in der Übergangsperiode den Einfluß der Reichen und Mächtigen nicht vermindern, wollte man ihnen einen Teil ihrer egoistischen Interessen garantieren, so gäbe man dem armen, leidenden Volke ein schlechtes Beispiel der Gerechtigkeit, und welche kargen, unzureichenden Mittel blieben einem alsdann, das Elend des Volkes zu mindern, das ohnehin, selbst auf dem radikalsten Wege, nicht so leicht mit einemmale zu beseitigen ist, weil es sich so tief eingefressen hat. Auf dem radikalsten Wege der Umwälzung selbst könnte man nicht damit anfangen, die natürlichen Begierden der großen Volkshaufen zu befriedigen und so den Rest vollends aufzuzehren, sondern man muß mit demselben eine solche weise Ökonomie halten, daß er sich binnen kurzem verdoppelt, und dann erst kann man die Genüsse vermehren und die Arbeit vermindern; denn selbst die Arbeitszeit kann während der ersten zwei Jahre nicht gleich auf sechs Stunden vermindert werden, weil notwendig wird, allen unbebauten Boden urbar zu machen, sowie die zur Produktion und zum Austausch derselben nötigen Eisenbahnen und Kanäle, sowie Fabriken und Maschinen zu bauen. Außerdem nimmt in solcher Periode auch wahrscheinlicherweise der Krieg eine Menge rüstiger Hände in Anspruch. Wenn es also selbst auf dem radikalsten Wege nicht möglich ist, die Lasten des Volkes in den ersten zwei Jahren viel zu erleichtern oder ihre Genüsse viel zu vermehren, so würde es schlecht stehen, wenn man nebenbei der besiegten Partei der Reichen und Mächtigen Vorrechte garantieren würde; das ist unmöglich! Nun ist aber auch nicht nötig, daß man die an die Üppigkeit und an das Nichtstun gewöhnten Reichen zur Arbeit und Entsagung zwingt, sondern ihr Reichtum muß durch sein allmähliches Zusammenschmelzen sie nach und nach ohne heftigen Stoß an die natürlichen Genüsse der übrigen Gesellschaft gewöhnen.

Alles, was nach einem Umsturz des Bestehenden getan werden kann, um die Opfer der ersten zwei Jahre erträglich zu machen, muß getan werden; mithin muß sogleich bei der Organisation der Arbeit und der Verwaltung die Lebenslage aller derer, welche von der Gesellschaft erhalten werden, gleichgestellt werden, aller, ohne Unterschied der ersten wie der letzten.

Das ist die erste und notwendigste Maßregel und gleichsam die Basis der neuen Organisation.

Der Herzog, welcher das Heer in den Krieg führt, der Diktator, welcher die Arbeiten organisiert, alle müssen in bezug auf ihre Bedürfnisse nicht besser bedacht sein, als der jüngste Tambour oder der Steinklopfer auf der Landstraße. Wenn in Kriegszeiten die Armee alle Fleischrationen für sich allein in Anspruch nimmt, so muß der Diktator ebensogut Fasttag halten, wie alle übrigen Arbeiter. Gibt es des Monats fünfzehn Fasttage für den Bauer und Arbeiter, so gibt es auch fünfzehn Fasttage für die Verwaltungsbehörden und Gelehrten. Dieses Beispiel muß nötigerweise gleich von Anfang an gegeben werden, wenn das Volk die anfänglich nötige Ökonomie mit Geduld ertragen soll.

Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, wenn wir eine möglichst milde Übergangsperiode wollen. Jetzt ist die Heilung des gesellschaftlichen Übels schon ohne die Anwendung verschiedener periodischer Übel und die dadurch bewirkte passive Vergrößerung der Unordnung nicht möglich; aber in fünfzig bis hundert Jahren wird das noch fürchterlicher werden.

Sagen wir darum nicht, die Menschheit ist noch nicht reif dazu. Sie ist zu allem fähig, was geeignet ist, das Messer abzuwenden, das ihr das Elend an die Kehle setzt. Was braucht es dazu einer langen schulmeisterischen Aufklärung! Das wird doch wohl jeder einsehen, daß ein System der Freiheit für alle besser ist, als eines der Sklaverei!

Wenn man den Armen auf die aufgespeicherte Produktion aufmerksam macht und ihm sagt: arbeite, dann aber nimm! so wird er doch wohl verstehen, daß etwas besser ist als nichts.

Der Dümmste ist nicht so dumm, ein dargebotenes Interesse zurückzuweisen. Unser Prinzip aber ist das Interesse der zahlreichsten und ärmsten Klassen. Darum kann es uns nicht fehlen, wenn wir die Gelegenheiten zu benutzen verstehen, welche uns das System der Unordnung von Zeit zu Zeit bietet, um Gift mit Gegengift zu vertreiben.

Den Krieg gegen die Personen oder die blutige Revolution lassen wir die Politiker machen; den Krieg gegen das Eigentum oder die geistige Revolution müssen wir machen.

In den Zeiten der Ruhe laßt uns lehren, und in den Zeiten des Sturmes handeln.

Sobald er daher braust, ist keine kostbare Zeit mit nutzlosen Deklamationen zu verlieren, wie damals auf Hambach: sondern rasch, wie der Blitz, muß gehandelt werden, rasch, wie dieser, muß Schlag auf Schlag geführt werden, solange das Volk unter dem Eindruck des ersten Enthusiasmus lebt.

Und nicht herumgesucht darf da werden nach einem Führer, und nicht lange gemäkelt darf da werden bei der Wahl eines Führers. Wer der erste aufsteht, wer der erste vorangeht, wer am tapfersten aushält und dabei *seine Lebenslage gleichstellt mit der aller übrigen*, ist Führer.

Und keine Waffenstillstände, keine Unterhandlungen mit den Feinden dürfen eingegangen, keinem Versprechen derselben getraut werden. Sobald sie den Kampf hervorrufen, müssen sie nicht anders betrachtet werden als unvernünftige Tiere, die unfähig sind, eine vernünftige Sprache zu verstehen.

Dies sind die Verhaltungsregeln für die Zeiten einer allgemeinen Bewegung; für die Zeiten, in welchen man uns wieder zu revolutionären Werkzeugen gebrauchen will, um mit *unserer Hilfe* die *Personen* zu wechseln, die uns regieren.

Jede Bewegung aber, die von Anfang an gleich das Streben der Verwirklichung unseres Prinzips kundgibt, mit einem Worte, jede soziale Revolution, wird anders anfangen, als alle bisherigen Revolutionen. Man wird sich darin nicht vor die Kanonen wälzen, wo der Feind am stärksten ist, auch nicht durch den Mord einzelner Tyrannen zum Ziele zu gelangen suchen. Dieses sind unsichere und oft sogar schädliche Mittel, mit welchen man den Feinden in die Hände arbeitet. Hat einmal das arme Volk das Joch satt und will es damit enden, so soll es nicht den *Personen* den Krieg machen, sondern dem *Eigentum*. Das ist die schwächste Seite unserer Feinde.

Sollten wider Vermuten die Gewaltigen, um der Verwirklichung unseres Prinzips entgegenzuarbeiten, uns in eine Zuchthausgemeinschaft sperren wollen, sollten sie die Assoziation der Arbeiten und Genüsse so zu ihrem eigenen und der Reichen Vorteil benutzen wollen, wie sie die Gewerbefreiheit dazu

benutzt haben und noch dazu benutzen, so müssen unsere Philosophen den fürchterlichen Brander loslassen, der alsdann nur allein geeignet ist, die Pläne unserer Feinde wirksam zu vereiteln. Dann muß eine Moral gepredigt werden, die noch niemand zu predigen wagte, und die jede Regierung des Eigennutzes unmöglich macht; eine Moral, welche das blutige Schlachtfeld in den Straßen, in welchem das Volk doch immer den kürzeren zieht, in einen fortwährenden Guerillakrieg verwandelt, der alle Spekulation der Reichen auf den Schweiß des Armen zunichte macht, und welchen die Macht der Soldaten, Gendarmen und Polizeidiener nicht zu dämpfen imstande ist; eine Moral, welche uns ganze Legionen Streiter zuführen wird, deren Mitwirkung wir jetzt noch verabscheuen; eine Moral, welche unseren Gegnern keinen anderen Rettungsbalken läßt, als den unseres Prinzips; eine Moral, welche die Auflösung und Niederlage der Herrschaft der persönlichen Interessen mit sich führen wird.

Diese Moral aber kann nur unter den in unseren großen Städten wimmelnden und in das grenzenloseste Elend hinausgestürzten, der Verzweiflung preisgegebenen Massen wirksam gelehrt werden. Das Wort einmal ausgesprochen, so ist das Signal zur neuen Taktik gegeben, der unsere Feinde nun und nimmermehr gewachsen sein werden.

Drückt man uns bis auf diese Feder, so ist es unsere Pflicht, sie springen zu lassen und sollte eine 20jährige fürchterliche Unordnung daraus entstehen. Jeder hilft sich wie er kann. Diese neue Moral, von der übrigens Christus sogar ein Beispiel gegeben, wird aber ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen.

Weiter läßt sich auch hierüber nichts sagen.

Wenn es auf fromme Wünsche ankäme, so wünschte ich natürlich auch, daß alles mit der Zeit auf einem ruhigen und vernünftigen Wege vor sich gehe. Die Regierung, der das Wohl des Volkes aufrichtig am Herzen liegt, wird doch also schon jetzt durch kluge Maßregeln die Produktion der Nahrungsmittel des Menschen, Fleisch, Brot und Gemüse, in ein richtiges Verhältnis mit der immer steigenden Bevölkerung zu bringen suchen: so daß binnen einer gegebenen Zeit die Möglichkeit eintritt, daß jeder erwachsene Mensch wenigstens so genährt, logiert und gekleidet sein kann als der Soldat. Sobald eine Regierung diesem Zweck entgegenarbeitet und

ihn erreicht, dann fällt freilich das erschreckliche Bild der wilden, grauenvollen Umwälzung weg; dann könnte man wirklich hoffen, die Verleugnung der selbstsüchtigen, persönlichen Interessen auf dem Wege der Überzeugung zu erreichen. Die Freude werden wir aber wohl schwerlich haben, der Beweis davon ist, daß, wenn die meisten der jetzigen Gelehrten über die Schrecken des sich immer mehrenden Elends nachdenken, so finden sie freilich auch, daß zwischen der Menschenzahl und der zu ihrer Erhaltung nötigen Viehherden und Früchte ein steigendes Mißverhältnis stattfindet; allein sie suchen weniger die Mittel auf, welche geeignet sind, den Viehstand und die Produktion zu vermehren, sondern sie beratschlagen mehr darüber, wie der zu starken Vermehrung der Menschen zu steuern sei. Und wenn denn ja auch mitunter jemand mit einem gutgemeinten Vorschlag ans Licht tritt, so ist derselbe doch immer so gering in seinen Wirkungen, daß er ans Lächerliche grenzt.

Einige schlugen vor, die Regierung solle die Salzsteuer herabsetzen, damit die Zubereitung des Futters dem Bauer nicht so teuer zu stehen komme; andere schlugen vor, man solle dem Ackerbau mehr Kapitalien zuwenden, damit derselbe in den Stand gesetzt werde, die Viehzucht immer mehr zu vervollkommnen und zu erweitern. Das sind alles unzureichende, nichts bewirkende Mittel; denn wenn auch dadurch wirklich — was doch nie der Fall sein wird — die Rindvieh- und andere Herden Frankreichs verdoppelt und verdreifacht würden, so daß man künftig unter 25 Millionen erwachsenen Einwohnern jedem im Durchschnitt täglich ein halbes Pfund Fleisch zukommen lassen könnte, so würde es sich im jetzigen System der Vereinzelung und der Selbstsucht dennoch treffen, daß trotzdem viele leer ausgehen. Es dürften nur 2 Millionen, weil sie im Stande sind es zu bezahlen, jeder täglich 2 Pfund Fleisch verzehren und 4 andere Millionen jeder täglich 1 Pfund, so hätten sie zusammen die Rationen von 10 anderen Millionen mitverzehrt. So lange die Arbeit nicht organisiert und die natürliche Gleichheit aller nicht anerkannt ist, sind alle sogenannten Verbesserungen nichts als eine lächerliche, trughafte Komödie.

Wenn eine Regierung aufrichtig hierin das Gute wollte, so müßte sie aus dem Viehhandel und dem Fleischerhandwerk ein Monopol machen, so wie das jetzt schon mit dem Postwesen und dem Tabaksbau der Fall ist, und dann jedem

Menschen im Lande um eine seinem Verdienste angemessene Summe seinen jährlichen Fleischbedarf gegen eine seinem Verdienst entsprechende Vermögenssteuer sichern. Dies aber können sie wieder nicht ohne eine edle Selbstverleugnung der bisherigen persönlichen Interessen. Ein Monopol würden sie nun wohl freilich daraus machen, wie aus dem Tabak, wenn sie nicht die daraus beim ersten Anlaß unstreitig hervorgehende Revolution befürchteten; denn wenn die Regierung und die Beamten den Fleischhandel unter ihren Händen hätten, so würde das Volk wohl mit weniger Entsagung und Geduld sich den schlappen Magensack voller Kartoffeln pumpen, am wenigsten, wenn es die feisten Braten auf den Tafeln seiner Fleischkrämer und Beamten dampfen sähe. Darum eben getraut man sich noch nicht ein Monopol aus dem Fleisch und dem Brot zu machen. Teilen will man mit uns nicht und will doch auch den Schein der Hartherzigkeit und Völlerei vermeiden, darum läßt man es eben so gehen wie es jetzt geht, indem man hofft, daß uns das immer zunehmende Elend so zahm machen und vermindern werde, daß wir zuletzt weniger zu fürchten sind, als die Pferde.

Wir brauchen also eine Übergangsperiode, sei es nun welche es sei, nur eine lustige, kräftige.

Die wünschenswerteste Übergangsperiode wäre nun freilich die, daß einmal durch die Umwälzung irgend eines Staates irgend ein Mann an das Ruder der Verwaltung käme, der unserm Prinzip mit größter Liebe ergeben ist, der sein Glück, seine Ehre und sein Leben in die Verwirklichung desselben sucht. Aber ein solcher Mann wird kommen und die Zertrümmerung der alten sowie die Organisation der neuen Ordnung leiten; und dieses wird ein zweiter Messias sein, größer als der erste.

Verstehe man mich nun recht! Die Revolution einmal gemacht und eine Regierung in unserm Sinne eingesetzt, d. h. Männer an die Spitze gestellt, die vom Antritte ihres Amtes an so eine einfache Lebensweise führen, als nur immer der Geringste im Volke, so ist es gar nicht notwendig, den Reichen und Mächtigen, die unsere Feinde waren, auf eine gewaltsame Weise Leben, Güter und Freiheit zu entziehen. Nein! dies wäre im Gegenteil ein großer Fehler der neuen Regierung, weil sie dadurch manches Vorurteil gegen sich aufregen würde.

Die ersten Maßregeln, die eine revolutionäre Regierung gleich nach dem Umsturz der alten Gewalt zu ergreifen hätte, könnten nun freilich nach den verschiedenen Umständen, bei den verschiedenen Meinungen, Völkern und Personen sehr verschiedener Art sein.

Meiner Privatmeinung nach wäre nun folgendes notwendig:

1. Alle schmutzigen, zerrissenen Lumpen, alle verfaulten und zerbrochenen Möbel, alle stinkigen, verfallenen Wohnungen werden verbrannt und zerstört, und die Armen einstweilen in die öffentlichen Gebäude oder bei den Reichen einquartiert, desgleichen vom Überfluß der vorrätigen, neuen Kleider gekleidet.

2. Alle Schuldscheine, Schuldverschreibungen und Wechsel werden in den Geschäften des Verwaltungspersonals für null und nichtig erklärt, desgleichen alle Erb- und Adelsrechte.

3. Die Organisation der Arbeit beginnt durch die Wahlen in jedem Geschäftszweige. Jeder in die höchste Spitze der Verwaltung Gewählte muß alle seine Güter und sein Vermögen in die Gemeinschaft der Verwaltung geben, wo nicht, von der Wahl abstehen.

4. Alle Glieder der Verwaltungsbehörden, der Armee, sowie überhaupt aller, welche der Staat erhält, leben miteinander in Gemeinschaft; mithin ist aller Unterschied von arm und reich, von gering und vornehm unter den höchsten Staatsmännern und Offizieren sowie den geringsten Angestellten oder Soldaten für immer aufgehoben.

5. Für alles vorrätige Gold und Silber werden Aufkäufe von Nahrungsmitteln und Kriegsbedarf im Auslande gemacht. Für den Verkehr der Verwaltung mit dem Innern ist der Gebrauch des Geldes abgeschafft. Die Steuern werden in rohen Naturprodukten eingeliefert; kein Angestellter wird besoldet, und die Armee nur in Feindesland, und da zwar erhält einer soviel wie der andere, General wie Gemeiner alle die gleiche Löhnung.

6. Die Güter aller Auswanderer werden konfisziert und die Verkäufe anulliert, desgleichen jeder Acker, welcher unbenutzt liegen bleibt, wenn es erwiesen ist, daß er bebaut werden kann.

7. Alle Staats- und Kirchengüter werden eingezogen zum besten der Gemeinschaft, und kein Geistlicher mehr vom Staat besoldet, sei er Jude, Heide, Christ oder Türke. Die Gemeinde, welche einen braucht, soll ihn auf ihre Kosten ernähren.

8. Wollen dieselben jedoch ein Amt in der Verwaltung übernehmen, und mit derselben in Gemeinschaft leben, so fällt die letztere Bestimmung weg.

9. Jeder, der verlangt in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden, kann und muß darin unter den gleichen Bedingungen aufgenommen werden als alle übrigen.

10. Unter denselben Bedingungen wird jeder darin aufgenommen, der nicht mehr zur Arbeit fähig ist.

11. Nächst dem Ackerbau und der Armee muß die Verwaltung ihre größte Tätigkeit auf die Vermehrung und Verbesserung der Schulen richten.

12. In jedem Dorf, jeder Stadt und in jedem Distrikt, wo drei Viertel der Einwohner dafür stimmen, ihre Güter in Gemeinschaft zu geben, muß sich das letzte Viertel fügen.

13. Der religiöse Unterricht in den Schulen muß allgemein sein, er darf sich weder zum Katholizismus noch zum Protestantismus noch sonst einer der vielen christlichen Sekten hinneigen. Alle religiöse Sektiererei wird aus den Schulen, sowie überhaupt aus allen von Kindern besuchten Lehranstalten verbannt.

14. Die Gesetze sind für alle in Gemeinschaft lebenden, nicht zur Kriegsarmee gehörenden Individuen abgeschafft. Bei der Kriegsarmee, und in den Gegenden, welche der Krieg heimsucht, werden sie teilweise, bei allen übrigen ganz beibehalten.

15. Auf die Dauer des Krieges wird jeder von den Ärzten für unheilbar erklärte Begierdekranke vor seiner Verbannung zur Armee geliefert. Dies geschieht in solcher Periode mit allen Begierdekranken, wenn die Anzahl derselben während einer kriegerischen Übergangsperiode zu stark überhand nimmt.

Durch ähnliche Maßregeln kommt alles übrige wie von selbst. Alle werden sich den nötigen Aufopferungen während der Zeit der Übergangsperiode mit Liebe unterziehen, wenn das Verwaltungspersonal darin mit einem guten Beispiele vorangeht. Dieses aber könnte seines persönlichen Interesses wegen keine Ausnahme von der allgemeinen Ordnung machen, ohne daß es dadurch das mühsam aufgeführte Werk selbst wieder vernichtete. Überhaupt ist dies ein Beweis großer Unkenntnis des Menschen, wenn man glaubt, der Mann, der das Prinzip der Gleichheit unter Gefahren gelehrt und praktiziert

hat, sei nach der Verwirklichung desselben fähig, sein persönliches Interesse darin zu suchen. Die Politiker haben dies freilich nach jeder Revolution so machen können: man hatte ihnen aber auch bisher noch nicht die Gleichheit aller und die Entsagung ihrer Habsucht zur Bedingung gemacht.

Durch die Maßregel, alle Arbeitslose, und überhaupt alle die es verlangen, in die Gemeinschaft aufzunehmen, verliert das Geldsystem alle Mittel des Fortbestehens. Schon dadurch, daß die Regierung kein Geld für ihre inneren Angelegenheiten mehr braucht, verliert dasselbe einen bedeutenden Wirkungskreis; dann auch dadurch, daß die Verwaltung alle unter ihrer Leitung stehenden Arbeiten von den Mitgliedern der Gemeinschaft verrichten läßt.

Jeder, der in der alten Gesellschaft keine Arbeit hat oder schlecht bezahlt ist, wird sich gern der Gemeinschaft anschließen, wo er besser gekleidet und genährt wird, weniger zu arbeiten braucht, mit seiner Familie für immer aller Sorge enthoben ist, und wo ihm alle Vergnügungen, als Spazierfahrten, Theater, Bälle, Konzerte u. dergl. in den Erholungsstunden zu Gebote stehen. Dadurch sind nun alle die, welche im alten System fortleben, genötigt, wenn sie Arbeiter brauchen, den Lohn derselben zu erhöhen, und sich selbst auch angemessener zahlen zu lassen, wo das nicht schon stattfand. Dies aber können sie nicht, am wenigsten auf lange Zeit, und um so weniger als die Verwaltung sowie die ganze Gemeinschaft nichts von ihren Sachen kauft. Sie sind also, wenn sie nicht sehr reich sind, gleichsam gezwungen, sich in kurzem der Gemeinschaft anzuschließen, oder ihr Geld zu nehmen und auszuwandern. Den Blödsichtigen würde dadurch ihr Interesse klar werden, und die hartnäckigsten Gegner würde man auf eine friedfertige Weise los.

Die Maßregel, daß die Verwaltung jeden unbebaut bleibenden Acker konfisziert, soll dazu dienen, dem Mangel vorzubeugen, der daraus entstehen könnte, wenn einige Landeigentümer, weil sie keine Arbeiter um einen Spottpreis mehr bekommen können, vorziehen würden, ihn unbebaut liegen zu lassen. Dadurch wird jedem Nachteil, welcher für die Gesellschaft aus der Umwälzung der Dinge entstehen könnte, vorgebeugt.

Dadurch, daß man jeden einzelnen seinen Pfaffen direkt selbst erhalten läßt — die Männer des Geldsystems nach ihrer beliebigen Weise und die Gemeinschafter durch Kommerz-

stunden, wenn nämlich der ihrige sich der Gemeinschaft nicht anschließen will — dadurch, sage ich, merkt sich ein jeder besser, wieviel ihm das Jahr hindurch derselbe kostet. Wer selber keinen braucht, hat dann auch nicht nötig für einen zu arbeiten. Die Bigotterie und das Vorurteil werden auf diese Weise durch das persönliche Interesse beschnitten, die verschiedenen Religionen werden vom schmutzigen Interesse der Priester gereinigt und veredelt, und mit diesen Interessen fallen auch nach und nach die religiösen Streitigkeiten und Gehässigkeiten weg. Die verschiedenen Geistlichen werden sich bestreben, nach und nach ein tätiges, uneigennütziges Leben zu führen; viele werden mit ihrer Hände Arbeit ihr Leben verdienen und sich ein Vergnügen daraus machen, Sonntags dem versammelten Volke zu predigen, was im Zustande der Gemeinschaft recht gut sein kann, weil alsdann jedermann mehr Zeit und Mittel dazu haben wird als jetzt. Dieses scheint mir die beste Methode zu sein, um allen Religionsparteien den Geist der Duldsamkeit und Friedfertigkeit einzuflößen; der bigotteste Tropf wird dadurch nach und nach zur Einsicht gelangen.

Wenn unsere Pfaffen genötigt wären, alle Wochen oder Monate zum Bauer ins Haus zu gehen und sich von jedem seinen Teil Gehalt zu fordern, so würde es bald aus sein mit der heiligen Muckerei, und man würde bald begreifen, daß das Pfaffengeschäft ja eigentlich jeder gebildete Bauer übernehmen kann, wenn er dazu Zeit und Lust hat. Das wäre übrigens nicht das erstemal.

Um die Religionsparteien zu einen, muß man sich auf *keine* ausschließlich stützen, *keine* besonders angreifen; denn eine jede hat ihre Mängel. Wenn sie sich auch nicht vereinen, so macht das auch nichts; ich glaube sogar, sie werden sich niemals vereinen. Es wird immerfort mehrere religiöse und philosophische Meinungen geben, und das ist auch schön, das gibt eine Abwechselung, eine Schattierung in der Gesellschaft, die unterhaltend ist. *Nur muß man das persönliche Interesse davon trennen, und keine Meinung, keine Religion zur Staatsmeinung oder Staatsreligion machen*, eben darum, weil in den philosophischen und religiösen Meinungen immer Widersprüche stattfinden, die mit der Einheit und Harmonie des Ganzen unverträglich sind, sobald die eine oder die andere religiöse oder philosophische Meinung die Leitung des Staatsruders usurpiert. Nur wenn

sie zum Fortschritt gehören, können die verschiedenen Meinungen einen Einfluß auf die Leitung des Ganzen ausüben. Dazu ist aber notwendig, daß diese Meinungen von den Männern des Fortschrittes als nützlich anerkannt und geprüft worden sind, daß sich solche Meinungen und Ideen verkörpern lassen, und daß dieselben in ihrer Verkörperung eine Wohltat für die Gesellschaft werden.

Nur der Fortschritt kann das leitende, unveränderliche Gesetz der Menschheit sein, alle anderen sind ihm untergeordnet und verändern sich mit ihm, können aber kein besonderes Gesetz bilden, eben darum weil sie nichts Bleibendes, Beständiges sind.

In den Schulen sollte darum auch die Religion nur so allgemein gelehrt werden, daß sie alle die verschiedenen religiösen Parteien befriedigt; keine Religion darf da ausschließlich hervorgehoben werden. Erstens verstehen die Kinder von diesem Sektenkram nichts und finden ihn anstößig, weil er sich mit dem reinen Prinzip nicht verträgt, und dann ist derselbe auch der Harmonie des Ganzen schädlich, wenn er auf eine einseitige Weise der Jugend eingeprägt wird. Ich kann das Beispiel davon an mir abnehmen; das kostet jahrelange Mühe bis man die Dummheiten und den eingetrichterten Unsinn wieder aus dem Kopf los wird. Alle Proselytenmacherei, alles Sektenwesen muß daher aus den Schulen verbannt werden, der Staat darf dieselben darin weder erlauben noch befördern. Wer Proselyten und Sekten machen will, hat dazu die völlige Freiheit bei den Erwachsenen, deren Verstand durch eine gute Erziehung gereift ist. Bei Kindern ist dies noch nicht der Fall, darum soll man ihnen auch den jungen Verstand nicht durch Spiegelfechtereien der Phantasie erhitzen. Wenn an der Meinung eines Menschen irgend etwas Wahres und Gutes ist, so können das doch jedenfalls die Erwachsenen besser beurteilen als die Kinder.

Solche oder ähnliche Maßregeln würden die neue Ordnung der Gesellschaft ohne grausame Zwangsmittel in Zeit von drei Jahren allgemein machen und sie vor jedem Rückfall sicher stellen; denn ungefähr bis zu dieser Zeit wären alle Spuren der früheren Eigentumsgrenzen verschwunden und somit der Rückfall unmöglich gemacht.

Dadurch, daß das Geldsystem den Wert verliert, verlieren auch die Geldmänner die Mittel, sich Anhänger zu verschaffen,

um dem Prinzip entgegenzuarbeiten; außerdem vermehrt sich das Interesse für die Gemeinschaft immer mehr und mehr durch das Zuströmen der arbeitenden Volksklassen zu derselben. Ferner wird durch die eingeführte Abstimmung von $^3/_4$ der Bevölkerung der verschiedenen Ortschaften, überall, wo eine solche Mehrheit dafür ist, die Gemeinschaft schnell eingeführt werden. Die Grenzen, Hecken, Zäune, Mauern, Gräben usw., die das Eigentum der einen von dem der anderen trennen, verschwinden nach und nach. Ebenso wird durch die angeführten Maßregeln das vereinzelte Vieh in immer größere Herden vereinigt und auf wiesenreiche Gegenden getrieben. Anstatt der Menge kleiner, schlechter Ställe werden große, geräumige gebaut und die Vorräte, Nahrungsmittel und Getränke in großen Magazinen und Kellern aufbewahrt: sodaß niemand mehr sein voriges, vereinzeltes Eigentum herausfinden kann, selbst wenn in dieser oder jener Stadt durch fremde, feindliche Hülfe eine Rückwirkung möglich wäre.

Wenn in solchem Falle der frühere Eigentümer sagte: mir hat so und so viel Vieh gehört; bis hier- oder dorthin hat sich mein Acker erstreckt, so würde ihm das von den übrigen bestritten werden: weil jeder befürchtete, bei einer Zurückführung der Dinge auf den alten Fuß zu kurz zu kommen.

Bedenke man noch, welche kräftige Mittel die Verwaltung hätte, überall, wo sie es für nötig hielte, die Mehrheit von $^3/_4$ zusammenzubringen. Wo es daran fehlte, dürfte sie nur einige hundert oder tausend ihrer Gemeinschafter sich ansiedeln lassen, so wäre die Stimmenmehrheit gesichert. Das aber könnten die Geldmänner nicht, denn das kostete ihnen zu bedeutende Opfer.

Übrigens wer zwingt denn die Verwaltung, die Mehrheit von $^3/_4$ anzunehmen? sie könnte es ja auch durch die einfache, absolute Mehrheit bewerkstelligen. Man wird hoffentlich nicht einwenden, daß nicht alle die Fähigkeiten hätten, über ihre physischen Bedürfnisse abzustimmen. Freilich hat die ein jeder; dazu ist keine geistige Ausbildung nötig.

Könnte man heute über die Gemeinschaft abstimmen lassen, so wäre trotz der Vorurteile und der Unwissenheit der Massen eine überwiegende Mehrheit gar nicht zweifelhaft; es käme nur darauf an, wie der Vorschlag dazu abgefaßt worden wäre.

Da der Krieg ein unvermeidliches Übel der Übergangsperiode ist, da, um ihm entgegen zu wirken, es jetzt noch kein anderes, kräftigeres Mittel gibt als den Krieg: so wird es

nötig, dieses Übel so wirksam als möglich gegen unsere Feinde anzuwenden, wenn sie es hervorrufen. Folglich darf keine der einzuführenden Reformen diesem Übel die Kraft nehmen, so lange es als Gegengift dienen muß.

Die Disziplin muß also auf die Dauer der Übergangsperiode beibehalten werden; ebenso überall, wo der Krieg wütet, ein Teil der alten Gesetze.

Alle Individuen, welche sich der neuen gesetzlosen Ordnung nicht anschließen, werden nach den Gesetzen der alten Ordnung regiert.

Diejenigen, welche sich der neuen Ordnung freiwillig anschließen, derselben aber durch die Schrankenlosigkeit ihrer in der alten Gesellschaft verwöhnten Begierden schädlich werden, werden von den Gesundheitskommissionen auf die Dauer der Übergangsperiode nach dem Kriegsschauplatz und in den Bereich der Kriegsgesetze versetzt.

Diese Maßregeln werden dazu dienen, das Übel des Krieges recht wirksam als Gegengift gegen den Krieg und gegen die alte, sogenannte Ordnung anwenden zu können.

Haben wir einmal Männer am Ruder irgend einer Regierung, welche die Verwirklichung unsers Prinzips wollen, dann ist unsere Partie ohne die Greuel einer blutigen Revolution gewonnen. Wem dann die neue Ordnung der Dinge nicht zusagt, der kann seinen Mammon nehmen und gehen und Gott danken, daß die gereizte Generation kein Vergeltungsrecht an ihm übt. Bestehlen wird sie sich freilich nicht mehr lassen. Das ist schon zu viel, daß man ihnen den Überfluß bis zu ihrem Tode läßt.

Aber wie werden wir nun eine solche Verwaltung bekommen?

Wahrscheinlich durch eine der nächsten und größten revolutionären Bewegungen Europas.

Erwarten wir vertrauensvoll den letzten Sturm! Schlägt dieser für uns fehl, dann laßt uns zu unserem letzten Mittel greifen!

Der Mensch liebt im allgemeinen die Veränderung, die Bewegung, den Fortschritt; nichts ist ihm unausstehlicher als ein ihm aufgedrungenes, ewiges, fades Einerlei, diesem sucht er aus allen Kräften zu widerstreben. Darum wird es auch immer Revolutionen geben: hervorgerufen entweder durch die rohe, physische oder die geistige Gewalt, oder durch alle beide.

Noch hat der Degen der Feder nicht vollkommen den Platz geräumt; aber es kommt eine Zeit, in welcher dies der Fall sein wird. Dann werden die Revolutionen nicht mehr blutig sein.

Jetzt stehen wir am Scheidewege. Die Revolutionen, die wir zu erwarten haben, sind gemischter Art; die physische und geistige Gewalt werden sie zusammen auskämpfen. Beide können nur durch die Interessen, die sie aufregen, sich geltend machen; darum eben haben wir die größte Aussicht auf Erfolg: weil nichts der Gesellschaft mehr Vorteile und mehr Interesse bieten kann als unser Prinzip.

Nun suchen aber alle Revolutionäre folgende Frage genau zu erforschen: Auf welche Weise kann es uns gelingen, die Volksmassen für dieses oder jenes Projekt zu gewinnen? —

Wenn wir nun wacker jede Gelegenheit benutzen, für unser Prinzip zu wirken, so wird es sich herausstellen, daß der künftige Revolutionär kein anderes Banner mehr mit Erfolg aufstecken kann als das unserige; und dann wird jeder Revolutionsversuch für unser Prinzip sein, bis zu dessen endlicher Verwirklichung.

Wir haben also jetzt nichts weiter zu tun, als den Eifer für unser Prinzip beständig wach zu erhalten; alles andere wird sich von selbst finden. Diskutieren wir überall laut und öffentlich dieses Prinzip und lassen wir uns dies von niemandem verbieten, weder von rohen Dummköpfen noch von hochgestellten Tyrannen, dann wird die Zeit und Gelegenheit zur Verwirklichung desselben nicht ausbleiben.

Einige Philister-Politiker meinen: man müsse vorher einen Zustand der Ungleichheit erringen, den sie Republik nennen, man müsse eine politische Revolution machen, d. h. die Personen in der Regierung wechseln, zum Vorteil der Gelehrten- und Geldaristokratie die Fürsten und den Adel stürzen. Hierauf entgegne ich: Wenn wir einmal Opfer bringen müssen, so ist es am ratsamsten, sie für das zu bringen, was uns und der Gesellschaft das Notwendigste ist. Wir, das Volk, müssen ja ohnehin immer das Bad ausgießen; wozu denn also einigen andern in die Hände arbeiten? Wenn diese einmal haben, was sie wollen, dann weisen sie uns über dem Raube ebenso die Zähne wie die heutigen Raubtiere. Trennen wir das Interesse keiner Partei von dem Interesse aller; wer aber dies nicht will, wer das, was er will, nicht für alle will, der soll auch nicht von uns unterstützt werden. Jetzt sind auch die Geldmänner und Gelehrten mit der bestehenden Ordnung un-

zufrieden; hüten wir uns darum, sie zufrieden zu stellen, so lange wir Ursache haben, unzufrieden zu sein. Je größer und je einflußreicher die Zahl der Unzufriedenen ist, um so sicherer ist der Erfolg einer aus solchem Zustande hervorgehenden Bewegung.

Eine politische Revolution ist für uns Deutsche viel schwieriger zu machen als eine soziale, weil wir die Vorurteile der Religionsverschiedenheiten und die noch immer wirksame Antipathie der deutschen Völker unter sich nur durch großartige, die Welt in Erstaunen setzende Begebenheiten und ganz besonders durch materielle Vorteile, welche man den zahlreichsten und ärmsten Klassen augenblicklich gewährt, verwischen können. Jede Revolution, die dies bewerkstelligt, ist eine soziale Revolution. Die von den Politikern bezweckte deutsche Einheit ist durch eine Sozialrevolution am möglichsten.

Der heutige deutsche Bauer ist mit Phrasen so leicht nicht zu begeistern. Für eine Bratwurst opfert der, wenns darauf ankommt, soviel als für seinen Fürsten und für die Republik. Er weiß kaum, was das ist, eine Republik. Wenn ich ihm aber sage: du sollst künftig so gut leben wie deine Vorgesetzten, und wenn er sieht, daß dem auch wirklich so ist, mit einem Worte, wenn er sieht, daß es sich um sein Interesse handelt, ist er für die Bewegung zu gewinnen.

Mit dem Interesse allein können wir die Volksmassen gewinnen; warten wollen, bis alle gehörig aufgeklärt sind, wie man gewöhnlich vorschiebt, das hieße die Sache ganz aufgeben: denn nie wird ein Volk in seiner Gesamtheit sich einer gleichen Aufklärung erfreuen, am wenigsten, so lange die Ungleichheit und der Kampf der persönlichen Interessen in der Gesellschaft fortbestehen. Erst müssen sich diese in das allgemeine Interesse verschmelzen, dann erst wird die Aufklärung allgemeiner werden können. So lange die Mittel zur Aufklärung (Sorglosigkeit, Lebensunterhalt, Zeit und Gelegenheit) ungleich verteilt sind, ist auch die allgemeine Aufklärung nicht möglich.

Der Umsturz des Bestehenden könnte wohl auch durch einen Monarchen vor sich gehen. Freilich ist dieses eine zweifelhafte, aber keineswegs unmögliche Sache. Nun, er mag ausgehen, von wo er will, vom Thron oder aus der Hütte, wenn er nebst Krone und Zepter die Vorurteile und das besondere Interesse des Egoismus in den Staub wirft, soll uns der wackere Kämpfer bis zur völligen Organisation der Gesellschaft ein willkommener Diktator sein.

Einige werden es tadeln, daß ich die Verwirklichung des Besseren durch einen gewaltsamen Umsturz hoffe. Diesen da muß ich entgegnen, daß ich die Sachen so nehme wie sie sind und überhaupt nicht gewohnt bin, eine falsche Meinung zu erheucheln. Trägt doch alles Bestehende den Keim und die Nahrung der Revolutionen in sich; das alte System lebt und webt nur in Revolution und Krieg. Nicht unser Prinzip ist es, welches die Unordnung hervorruft und begünstigt, sondern das Bestehende. Wir wollen nur diese Unordnung, wenn sie zu einem gewaltsamen Umsturz aufgährt, dazu benutzen, diese Lage der Dinge aufhören zu machen. Jetzt schon im tiefsten Frieden, wie man es nennt, zeigt uns das Bild des jetzigen gesellschaftlichen Zustandes nichts als Unordnung, Feindseligkeiten, Revolution und Krieg. Die jetzigen stehenden Heere, die Waffenfabriken und Anhäufungen von Kriegsbedarf, die Polizeimaßregeln, die Gesetze und Strafen, die zahlreichen Verbrechen, die gefüllten Gefängnisse, deuten und zeugen sie nicht alle vom Zustande des Krieges, der Revolution und der Unordnung? Vom Frieden zeugen sie doch wohl auf keinen Fall. Und sind wir es denn, welche alle diese Greuel hervorrufen? Bestanden sie nicht schon lange vor der Verbreitung unseres Prinzips, dienten sie nicht fast immer dazu, jede Meinung zu unterdrücken, welche nicht die derer war, welche die Gewalt besitzen? Was Wunder also, wenn wir unter solchen Umständen nicht den Ausbruch einer gewaltsamen Katastrophe voraussehen sollten. Eine Pflichtvergessenheit wäre es von unserer Seite, wenn wir uns nicht bemühten, derselben, wenn sie ausbricht, eine dem Wohle des Ganzen heilsame Richtung zu geben.

Wenn wir nun aber mit dem, was wir wollen, nackt hervortreten, ohne die Sachen zu bemänteln, kann man uns daraus ein Verbrechen machen?

Alles das, was wir wollen, wollen wir es nicht für alle ohne Unterschied, für die Armen wie für die Reichen, für die Freunde wie für die Feinde?

Tun wir den Reichen und Mächtigen unrecht, wenn wir sie zwingen wollen, uns auch leben zu lassen; uns, deren Arbeit sie und ihre Vorfahren ihren Reichtum verdanken? Wir muten ihnen gar nicht einmal zu, ihrem verweichlichten Leben zugunsten der Gesellschaft zu entsagen; sie sollen darin fortleben bis zu ihrem Tode, weil ihnen ein zu greller Wechsel der

Lebensverhältnisse doch nicht möglich wäre, ohne sich unglücklich zu fühlen. Unglücklich aber soll niemand sein, darum wollen wir ihnen gern bei Lebzeiten das lassen, was ihnen zur zweiten Natur geworden ist. Aber ein wenig Entsagung kann man denn doch wohl gerechter, billiger und christlicher Weise von ihnen verlangen.

Sie sind undankbar, diese Reichen und Mächtigen, sie halten uns für grausame Tyrannen eben darum, weil sie es sind. Man sagt gewöhnlich, man sucht niemanden hinter einem Strauch, wenn man nicht zuvor dahinter gesteckt hat. Dies wäre sonach ganz auf sie anwendbar.

Sie halten uns meistens für grimmige Bluthunde, die ihnen, wenn sie die Macht hätten, Leben und Eigentum nehmen und ihre Kinder in das bittere Elend hinausstürzen würden.

Mit nichten, ihr Herren, es scheint, wir sind mehr christlich als gerecht, indem wir euch sogar in eurer bevorzugten Lebensweise nicht stören würden, wenn ohnedies die Harmonie des Ganzen für die Zukunft möglich ist. Mit uns seid ihr oder vielmehr eure Regierung, was dasselbe ist, weniger tolerant. Wir würden euch als Sieger wenigstens dieselben Genüsse gewähren als uns, während heute alle eure Bemühungen dahin gerichtet sind, die unserigen immer mehr zu verkümmern und die eurigen zu vermehren. Es ist einmal Zeit, daß man zur Vernunft kommt; stellt euch in unsere Lage, wenn ihr könnt und sagt uns hernach aufrichtig, ob ihr nicht ebenso denken und handeln würdet.

Wir wissen recht gut, daß es nicht immer böser Wille von eurer Seite ist. Sehr selten selbst ist es das, allein ihr tut das Böse, ohne es zu wissen, und darum ist es gut, wenn man euch manchmal daran erinnert.

Die große Mehrzahl von euch kann das Unglück unseres Elends nicht leugnen und wünscht eine Abhülfe desselben, aber die soll immer vom Himmel kommen; wenn man euch sagt, daß ihr dieselbe durch eure Aufopferung herbeiführen könntet, so wollen die meisten nicht daran glauben. Eure bequeme Lebenslage erlaubt euch nur selten, einen tiefen Blick in unser Elend zu werfen und wir wären in dieser Beziehung ebenso wie ihr, wenn wir in eurem Stande und in euren Genüssen auferzogen worden wären. Die Umstände und die Lebenslage bilden den Menschen. Das wahre Elend des Volkes kann euch aber niemand so richtig vor die Augen stellen, als der,

welcher es fühlt, der selber von Jugend auf darin herum rollte. Ich selber habe bei allem Elend noch lange nicht das allertiefste Elend geschmeckt, das über Millionen lagert. Wenn nun schon aus meiner Feder Bitterkeiten fließen, die imstande sind, eure Lippen zu verziehen, so könnt ihr urteilen, daß an meiner Meinung nichts übertriebenes Gehässiges ist, denn ich habe es mir zur Pflicht gemacht, im Interesse der allerelendesten und bedrücktesten Klassen zu schreiben, so viel mir dies möglich ist.

Wenn ich manchmal in Wut aufkoche ob all der Scheußlichkeiten in der Gesellschaft, so ist das, weil ich im Leben oft Gelegenheit hatte, das Elend in der Nähe zu sehen und es zum Teil selbst mit zu fühlen; weil ich selbst als Knabe im bittersten Elend aufgezogen wurde, so bitter, daß ich ein Grausen fühle, dasselbe zu beschreiben. Mein Dasein vergrößerte das mich umgebende Elend, ohne daß ich es physisch mitfühlen durfte. Danach rechnet aus, welche geistige Folter das gewesen sein mag und ob Zorn und Wut irgendwo natürlicher sind als da, wo Kinder Feuer legen und Unwissende dem Unverstand derselben das Wort reden.

Also wenn ich mitunter bittere Ausdrücke gegen die Vorrechtler gebrauche, so ist das, weil ich nicht anders sprechen mag, als ich denke.

Man kann auf diesen Punkt die Farben gar nicht stark genug auftragen. Wenn ich an alle Überlistungen denke, welchen das Volk nach errungenem Siege zur Beute wurde, fürchte ich sogar mich noch nicht deutlich und kräftig genug ausgesprochen, noch nicht genug vor der trügerischen Gleißnerei seiner Bedrücker gewarnt zu haben. Sobald es einen Tyrannen niedergeschlagen hat, hat es Mitleiden mit dem Besiegten und bittet um Verzeihung zu den Füßen seines Erben. Es geht ihm wie dem Elephanten, der seinen Führer niederschlug und den Sohn desselben, den man ihm entgegenhielt, sich auf den Rücken setzte.

O, sie sind geschmeidig, unsere Bedrücker, wenn sie sehen, daß sie sich ohnmächtig in der Gewalt des Volkes befinden; sie werden in solchen Augenblicken oftmals bis zu Tränen gerührt. Sie teilen freiwillig Geld und Händedrücke aus, laden euch freundlich an ihre Tafeln, besuchen euch in euren Versammlungen und wenn ihr nicht recht fest in eurer Überzeugung seid, geht es euch wie den Insekten, welche sich an der freundlich glänzenden Kerze die Flügel verbrennen.

Bedenkt nur, welche Mittel ihnen zu Gebote stehen, welche Kunstgriffe sie selbst dann noch anwenden können, euch irre zu führen, wenn ihr schon den rechten Weg zum Siege eingeschlagen habt. Blättert das Buch der Weltgeschichte durch, ruft euch alle mißglückten Kämpfe, alle fruchtlos errungenen Siege ins Gedächtnis zurück und sagt uns, ob nicht allüberall alle Unterhandlungen mit den Feinden der Freiheit, jedes teilweise Bestehenlassen der persönlichen Interessen derselben die Ursachen des darauffolgenden Rückschrittes waren.

Wenn ein kleines Kind einen Gegenstand verlangt, den man ihm nicht geben will, so macht man es auf irgend einen andern Gegenstand aufmerksam, um es von seiner Forderung abzulenken. Ebenso machen es unsere Bedrücker mit dem Volke in den Tagen der Krisis.

Nach den dreißiger Jahren bediente man sich dazu der Kriegsgerüchte und der Furcht vor der Cholera. Diese letztere wurde besonders unter der Leitung der Regierungen ein kräftiges Mittel, alle revolutionären Tendenzen einzuschüchtern.

Erinnert ihr euch noch alle der Quarantäne-Anstalten vor beinahe jeder großen Stadt, der Absperrungen von Dörfern, Städten, Provinzen und Ländern, des Verbots des Reisens, der Räucherungen des Geldes und der Briefe usw. Was mich anbetrifft, so kann ich diese Krankheit nicht leugnen, muß aber gestehen, daß ich damals nie an ihre wirkliche, fürchterliche Existenz geglaubt habe. Ich dachte mir eben, das ist eine Epidemie wie jede andere, die man aber absichtlich so grell herausmalt, um sie dadurch zum Schreckbild gegen die revolutionären Bewegungen zu gebrauchen.

O, sie sind klug wie die Schlangen und wir sind einfältig wie die Tauben; man hätte damals mit unsern Schädeln Mauern einrennen können, so hätten wir doch nichts gemerkt.

Eine drollige Revolutionsposse spielte man im Jahre 1830 in Leipzig. Die Sache hätte können einen historisch merkwürdigen Ausgang haben, wenn damals unter der ganzen wissenschaftlich gebildeten Bevölkerung auch nur einer gewesen wäre, der da gewußt hätte, was er wollte. Damals überzeugte ich mich das erstemal, daß man trotz aller akademischen Weisheit, trotz allem burschikosen Straßenlärm, trotz aller Gewandtheit im Reiten, Fechten und Schießen doch im entscheidenden Augenblick ein rechter Stoffel sein kann.

Das Volk war in einer Nacht Meister in der Stadt und Umgegend und beschäftigte sich, weil es eben nichts anderes zu tun wußte, mit der Demolierung von einem Dutzend Häuser bis zum andern Morgen. Jeder suchte seine Scharte auf seine Weise auszuwetzen. Die einen an dem Landhause eines Lieferanten, welcher bedeutende Schlosserarbeiten auf Rechnung der Stadt außerhalb bestellt und so den Bürgern einen Verdienst entzogen hatte, andere fielen über die Möbel eines verhaßten Advokaten her, und die Handwerksburschen zogen in die Vorstadt und demolierten die Wohnung und Möbel eines auf dem Paßbureau angestellten und durch seine Strenge verhaßten Beamten. So glaubte sich jeder auf seine Weise zu rächen. Das Volk wogte hin und her in den Straßen, ohne zu wissen, was es wollte, aber jedem folgend, der ihm kühn zurief: Hierher, mir nach! Es suchte Führer, um einen großen Schlag ausführen zu können; allein in der Nacht fand sich niemand, der dazu Kopf und Herz gehabt hätte.

Der Magistrat indes war pfiffiger gewesen als alle Revolutionäre. Er hatte die Nacht hindurch Proklamationen schreiben lassen. Am andern Morgen las man dieselben an allen Straßenecken mit der Aufschrift: Unsere Stadt ist in großer Gefahr. Darunter war ein Aufruf an alle guten Menschen ohne Unterschied, sich auf den öffentlichen Plätzen einzufinden, um für die Verteidigung des Eigentums gegen die äußeren Feinde die Waffen zu ergreifen, die man ihnen austeilen würde. Allen anderen war die Straße verboten, alle Häuser mußten geschlossen bleiben (es war gerade ein Sonntag).

Hui da! es gab Waffen! Das war der rechte Pfiff. Waffen, die waren es ja eben, die dem Volke fehlten; jetzt wurden sie ihm von der Regierung angeboten, gleichviel, das Volk dachte: es werden sich schon Führer finden. Zu Hause bleiben wollte niemand an einem solchen Tage und zu einer solchen Zeit. So geschah es denn, daß sich alle Rebellen der vorigen Nacht auf den Sammelplätzen einfanden, welche man jedem Gewerke bestimmt hatte. Dort wurden sie in Ermangelung eines weißen Fetzens mit einem Stück weißen Papier am Arm gezeichnet, und ihnen, da nicht genug Waffen aufzutreiben waren, ein Knüppel, eine Ofengabel und dergl. in die Hand gegeben.

Die Führer, welche das Volk suchte, erschienen. Wer waren sie? Leute, welche im Interesse der Regierung handelten und teils von dieser geschickt worden waren.

So wurden nun die Rebellen der vorigen Nacht patrouillieren oder vielmehr spazieren geschickt. Die Studenten, welche die ganzen Unruhen eingeleitet hatten, waren die ersten, welche den andern Morgen die Verteidigung und Wiederherstellung der alten Ordnung übernahmen. Die Patrouillen schickte man auf die Wachen und traktierte sie tüchtig auf Unkosten der Stadt, indem man ihre Aufmerksamkeit auf das Landvolk richtete, welches, wie man vorgab, in die Stadt dringen wollte, um zu rauben und zu plündern.

Wenn dieser Plan die Nacht vorher einem der Revolutionäre eingefallen wäre; wenn man die Gewehre im Schützenhause weggenommen, damit das Volk bewaffnet, und demselben Geld und Lebensmittel verschafft hätte, so wie dies den andern Tag die Regierung getan hat, was hätte der anbrechende Tag alsdann nicht neues bringen können? Zum allerwenigsten die Proklamation der deutschen Republik. Wie aber wäre alsdann diese Nachricht in den übrigen deutschen Gauen aufgenommen worden?

Solcher günstigen Gelegenheiten gab es nach den dreißiger Jahren mehrere in Deutschland, aber nirgends wurden sie benutzt, überall fehlte es an dem rechten Mann, fast überall war die willige Maschine (das Volk) bereit, und nirgends fand sich der Meister, der es verstand, sie geschickt in Bewegung zu setzen.

Dieselben günstigen Gelegenheiten werden nun aber bei einer künftigen Krisis seltener werden, indem unsere Feinde seitdem in der Schule der Erfahrung gewitzigter sind; es ist doch also notwendig, schon im voraus an eine andere Taktik zu denken, mittels welcher ihre Vorsichtsmaßregeln überrumpelt werden können. Das aber ist die Sache jedes einzelnen, darüber läßt sich im voraus nichts bestimmen.

Nun stehen wir am Vorabend wichtiger Begebenheiten, der wichtigsten, die je die Erde gesehen.

Ein neuer Messias wird kommen, um die Lehre des ersten zu verwirklichen.

Er wird den morschen Bau der alten gesellschaftlichen Ordnung zertrümmern, die Tränenquellen in das Meer der Vergessenheit leiten und die Erde in ein Paradies verwandeln.

Bereiten wir uns vor, ihn würdig zu empfangen.

Woran aber werden wir diesen Messias erkennen? — Daran:

Er wird einfach und schlicht daher gehen, den Zauber des Mammons stolz verachten und sein Herz dem Leiden der Menschheit öffnen. Er wird niedersteigen von den Höhen des Reichtums in den Abgrund des Elends, unter das Gewühl der Elenden und Verachteten und seine Tränen mit den ihrigen vermischen.

Er wird den Abgrund nicht eher verlassen, bis es allen gelungen ist, daraus emporzuklimmen.

Dann wird er diesen Abgrund ausfüllen, damit es künftig unmöglich wird, jemanden wieder so tief hinabzustürzen.

Er wird mit allen gemeinschaftliche Sache machen und auf jedes materielle Vorrecht verzichten.

Die Gewalt aber, die ihm verliehen, wird er nicht eher aus den Händen lassen, bis das kühne Werk vollendet ist.

Dann wird der Wille des einzelnen nicht mehr über die Gesellschaft herrschen, sondern das Wissen aller.

Und der größte Messias wird in stiller Bescheidenheit sich dieser neuen Herrschaft fügen.

Dies wird die Krone seines Wirkens sein, und alle Welt wird daran den zweiten Messias erkennen, größer als der erste.

Neunzehntes Kapitel.

Vorbereitungen zur Übergangsperiode.

Artikel 1. Alle uns zu Gebote stehenden Mittel müssen der Verbreitung unserer Lehre geweiht sein.

Art. 2. Alle Privatzwecke müssen womöglich diesem allgemeinen Zwecke nachstehen.

Art. 3. Wir wollen eine geregelte Lebensweise führen, mäßig sein in der Arbeit und im Genuß, soweit uns dies in der heutigen Organisation der Gesellschaft möglich ist, und überhaupt uns hüten, unsere geistigen und physischen Kräfte durch Unmäßigkeit zu schwächen.

Art. 4. Unsere Meinung wollen wir vor den Richterstühlen der heutigen Gesellschaft niemals verleugnen da, wo die Gerichtsverhandlungen öffentlich sind, und sie überall leugnen, wo sie dies nicht sind.

Art. 5. Wir wollen uns vornehmen, persönlicher Interessen wegen keine Prozesse und Klagen zu führen: wenn das Interesse unsers Prinzips dies nicht notwendig macht.

Art. 6. Wir wollen uns angewöhnen, jede, das gegenseitige Vertrauen störende Ohrenbläserei zurückzuweisen. Selbst wenn die üble Nachrede wahr ist, wollen wir sie mit Zweifel aufnehmen und uns hüten, sie weiter zu verbreiten, wenn das Interesse unsers Prinzips dies nicht anders bestimmt.

Art. 7. Wir wollen uns hüten, einander Unterstützungen für persönliche Zwecke abzuverlangen, weil dadurch der allgemeine Zweck leidet.

Art. 8. Wir wollen jedem, der an eine geregelte Lebensweise gewöhnt ist und für unser Prinzip Eifer und Tätigkeit bewiesen hat, in der Not Hilfe bieten.

Art. 9. Niemand werde von uns einer ihm von den Richtern der heutigen Gesellschaft zuerkannten Strafe wegen verachtet.

Art. 10. Kein Bettler erhalte mehr von uns ein Almosen, ohne ihm dabei vorzustellen, daß das Betteln eine Feigheit und Schande sei, und er mit dem größten Recht das, was er braucht, von den Vorstehern der gesellschaftlichen Ordnung, von den Reichen und Mächtigen zu fordern habe.

Art. 11. Wir wollen niemandem für erhaltene Wohltaten und Gefälligkeiten danken, noch für die, welche wir andern erweisen, auf Dank und Vergeltung rechnen.

Art. 12. Wir wollen nirgends arbeiten, wo andere wegen Lohnverkürzung die Arbeit niedergelegt haben.

Art. 13. Wir wollen uns in keine Streitigkeiten einlassen, die nicht das Interesse unsers Prinzips berühren, und in solchen mit möglichster Ruhe und Ordnung diskutieren.

Art. 14. Wir wollen uns soviel als möglich hüten, Soldaten und Bediente zu werden, und überhaupt gar kein Amt annehmen, welches einen hohen Grad schimpflicher Ergebenheit bedingt.

Art. 15. Wir wollen uns keiner nützlichen Arbeiten schämen, wenn sie nicht durch eine dafür zu erhaltende, niedrige Löhnung unsere Verachtung rechtfertigen.

Art. 16. Wir wollen den festen Vorsatz fassen, in den Zeiten einer politischen oder sozialen Bewegung keinem Revolutionär zu trauen, der nicht seine Lebenslage mit der aller seiner Anhänger gleichstellt.



Schlußwort.

Leser! Du wirst mich verstanden haben! und Du, Reicher, wenn Du dies gelesen, nicht vergessen, daß ich gegen die Sache kämpfe und nicht gegen die Personen: und daß man die Sache in vorliegendem Werke nur durch Bezeichnung der Personen und Klassen deutlich anschaulich machen kann.

Was ich in diesem Buche gegen die reichen Vorrechtler sage, macht uns auf keinen Fall dieselben noch mehr zu Feinden, als sie, ohne es selbst zu wissen, durch die Umstände es nicht schon sind.

Nicht alle Reichen lassen sich durch die Macht der sinnlichen Genüsse beherrschen, und von diesen wird der wissenschaftlich gebildete Teil für uns sein. Zählen wir doch jetzt schon der Kämpfer für unser Prinzip unter denselben. Thomas Morus, im Jahre 1535 Staatskanzler von England; der ebendaselbst wirkende Owen, welcher zuerst den Grundsatz der Abschaffung der Strafen aufstellte, Babeuf und Cabet, frühere französische Deputierte, der erstere unsers Prinzips wegen im Jahre 1795 unter der damaligen republikanischen Regierung Frankreichs zum Tode verurteilt und hingerichtet, der andere durch ein gegebenes System und eine Menge kommunistischer Schriften wirkend. Louis Heßberg, vormaliger hessischer Oberstleutnant, der ebenfalls an die künftige Abschaffung der Strafen glaubt, und Barbes, der jugendliche, tollkühne, tapfere Barbes, waren und sind sie nicht alle für unser reines Prinzip der Gleichheit, und waren und sind dies nicht alle entweder hochgestellte oder reiche Leute? — Eine Menge noch könnte ich nennen, minder reich und ebenso eifrig für die gute Sache, ohne alle die, welche man nicht Gelegenheit hat, kennen zu lernen, oder die noch keine Gelegenheit hatten, sich zu zeigen.

In Sparta waren es zweimal die Könige, welche die Gemeinschaft der Güter einführten. Sollte sich in dem Zeitraum von 3000 Jahren keiner wieder finden, der in ihre Fußtapfen tritt?

Wir hoffen es, verlassen uns aber nicht darauf.

Mächtige dieser Erde! ihr habt die Mittel, das Andenken eines Alexander und eines Napoleon in eurem Ruhm zu verdunkeln.

Ihr habt die Mittel, die Übel der Gesellschaft auf eine euch und uns angenehme Weise zu beseitigen. Wenn wir mit unsern rohen Mitteln die Arbeit allein übernehmen müssen, wird sie mühsam und schmerzhaft für uns und euch vollbracht werden.

Prüfet und wählet!



Anmerkungen.

Dieser Neudruck von Weitlings Hauptschrift ist nach ihrer ersten Auflage erfolgt. Die zweite, die ich beiläufig nicht gesehen habe, scheidet von vornherein aus, da Weitling persönlich sie nicht besorgt hat; weshalb die dritte ausgeschlossen bleiben mußte, ergibt sich aus dem, was ich in der Einleitung über sie gesagt habe. Sie hat in keiner Weise die historische Bedeutung gehabt, die die erste in so hervorragendem Maße beanspruchen kann, und sie gibt auch von Weitlings Lehre und Wesen ein mannigfach verschobenes und verzerrtes Bild.

Die zahlreichen Druckfehler der ersten Auflage erklären sich aus der Art ihrer Entstehung; ich habe sie stillschweigend ausgemerzt, ebenso wie kleine Versehen, die offenbar im flüchtigen Schreiben mit untergelaufen sind; mit der Behaglichkeit, womit der gelehrte Professor hinter seinem Schreibtische arbeitet, konnte Weitling nicht schaffen. Dagegen habe ich grammatikalische Verstöße und stilistische Unebenheiten, die mit Weitlings Schreibweise verwachsen sind, natürlich unberührt gelassen. Sie gehören mit dazu und Weitling hat es am wenigsten nötig, künstlich nachfrisiert zu werden. Auch auf erläuternde Noten glaube ich verzichten zu sollen; die Schrift war für die Propaganda unter Arbeitern berechnet und enthält nichts, was Arbeiter nicht verstehen könnten.

Es müßte sich denn um Stellen handeln, die den damaligen Arbeitern verständlich waren, ohne es den heutigen noch zu sein. Ich wüßte aber unter diesem Gesichtspunkt nur den Satz auf Seite 213 anzuführen, wo Weitling die Schwierigkeiten schildert, seine Schriften in den Druck zu bringen. Er sagt da, ein Drucker in Genf habe gefürchtet, die Arbeiten der Momien wieder zu verlieren, die schon einmal ihren Drucker gewechselt hätten, weil er sich unterstanden habe, die Proklamationen der Gesellschaft vom 3. März zu drucken. In der dritten Auflage sind aus den „Momien" geworden „Momier", und ich vermute, daß Weitling die Momiers gemeint hat, zu deutsch Mucker, eine methodistische Sekte, die sich in Genf und dem Waadtlande im Gegensatze zur Staatskirche gebildet hatte. Aber weiter reicht auch meine

Wissenschaft nicht, und Genfer Lokalstudien wegen dieses ganz gleichgültigen und nebensächlichen Punktes anzustellen, schien mir überflüssig zu sein.

Wichtiger war die Frage, ob nicht eine Kritik des neuen Gesellschaftssystems beizufügen sei, das Weitling in seiner Schrift entwickelt. Allein zwei Gründe standen dem entgegen: einmal würde eine solche Kritik das Produkt einer gar zu schulmeisterlichen Weisheit sein, und dann wollte ich die Leser auch nicht daran hindern, Weitlings Utopie selbst zu lesen. Es gibt heute niemanden, auch unter den jüngsten Arbeitern nicht, die nur eben erst in die Bewegung hineingeblickt haben — es gibt heute niemanden, der nicht wüßte, daß Utopien eben Utopien sind, daß die Organisationspläne einer neuen Gesellschaft, mögen sie auf dem Papier noch so genau und sauber aufgezeichnet worden sein, sich nicht so ausführen lassen, wie man etwa nach den Plänen eines Architekten ein Haus baut, ja ebensowenig, wie man einen neuen Menschen schaffen könnte nach einem Musterbild, das in sinnreichster Weise alle Unvollkommenheiten ausschiede, die dem menschlichen Organismus noch anhaften mögen. Denn die menschliche Gesellschaft ist auch ein lebendiger Organismus, der sich lebendig entwickelt und der nicht wie ein Homunkulus aus der Retorte erzeugt werden kann.

Ist man mit diesem allgemeinen Einwurf gegen alle Utopien vertraut — und das ist heute jeder klassenbewußte Arbeiter — so ist es die reine Schulmeisterei, nun noch in allen möglichen Einzelheiten die praktische Unmöglichkeit einer Utopie nachzuweisen. Man braucht dafür nicht den hundertsten Teil von Geist und Scharfsinn, der dazu gehört, eine halbwegs respektable Utopie zu entwerfen. Dazu läuft man die Gefahr, durch die ungleich geringere Leistung dem Leser den Geschmack an der ungleich größeren Leistung zu verderben. Ja, wenn man sicher wäre, daß die Leser sich erst an die Utopie und dann an ihre Kritik heranmachten, aber es soll wohl vorkommen, daß in unserer aufgeklärten und schnell lebenden Zeit manche Leser den umgekehrten Weg einschlagen und wenn sie zunächst die Kritik gelesen haben, sich wohl gar schenken, ihren Gegenstand noch selbst zu prüfen. Ich habe darüber so meine Erfahrungen bei der Herausgabe älterer Schriften gemacht, Erfahrungen, die mich zu der Ansicht gebracht haben, daß der Herausgeber mit seinen kritischen Kommentaren recht sparsam umgehen soll, wenn er nicht selbst den Zweck gefährden will, um dessentwillen doch allein solche Schriften herausgegeben werden, nämlich sie der Gegenwart wieder lieb und vertraut zu machen.

Am wenigsten möchte ich den Arbeitern die Freude an Weitlings Utopie verleiden. Sie werden manchmal, wie ich schon

in der Einleitung gesagt habe, über die naiven Voraussetzungen und die nicht minder naiven Schlußfolgerungen dieser Utopie lächeln, aber sie werden auch mancherlei gescheite Gedanken finden, viele Vorschläge, die an das Ei des Kolumbus erinnern, die einleuchtend zeigen, wie einfach und leicht sich, wenn einmal die historischen Voraussetzungen der kapitalistischen Gesellschaft gefallen sind, viele Beziehungen und Verhältnisse ordnen lassen werden, die heute, eben unter den historischen Voraussetzungen der kapitalistischen Gesellschaft, als unübersteigliche Hindernisse einer kommunistischen Gesellschaftsordnung erscheinen.

Um überhaupt davon zu reden, so haben wir, seitdem die Utopisterei als ein Hemmschuh des proletarischen Klassenkampfes überwunden werden mußte, in Sachen der Utopien einen, wie Lessing sagen würde, gar zu „ekeln Geschmack" bekommen; wie gewöhnlich in solchen Fällen, ist der Rückschlag etwas zu stark gewesen. Sicherlich haben wir heute sehr viel dringlichere und nützlichere Dinge zu tun, als neue Utopien zu entwerfen, als uns darüber zu verständigen, wie die kommunistische Gesellschaft einmal eingerichtet sein wird, aber die älteren Utopien, die zu ihrer Zeit eine historische Bedeutung gehabt haben, sollten nicht so ganz aus dem Gesichtskreise der heutigen Arbeiterklasse verschwinden. Sie sind Spiele der Phantasie, gewiß, aber auch die Phantasie gehört zu dem ganzen Menschen, den der proletarische Klassenkampf erfordert.

Über die beiden Schriften Weitlings, von denen die eine in jedem Sinne die Vorläuferin der Garantien, die andere in gewissem Sinne ihre Nachläuferin gewesen ist, habe ich mich schon in der Einleitung ausgelassen, will hier aber hinzufügen, daß von beiden Schriften neue Drucke vorliegen. Eduard Fuchs hat in der Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze, die er während der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Münchener Parteiverlag herausgab, 1894 das Evangelium des armen Sünders und 1895 die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte, neu herausgebracht. Dagegen ist eine Gesamtausgabe von Weitlings Schriften und eine ausführliche Biographie des Verfassers, die meines Wissens unser Münchener Parteiverlag vor einem Jahrzehnt plante, nicht ins Leben getreten, und wenngleich ich nicht näher darüber unterrichtet bin, so kann ich doch mit der Umkehrung eines geflügelten Wortes sagen: Ich kenne die Gründe dieses Verzichtes nicht, aber ich billige sie. Ob etwa noch eine Nachlese aus Weitlings schweizerischen Zeitschriften, die in einem vollständigen Exemplare auf der Bibliothek des Reichstages vorhanden sind, sich empfehlen würde, will ich dahin gestellt sein lassen; vieles und auch wohl das beste daraus hat Weitling in seine Garantien aufgenommen. Aber was er nach seiner schweize-

rischen Zeit geschrieben hat — und dessen ist reichlich viel — hat nur einen psychologischen Wert, insoweit als es ihn selbst näher kennen lehrt, aber es hat nie eine literarische oder soziale Bedeutung gehabt, geschweige daß es heute noch eine historische Bedeutung hätte. Wollte man diesen ganzen Wust, und sei es auch nur in weiser Auswahl, in eine Sammlung von Weitlings Schriften aufnehmen, so würde man den Weizen mit der Spreu verschütten.

Um eine ausführliche Biographie Weitlings steht es ähnlich. Da wir von seiner Frühzeit wenig wissen, so würde sie darauf hinauslaufen, etwa drei Jahre eines glänzenden Aufschwunges und etwa dreißig Jahre eines unaufhaltsamen Niederganges zu schildern, und ich fürchte, daß an dieser Aufgabe auch die größte biographische Kunst erlahmen könnte. Indessen wie dem immer sei, so würde eine solche Biographie nicht geeignet sein, Weitling den heutigen Arbeitern wieder lebendig zu machen. Dies Ziel wird meines Erachtens am sichersten erreicht, wenn seine Hauptschrift wieder der Parteiliteratur einverleibt wird, begleitet von einem Lebensbilde, das in engem Rahmen sich darauf beschränkt, die entscheidenden Momente seines tragischen Lebenslaufes hervorzuheben.

Es bleibt mir noch übrig, auf die Quellen hinzuweisen, die ich neben den Schriften Weitlings für meine Einleitung benutzt habe. Der berüchtigte Bericht Bluntschlis — veröffentlicht unter dem Titel: Die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren. Wörtlicher Abdruck des Kommissionalberichts an die hohe Regierung des Staates Zürich. Zürich, Druck von Orell, Füßli & Comp. 1843 — ist noch immer unentbehrlich, so sehr den Leser seine bourgeoise Perfidie und sein professoraler Stumpfsinn anwidern mag, wegen der umfänglichen Auszüge aus dem Briefwechsel Weitlings. Dagegen hat die kleine Flut von Broschüren, die Weitlings Verhaftung veranlaßte, keinen besonderen Wert für seine Biographie; sie hilft mehr zum eingehenden Verständnis der Nachfolger, die er fand, August Beckers, Albrechts, Kuhlmanns und anderer, mit einer Ausnahme allerdings, der kleinen Schrift von 26 Druckseiten, die Sebastian Seiler unter dem etwas weitläufigen Titel veröffentlichte: Der Schriftsteller Wilhelm Weitling und der Kommunistenlärm in Zürich. Eine Verteidigungsschrift, die bereits gesetzt, aber vom Walliser Staatsrat unterdrückt, jetzt hier dem Publikum geboten wird. Bern, Druck und Verlag von Jenni Sohn, 1843.

Aus dieser Schrift stammt die Schnurre von dem rachsüchtigen Erzherzoge, der Weitling aus Wien vertrieben haben soll. Sie bereitet der bürgerlichen Geschichtsschreibung so ausbündiges Vergnügen, daß sie selbst in Treitschkes anspruchsvolle Deutsche

Geschichte übergegangen ist, Hand in Hand mit dem konfusesten Zeug, das Treitschke über Weitlings Schriften zusammenredet. Dazu ist zunächst zu sagen, daß Seiler mit den Daten über Weitlings Leben sehr ungeniert umspringt. Er beginnt damit zu erzählen, daß Weitling 1810 geboren sei, als der „Sohn eines Militärs“ und in seinem „elterlichen Hause“ aufgewachsen sei, was teils ganz falsch und teils sehr schief ausgedrückt ist. Die Geschichte mit dem Erzherzog teilt aber Seiler selbst nur als eine Schnurre mit, als einen „delikaten Punkt“, über den Weitling „stets sehr verschwiegen“ gewesen sei und von dem er nur in „heiteren“ Augenblicken gesprochen habe. Danach hat ein „gefallener Engel“, die Geliebte eines Erzherzogs, sich „dergestalt in den blauäugigen norddeutschen Blumenfabrikanten verliebt, daß infolge einer Überraschung der beneidenswerte Proletarier gerade noch Zeit fand, den Rachegelüsten des ergrimmten Gebieters derselben durch irgendeine verborgene Hintertür in den Sicherheitshafen von Paris zu entschlüpfen“. Von einer polizeilichen Ausweisung Weitlings aus Wien, die der gefoppte Erzherzog bewirkt haben soll, sagt Seiler nichts.

Nun kann und mag sogar das Histörchen sich so abgespielt haben, wie Seiler erzählt. Es wäre nicht das erstemal gewesen und wird ebensowenig das letztemal gewesen sein, daß ein kräftiges Weib von gutem Geschmack an einem frischen und hübschen Proletarier größeren Gefallen gefunden hat, als an irgendeiner ledernen Kaiserlichen oder Königlichen Hoheit und nur ein verrannter Bußprediger könnte Weitling tadeln, daß er sich gegenüber den Lockungen dieser Potiphar nicht als keuscher Joseph bewährt habe. Aber in anderer Beziehung tritt die Schnurre, oder genauer ihre Ausbeutung durch die bürgerliche Geschichtsschreibung, dem Charakter Weitlings zu nahe. Da es sich um keine preußische, sondern um eine österreichische Hoheit handelt, so schreibt Treitschke mit tragischer Gebärde: „So lernte Weitling die Schwäche und die Rachsucht der Mächtigen dieser Erde aus der Nähe kennen.“ Und wenn auch nicht in ganz so komischer Form, so wird auch sonst von bürgerlichen Historikern die angebliche polizeiliche Ausweisung Weitlings aus Wien als der Anlaß bezeichnet, der ihn nach Paris unter die französischen Kommunisten getrieben habe. Dem steht aber Weitlings eigene Angabe gegenüber. Danach hat er aus Sehnsucht nach gleichgesinnten Männern seine lohnende Arbeit in Wien aufgegeben und ist nach Paris gewandert, wo er, bei kümmerlichem Lohne, sich doch nie nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurückgesehnt habe. Und um nachzuweisen, daß dieses Zeugnis Weitlings in keiner Weise durch die Schnurre von dem Erzherzog entkräftet wird, war ein näheres Eingehen darauf notwendig, als sich sonst rechtfertigen würde.

Auf die Anekdoten Seilers, das unkritische Nachplappern des Bluntschli-Berichts, oder gar seine noch verhunzte Wiedergabe in dem Stieber-Wermuthschen Machwerk über die Kommunistenverschwörungen, endlich auf einen tendenziös zurecht gemachten Auszug aus Weitlings Schriften stützt sich die bürgerliche Geschichtsschreibung über Weitling, insbesondere die berufene Kompilation Georg Adlers über den vormärzlichen Sozialismus.

Die erste gute Darstellung von Weitlings Leben und Lehre gab Emil Kaler in seiner als elftes Heft der Sozialdemokratischen Bibliothek erschienenen Schrift: Wilhelm Weitling. Seine Agitation und Lehre im geschichtlichen Zusammenhange dargestellt. Hottingen, Zürich. Verlag der Volksbuchhandlung, 1887.

Die Arbeit Kalers zeichnet sich namentlich nach zwei Richtungen aus. Einmal gibt sie eine sehr eingehende Darstellung von Weitlings schweizerischer Agitation, sowie ihrer Ausläufer nach Weitlings Verhaftung, mit kritischer Würdigung des Bluntschli-Berichts und zum Teil auch nach neuem, aus dem Züricher Staatsarchiv geschöpften Material. Dann aber untersucht sie ausführlich Weitlings Abhängigkeit vom französischen Sozialismus, wobei sie zu sehr lehrreichen, wenn auch nicht durchweg unanfechtbaren Ergebnissen gelangt.

Da Kalers Schrift noch heute recht lesenswert ist, so halte ich es für angezeigt, wenigstens kurz anzudeuten, worin meine Auffassung von ihr abweicht. Weshalb ich im allgemeinen auf den Nachweis, ob und inwieweit Weitling von früheren Sozialisten abhängig ist, nur einen geringeren Wert lege, habe ich schon in der Einleitung angedeutet. Da der moderne Sozialismus seit St. Simon und selbst schon seit Thomas More aus den Übelständen der kapitalistischen Produktionsweise entstanden ist und diese Übelstände beseitigen will, so haben alle modernen Sozialisten eine gewisse gemeinsame Denkweise, und um die historische Stellung eines einzelnen Sozialisten zu bestimmen, kommt es viel weniger darauf an, worin er seinen Vorgängern gleicht, als worin er sich von ihnen unterscheidet. Wohin die einseitige Aufhäufung von Ähnlichkeiten führen kann, zeigt ja schon die zu einer kleinen Bibliothek angeschwollene Makulatur der bürgerlichen Professoren, in der haarklein mit aller Genauigkeit weitläufiger Zitate nachgewiesen wird, daß Lassalle in seinem Arbeiterprogramm und seinem Offenen Antwortschreiben oder gar Marx und Engels in ihrem Kommunistischen Manifeste „eigentlich“ nichts gesagt hätten, was sich englische und französische Sozialisten nicht schon an den Schuhen abgelaufen hätten, geschweige denn, daß der gute Rodbertus die „Priorität wichtigster Gedanken“ vor ihnen voraus hatte.

Nun bin ich selbstverständlich weit entfernt, Kalers ehrliche und mühsame Arbeit mit dieser Makulatur in einen Topf zu

werfen; Kahler untersucht nicht nur, worin Weitling seinen Vorläufern ähnelt, sondern auch worin er sich von ihnen unterscheidet; er sagt ausdrücklich: „Bei alledem (nämlich bei aller Abhängigkeit Weitlings von französischen Sozialisten) müssen wir Weitling seinen französischen Vorbildern gegenüber eine höhere Stellung einräumen, als seinen deutschen Vorgängern und Zeitgenossen vor 1845; er geht über Fourier, Cabet und Proudhon hinaus, indem er einerseits den humanitären, allgemein menschlichen Sozialismus mit seiner friedlichen Propaganda durch den proletarischen, auf den Gegensatz der Klasseninteressen gebauten und revolutionär gewordenen, weil die Unversöhnlichkeit der vorhandenen Gegensätze erkennenden Kommunismus ersetzt, andererseits auf alle Einzelmaßregeln verzichtet, die auf rein juristischem Wege und durch bloße Ausnutzung der Administrativgewalt des Staates die Ausbeutung des Menschen beseitigen sollen." Das ist vollkommen richtig, aber wenn Kaler nun im einzelnen untersucht, worin und inwieweit Weitling vom französischen Sozialismus abhängig ist, greift er doch manchmal daneben.

So sagt er, Weitling habe die Ansichten John Grays und Proudhons über das Geld keineswegs überwunden. Nun hat Weitling von John Gray sicherlich nichts gewußt; Gray ist erst durch die Schrift, die Karl Marx im Jahre 1847 gegen Proudhon richtete, allgemein bekannt geworden. Proudhon hatte aber noch keine Silbe über das Geld veröffentlicht, als Weitling seine erste Schrift, und sogar noch nicht, als Weitling seine Hauptschrift veröffentlichte. Einen ähnlichen Mißgriff begeht Kaler, wenn er den Einfluß Cabets auf Weitling in dessen erster Schrift „noch offenkundiger" hervortreten sieht, als in Weitlings späteren Schriften. Dabei ist Weitlings erste Schrift 1838, Cabets Utopie aber 1840 erschienen; die spätere Schrift kann natürlich die frühere nicht beeinflußt haben. Ich habe darauf schon in einer Anmerkung meiner Parteigeschichte aufmerksam gemacht, und inzwischen gefunden, daß Weitling selbst bereits in seiner amerikanischen Zeit in einer Polemik mit Cabet denselben zwar nur rein chronologischen, aber gleichwohl völlig durchschlagenden Grund gegen seine angebliche Beeinflussung durch Cabet geltend macht.

Im allgemeinen ist die Abhängigkeit Weitlings vom französischen Sozialismus unbestreitbar, im einzelnen aber sehr schwer nachweisbar. Die sozialistischen Gedankenkeime lagen zur Zeit, wo Weitling in Paris lebte, sozusagen in der Luft, die er einatmete, und da er kein zitatenfroher Professor war, so nahm er seine geistige Nahrung, wo er sie fand, unbekümmert darum, wem er dafür schön Dank zu sagen hatte. Vieles mag ihm auf wer weiß welchen Umwegen zugekommen sein. Um ein Beispiel dafür anzuziehen, so zählt er im Schlußwort zur dritten Auflage

die Reichen auf, die sich durch die Macht der sinnlichen Genüsse nicht beherrschen ließen, sondern als Männer von wissenschaftlicher Bildung sich auf die Seite des Proletariats schlügen. Es liegt ihm offenbar daran, die Reihe möglichst lang zu machen; er beginnt mit Thomas More und endet mit Marx, Engels und Heß, denen er sonst dazumal nicht Übles genug nachzusagen wußte, wie er denn auch hinzufügt, nur sehr wenigen unter ihnen sei es gegeben, alles für die Sache in die Schanze zu schlagen. Aber gerade den, unter dem Gesichtspunkte, unter dem Weitling diese Liste zusammenstellt, beweiskräftigsten Schwurzeugen seiner Sache, der auch wirklich alles für sie in die Schanze zu schlagen gewußt hat, läßt Weitling aus: nämlich St. Simon, den Herzog und Pair von Frankreich. Auch sonst erwähnt Weitling nie diesen Namen, und wenn er ihn je gekannt haben sollte, so hat er jedenfalls nie eine Schrift St. Simons in der Hand gehabt. Gleichwohl findet sich in seinen Schriften mehr als ein saint-simonistischer Gedanke.

Will man mit einiger Sicherheit die französischen oder vielmehr — da einer davon ein Engländer war — diejenigen Sozialisten nennen, die einen entscheidenden Einfluß auf Weitling gehabt haben, so sind es ihrer drei: Lamennais, Owen und Fourier. Lamennais war der geistige Herrscher im Bunde der Geächteten, als Weitling in diesen Bund eintrat, zur Zeit, wo, wie Weitling mit einem hübschen Wort über Lamennais sagt, „der damals noch ungetaufte und noch im Embryo liegende Kommunismus von den gewaltigen Gefühlsströmungen eines Mannes genährt wurde, dessen Verstand sich gegen diese Richtung kehrte, ohne wahrzunehmen, daß sein eigenes Herz sich dahinein ergoß“. Von Lamennais hat Weitling in der Form viel gelernt, wie er auch eine Schrift von Lamennais ins Deutsche übersetzt hat; auf der andern Seite ist er freilich auch nie die religiöse Richtung losgeworden, die der sozialistischen Propaganda von Lamennais das kennzeichnende Gepräge gab.

Stärker auf Weitling ist der Einfluß Owens gewesen, den Kaler in diesem Zusammenhange, so weit ich sehe, überhaupt nicht nennt. Von Owen hat Weitling übernommen, was er zur Beseitigung des Geldes zu sagen hat. Kaler hat hier Dinge zusammengeworfen, die wohl zu unterscheiden sind. Historisch hat es drei Utopien des papierenen „Arbeitsgeldes“ gegeben. Erstens die großbürgerliche Utopie von Owen, die die unmittelbar vergesellschaftete Arbeit, die Gütergemeinschaft voraussetzt und insofern logisch gedacht war, aber als praktischer Versuch, die kapitalistische in die kommunistische Gesellschaft überzuleiten, notwendig scheitern mußte. Zweitens die kleinbürgerliche Utopie von Gray und später Proudhon, die die Warenproduktion beibehalten

will, und sich hoffnungslos abquält, Vorkehrungen zu treffen, wonach die Waren zwar als Waren produziert, aber nicht als Waren ausgetauscht werden sollen. Drittens die staatssozialistische Utopie von Rodbertus, die weder der Grundrente noch dem Kapitalprofit an den Kragen, auch nicht ihr Steigen verhindern, sondern nur insoweit beschränken will, als bei wachsender Produktivkraft der Arbeit der Arbeitslohn in entsprechendem Verhältnis zur Grundrente und zum Kapitalprofit steigen soll, was nach Rodbertus der Staat anzuordnen hat.

Rodbertus scheidet hier von vornherein aus, da Weitling ihn nicht gekannt und auch nie ein Wort geäußert hat, das an Rodbertus erinnern könnte. Die Utopien von Owen und Gray-Proudhon braucht man aber nur in ihren historischen Unterschieden nebeneinander zu stellen, um sofort zu erkennen, daß Weitling von Owen abhängt, aber nicht von Gray-Proudhon. Die unmittelbar vergesellschaftete Arbeit, die Gemeinschaft der Güter, ist überall die Voraussetzung von Weitlings Utopie, und wenn er Gray niemals erwähnt, weil er sicherlich nie von ihm gehört hat, so nennt er um so häufiger Owen.

Die Sache liegt so klar, daß sie keines weiteren Beweises bedarf. Aber zu allem Überfluß hat Weitling noch einen zwingenden Beweis geliefert, indem er von Proudhons papierenem Arbeitsgelde, als dieser lange nach Weitling damit hervorkam, nichts wissen wollte und sogar den ihm so verhaßten Marx als Schwurzeugen gegen Proudhon berief. In dem Vorwort zur dritten Auflage der Garantien sagt Weitling, Proudhons bestes, nämlich sein erstes Werk mit der Schlußfolge: Eigentum ist Diebstahl, werde „jedenfalls eine in der sozialen Bibliothek ewig leuchtende Perle bleiben", aber nachdem Proudhon sieben Jahre lang den Kommunismus zur „Zielscheibe einer Wortfechterei, die sogar an Unverschämtheit grenze," gemacht habe, sei er mit seiner Organisation des Kredits hergekommen, mit einem Hühnchen, das anderen schon herumlaufenden so ähnlich sehe, wie ein Ei dem andern. Aber das französische Volk werde darin hoffentlich nicht das versprochene Kanaan sehen.

Am stärksten endlich wurde Weitling von Fourier beeinflußt. Darin stimme ich mit Kaler überein, und ich müßte seine trefflichen Nachweise in diesem Punkte nur abschreiben, wenn ich näher darauf eingehen wollte. Jedoch wenn Weitling am engsten mit Fourier zusammenhängt, so ist hier auch am schärfsten sein Widerspruch gegen den ganzen Utopismus herausgesprungen. Wie der genialste, so war Fourier auch der friedlichste Utopist, und indem Weitling über diese Seite des Utopismus als einen „verfluchten Unsinn" hinwegschritt, markierte er damit den historischen Fortschritt, der sich an seinen Namen knüpft.

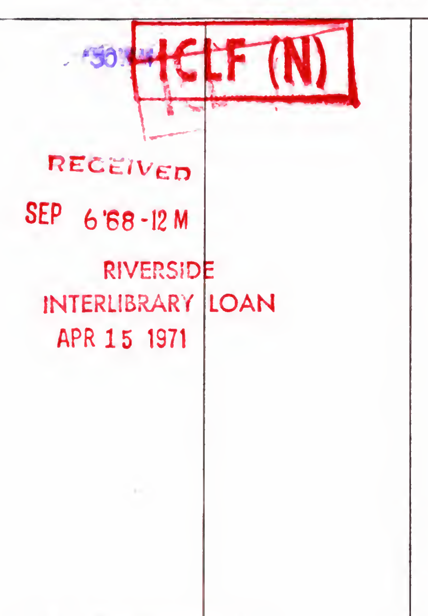
A

Soviel über Kalers Schrift. Trotz dieser Einwände ist sie, wie ich wiederhole, noch heute sehr lesenswert und nur insoweit überholt, als sich inzwischen neue Quellen zu Weitlings Leben und Lehre eröffnet haben. Im Literarischen Nachlaß von Marx, Engels und Lassalle (Zweiter Band, Stuttgart 1907, J. H. W. Dietz, Nachf.) habe ich urkundliches Material beigebracht, das, wie ich glaube, die Beziehungen zwischen Marx und Weitling in ein völlig klares und zweifelsfreies Licht setzt; im Sorgeschen Briefwechsel, der in demselben Verlage erschienen ist, findet sich der charakteristische Brief Weitlings, worin er nicht lange vor seinem Tode jede Beteiligung an der neu erwachten Arbeiterbewegung ablehnt. Vor allem wichtig aber ist die Schrift, die Hermann Schlüter vor Jahr und Tag ebenfalls im Stuttgarter Parteiverlage veröffentlicht hat: Die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung in Amerika.

Schlüter gibt nicht nur ein vollkommen neues Bild von Weitlings amerikanischer Propaganda, die bei Kaler noch so gut wie gar nicht berücksichtigt wird, sondern er hat sich auch das Verdienst erworben, aus der amerikanischen Zeitschrift Weitlings eine Reihe autobiographischer Mitteilungen auszuheben, die auf dessen europäische Zeit klärende Lichter werfen. Diese Mitteilungen mögen nicht immer ganz zuverlässig sein, da Weitling sie aus jahre- und selbst jahrzehntelanger Erinnerung niedergeschrieben hat, in einer Zeit, wo er schon geistig isoliert war und die Außenwelt mit befangenem Blicke betrachtete, aber im ganzen und großen ändern sie das Bild Weitlings durchaus zu seinen Gunsten, mit einziger Ausnahme seiner Ausfälle gegen Marx.

Erst die Schrift Schlüters hat mir ermöglicht, das Leben Weitlings zu schildern, wie ich es in der Einleitung versucht habe, und wenn ich dem Verfasser dafür herzlichen Dank ausspreche, so kann ich nur wünschen, daß seine lehrreiche Schrift in der Parteipresse die verdiente Beachtung in größerem Umfange finde als bisher.

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68


ICLF (N)
RECEIVED
SEP 6 '68 -12 M
RIVERSIDE
INTERLIBRARY LOAN
APR 15 1971

